



AGATHON

B. Sonderland sc.

Ed. Schuler. sc.

Agathon

oder

der Führer durchs Leben.

Für

denkende Jünglinge.

Von

H. Scheitlin, Professor.

Mit einem Stahlstiche.

St. Gallen,

Verlag von Scheitlin und Zollikofer.

1842.

100 Kun

C 0882



7742.26707

V o r w o r t.

Verfasser appellirt um ein Urtheil über diese Vorträge nicht an's gesammte Publikum oder einzelne Kritiker, sondern nur an Jünglinge, und an Solche, die es wirklich jemals gewesen. Seit mehrern Jahrzehenden gewohnt, Vorträge, wenn auch über ganz andere Gegenstände und auf andern Standpunkten, eben Jünglingen zu geben, wird er, hoffentlich! die rechte Spur, über solche Gegenstände mit ihnen zu sprechen, nie ganz verloren haben.

Verfasser hat sich in allen Ständen denkende Jünglinge gedacht, dennoch aber nicht für die Dürftigen, weil diese beinahe Alle ganz unbesenen sind, und nicht für die Hohen geschrieben. Für beide will er Andere schreiben lassen.

Warum er sich über manches Erwartete nicht, dafür über Nichterwartetes oft ziemlich weitläufig ausgesprochen, darüber muß er sich, wenigstens vor sich selbst, gründlich rechtfertigen können; wer jedoch die Jünglinge, wie sie sind und sein können, kennt, wird finden, daß, eben ihrer wegen, ein gewisser Takt im Wählen nöthig sei. Das aber wird schnell

genug in die Augen springen, daß er für keine, weder kirchliche noch politische, noch irgend eine andere, sondern nur für die ganz allgemeine oder menschliche Konfession, in welcher nun einmal doch alle Andern als Besondere aufgehen müssen, geschrieben habe.

Lavater sagte, er wäre zufrieden, wenn er durch jede Predigt, sei es auch nur Eine Seele aus der Sünde rettete, Verfasser wäre es schon, wenn sein ganzes Schriftchen nur Etliche Jünglinge vor Bösem sicherte und zum Guten erweckte. Das wird er doch hoffen dürfen! Wer wollte ohne Hoffnung für Andere schreiben wollen? Auch der Aufgang eines wahren, guten, väterlichen Wortes ist ein Licht, ein Sonnenaufgang, und wird als Solcher gewiß Einige erleuchten und erwärmen. Unter einem guten Worte versteht Verfasser auch ein Solches, das Gott von Nichts abtrennt, Alles mit dem Religiösen in Verbindung setzt, und jedes menschliche Verhältniß durch Dieses gestellt und geregelt wissen will. Im Leben soll Einheit, dadurch im Heitern Ernst, im Ernstern jedoch auch das Heitere sein. Selbst das himmlische Christenthum muß in der Welt sein. In dieser Ansicht bietet der Verfasser dieses Schriftchen an.

Rede an die Jünglinge.

Ich möchte mich Euch, denkende Jünglinge! als Führer anbieten, nur fragt es sich, ob Ihr mir, den Ihr vielleicht nicht einmal dem Namen nach kennet, Euer Vertrauen schenken, mich als Führer haben wollet.

Die Reise durchs Leben bedarf eines Führers; denn sie ist eine, wenn nicht schlimme, doch gefährvolle Bergreise. Sie geht über Felsengräte, an Abhängen, über Gletscher und Spalten. Dem Führer aber sollte Vertrauen geschenkt werden. Ohne Führer und Vertrauen, ohne das Eintreten in die Fußstapfen seines Rathes kann sie auf immer misslingen, sogar mit Tod und Elend enden. Zwar wird auch dem so Verunglückten ein Leichenstein gesetzt, aber nur zur Warnung für Andere.

Ich war einst jung, wie Ihr jetzt seid; jetzt bin ich, mit Euch verglichen, alt, jedoch nicht so alt, daß ich Euch nicht mehr begreifen könnte, oder Ihr mich nicht mehr zu verstehen im Stande wäret. Können doch sogar sehr hochbejahrte Greise noch mit ihren Enkeln und Urenkeln einen

geistigen Verkehr treiben, sich einander doch noch verständlich machen. Es gibt Jünglinge, die schon Greise sind, und Greise, die nie altern. Solche können mit Jünglingen im Denken noch Schritt halten, aber vor der Unnatur greisiger Jünglinge zittern sie.

Ein Führer ist nicht ein tochter, stillestehender Wegweiser, sondern ein wahrhaftiger Lebenszeuge, der den Weg selbst von Anfang an gemacht hat, und nun Denen, die ihn ebenfalls machen wollen, sein Auge, sein Wort, seinen Rath, seine Hand, wo und wie es nothwendig wird, leihet. Solches muß er sein und thun, mag er selbst noch Jüngling, oder Mann mit reifem Alter, oder gar schon Greis mit Silberhaaren, in die sich seine goldenen Loken umgewandelt, sein.

Beinabe selbst noch Jüngling wurde ich Lehrer für Jünglinge in den unermesslichen Gebieten der Naturkunde und Philosophie, und lernte im Laufe mehrerer Jahrzehende eine große Menge Derer, die ihr Leben dem Denken zu widmen sich angelobt hatten, kennen. Da sah ich Viele aufblühen, erstarken, Früchte bringen, aber auch Einzelne von Krankheit und dem Tod zerknickt, frühe welken, oder sogar selbst sich zerknicken und verderben. Ja, ich sah Blühende verdorren, Verständige thöricht, Unschuldige schuldig, Barte roh, und Religiöse dem Religiösen abhold werden. Verirrten sich je von Hundert auch nur Fünfe, o wie Schade war es um sie, die edeln Naturen!

Ich sah auch Solche, welche wegen verfehlter Natur und Erziehung nie zum Anfang der Weisheit kamen. Aber wehmüthigangenehm sind die Wahrnehmungen, daß Versunkene, Solche, die schon in der Tiefe, im Sumpfe sich wie einheimisch gemacht hatten, sich wieder aufrastten, wieder in die Höhe, wieder gen Himmel schauten, Verlornes schmerzlich vermiffend, wieder auffuchten, wieder erringen wollten. Und sie fanden es wieder, und es kam in ihr Gemüth für das verlorne, stille, frohere, helle Morgenroth der Kindheit ein neues, doch ernsteres, Abendroth. Zwar verharren einzelne Versunkene auf immer in Morast und finstern trüben Tiefen; dennoch nahm ich sogar in Solchen im Sterben noch einen Blick nach Oben wahr. Viele, gelobt sei Gott! wandeln sittlich und heiter, das schändde Sprichwort „Jugend ist nicht Tugend“ Lügen strafend, über Berg und Thal als wie durch Blumenebenen. Aber immer nur Einzelne, Seltene, suchen die Höhe schon sehr frühe zu gewinnen, und schweben mit kühnen Flügeln, jungen Adlern gleich, von Weisheit zu Weisheit hinauf. Wie Salomon sah ich, ohne Salomon zu sein, das Alles, denn meine Augen waren offen, und gingen in die Gemüther und in's Schicksal der Menschheit hinein.

Darum, Jünglinge! will und kann ich's versuchen, Euch einen Weg durchs Leben zu zeigen. Wir wollen aber auf dem langen Wege Meilensteine setzen, d. h. unsere Gedanken und Rätze in einzelne Vorträge zertheilen.

Warum aber auf dem Titel den griechischen „Agathon“? Ich hätte vielleicht treffender für manche Jünglinge den Polemon, den Aristoteles oder Des Carles hingesezt, aber Agathon ist eher mit Gellert gleichbedeutend.

Campe gab einen Theophron oder erfahrenen Rathgeber für die unerfahrene Jugend, Gellert moralische Vorlesungen für Jünglinge, ein Unbekannter eine Moral für Jünglinge, und Sydow in seinem „Jüngling und Mann“ eine große Menge Rätze; Alle aber gaben, was sie gaben, nicht auf unserm Standpunkte. Wieland hat uns in vier Bänden einen griechischen Jüngling Agathon, Fenelon in seinem Telemaque einen Fürstenson gegeben, der längst verbliehene Miller das Universitätsleben in einem Briefwechsel dreier Jünglinge geschildert; Scheidler in seiner Hodegetik dem jungen Akademiker gesagt, wie er seine Hochschule wissenschaftlich und sittlich benutzen soll. Jeder Führer aber wandert mit einem eignen Häufchen Reisefestiger, und gibt demselben seine Rätze gern in eigner Form. So schreibe ich nur für die, die ich mir denke.

Wir wollen zuerst von vergangenen Dingen sprechen, und von dem Punkte aus, auf dem der Jüngling steht, zurück bis zur Wiege schauen.

A. Der Sonnenaufgang.

Der Mensch schläft anfänglich in tiefster Finsterniß unter dem Herzen der Mutter, ist aber daselbst, mag er sein und werden was nur immer, nur auf den Willen des Ewigen entstanden. Nach langer Vorbereitung wird er endlich mit großen Gefahren aus dem Schmerze, ja beinahe aus Todesleiden und Aengsten der Mutter geboren. Da tritt er, wie eine kleine Sonne, aus der Nacht in dieses Leben hervor, und erleuchtet augenblicklich Alles um sich her, wie es uns Correggio in seinem berühmten Gemählde: „Die Hirten bei der Krippe“ dadurch, daß er alles Licht über die ganze umstehende Gruppe vom Kindlein Jesus ausgehen läßt, sehr sinnvoll dargestellt hat. Wirklich ist der Neugeborne wie eine kleine Sonne von seinen Eltern erwartet worden. Ach, welche Liebe sprach das freudeleuchtende Auge der Mutter, als sie dich, den sie schon hatte, endlich einmal sah! Sie sah dich an mit den Augen wahrhaftig eines Engels (ihre Liebe ist ein Solcher), und deine Neuglein leuchteten hinwiederum sie an eben als die eines Engelchens. Es gibt kaum etwas Lieblicheres als ein neugebornes Kind. Auch der Vater sah dich mit liebender Freude, wenn auch mit etwelcher Sorge an. Die Mutter sorgte nichts; sie war nur Empfindung der Gegenwart, als sie dich an ihr Herz legte; der Vater hingegen gedachte, deine Stürme voraussehend,

der Zukunft. Und die ganze Verwandtschaft vernahm die Kunde: Ein Kind ist uns geboren, ein Sohn ist uns gegeben! „Die Freude ansagen“ ist vielen Ortes mit der Anzeige eines neugeborenen Kindes Eins.

Freilich ahntest und merkest und sahest du von allem diesem nicht das Mindeste. Du sahest zwar, sahest aber doch nichts, hörtest zwar, hörtest aber doch nichts Verstehbares. Du warest nur Empfindung statt Bewußtsein, und erinnerst dich darum keines Einzigen der geschehenen Dinge, obschon sie alle dich, dich am meisten angingen. Deines Vaters Bewußtsein wurde durch dich außerordentlich gesteigert, und deiner Mutter Gefühl erstieg den höchsten denkbaren Grad.

Von Stund an ist das Leben der ganzen, kleinern oder größern Haushaltung größer, innerlicher, lieblicher geworden. Du hast, von dir nicht einmal geahnt, eine ungeheure Veränderung hervorgerufen, und schon durch die bloße Ankunft ins große Rad des Schicksals der Deinen eingegriffen. O, wie viel Glück oder Unglück lag für Alle, Alle unsichtbar, in deinem Herzen noch verborgen!

Ja, was wird aus dem Kindlein werden? fragten jene Frauen, und Mütter mit größter Theilnahme bei der Elisabetha, der Mutter des Täufers. Elisabetha konnte nicht antworten. Das Kind wurde etwas Außerordentliches. Sein Vater konnte Einiges von ihm vorher sagen, aber an deiner Wiege stand kein Prophet. Ja, was wird aus

dem Knaben werden? dachte Mancher, der dich in der Wiege liegen, deine Neuglein nach dem Kerzenlichtchen drehen, dich jeden Ton belauschen, und dich die kleine Welt anstaunen sah. Ja, was ist zu werden? Eine Centnerfrage, oft ein prophetisches Seufzen!

Man nahm sogleich mancherlei mit dir vor; man richtete dich hübsch zu, und trug dich zur Kirche, zur Laufe; man betete über dich, und weihte dich zu irgend Etwas ein. Eleusinische Geheimnisse noch für dich! Man trug dich nun der Mutter wieder heim, und gab dich ihr — als einen jungen Christen. Du merktest jedoch von allem Geschehenen nichts, du hast nur wieder Unverstehbares gehört, Undeutbares gesehen. Du warst nur in der Welt außer dir, warst noch nicht in dir. Kanntest du den Sinn der Worte „Mutter, Vater, Bruder“ nicht, was dachtest du erst bei den Wörtern: Leben, Gott, Bestimmung, Ewigkeit, christliche Pflicht und Gemeinschaft? Ein Wurm und du, waren darinn noch völlig gleich unverständlich. Du fragtest ja nicht einmal, was dich unmittelbar aufs allerstärkste anging: wie du geworden, was und wo du nun seiest, warum und was du hier sein, werden, anstreben, leisten sollst, und wohin es am Ende aller Dinge mit dir komme. Fürs Allergrößte interessirtest du dich gar nicht, desto lebhafter fürs Allerkleinste — d. h. immer nur ums Trinken und Essen, um ein weiches unbehindertes Liegen, und deinen langen Schlaf. Ach! wer dich als ein solches

Kindlein sah, hätte auf die Frage, was aus dir werden werde? antworten wollen: Nichts, gar nichts!

Doch! auch das kleinste Kind zeigt bald reges Leben und großen Eifer für seine Zwecke. Es schaut und hört, es tastet und fühlt, es weint und schreit und lächelt, es träumt und denkt ein wenig. Es zeigt Liebe zur Mutter, Neigung zur Abwärtlerin, etwelche Besorgniß vor dem derbern Vater. Es kommt ihm die Ungeduld, der Zorn und Eigensinn. Es liebt starke grelle Farben, führt alles zum Munde, verderbt noch mit zarten Händchen was es verderben kann, und plaudert mit sich selbst. Es scheint Etwas werden zu können. Aber von Eigenthum und Ehre weiß es immer noch nichts, und Moral, Religion und Aesthetik hat es nicht. Sein Leben schwimmt und spielt nur noch immer wie auf der Woge der Mächte. Viel scheint es doch nicht werden zu können. Da erscheint das süße Wort „Mutter, Vater“ endlich hörbar auf seinen Lippen. Es ist plötzlich ein Verwandter, ein Mensch geworden, es hat sich mit dem Vater, der Mutter, durch diese mit allen Verwandten und allen Menschen durchs Wort verbunden, mit allen sich in einen geistigen Verkehr gesetzt. Jüngling! schon damals erzählte die schneller befriedigte Mutter der ganzen Verwandtschaft, was du geworden seiest.

Es will aus dem Kindlein Viel werden! Siehe nur, (in Allem, was du an Andern siehst, siehst du dich selbst!)

wie es strebt, wie es sich aufrichten, wie es groß sein will. Es will sprechen, es kennt seine Hausgenossen, es fürchtet die Fremden, es kriecht hin und her, es verlangt, wenn es einmal in die Welt hinausgetragen worden und ungeheure Dinge: Häuser, Pferde, Bäume, gesehen, immer nach der Thüre. Aber man muß es noch tragen! Ein Mensch, ein gefühliches, geistvolles, ein zum Gedankenflug und zum höchsten Himmel berufenes Wesen, und dessen Name daselbst schon eingeschrieben sein soll, muß noch wie ein Thier, von dem ein alter Historiker gesagt hat, daß die Natur es vor sich hingestreckt und dem Bauch gehorsam gebildet habe, kriechen, und das Selbstständige muß sich mit seinen Füßen, auf denen es stehen und gehen, springen und klettern sollte, immer noch tragen lassen. Ja! es soll sogar fliegen lernen, und doch hat es keine Flügel, und sein Geist zeigt noch keinen Anfang davon. So wiegt im Kinde Niedriges und Hohes mit einander. Was kann es also werden? Ein Räthsel ist es! Ein Widerspruch wirds werden! Oder, geschieht einmal eine Ausscheidung? Tritt einmal eine Harmonie der kämpfenden Elemente ein? Wird das Thierische das eigentliche Menschliche, das wie ein Morgenroth heraufzuglänzen verspricht, überwinden, oder das Menschliche wieder herunter in der Thierheit Nacht versinken? Ja, wird die Thierheit, die Sinnlichkeit, das Irdische fliegen, das Menschliche, und, wenn etwas Göttliches in ihm sein sollte, auch dieses fliegen

müssen? Von Manchen Kindern bleibt das Eine oder Andere sehr lange ungewiß; Andere entscheiden sich, sogar ihrer selbst nicht klar, sehr bald. Immer jedoch arbeitet im Kinde etwas ganz Eigenes, ein Selbstisches, ein Geist oder Genius, der noch tief unter der mit dem körperlichen Organismus verbundenen Seele liegt, wirkt und in die Seele heraufsteigt. Dieser Geist ist des Kindes Eigenthümlichkeit, und stellt die Kinder offenbar schon am Ende des ersten Jahres weit auseinander. Ja, welche Verschiedenheiten dann schon? Nicht Ein Geist, nicht Ein Kind ist dem Andern gleich. So warst auch du, Jüngling! schon damals etwas Eigenes. Zwar wollen alle Kinder, daß man sie beschäftige, und jedes Kind beschäftigt sich mit allerlei, aber jedes will und thut auf eigene Weise.

Die Sprache ist im Kinde entstanden. Nun setzt es, statt des Namens, das ich. Hiemit ist es plötzlich ein Mittelpunkt der Welt, ein Gegensatz der Unendlichkeit, und durch diesen wahrhaftig wundervollen Akt des Bewußtseins sich selbst ganz klar geworden. Erst jetzt gehört es sich selbst und der Welt zugleich an.

Es weiß noch nichts von Raum und Zeit, und handelt doch ganz denselben angemessen; es hat keine Botanik, und dennoch Blumen sinn; es hat keine Moral, und dennoch Anfänge der Moralität; kein Glaubensbekenntniß, und dennoch schon einen Glauben. Es glaubt an sich, die Eltern und die Welt. Aber doch gehen ihm in buntem Be-

bensspiele die ersten Lebensjahre nur im Traume und wie ein Traum vorüber. Es schaut den Sternenhimmel an und den Garten und die Sonne; es tummelt sich im Hause, auf der Wiese, in der Straße herum. Es denkt und will viel, und plaudert immer von dem, was es, wenn es größer geworden, wollen und thun werde. Sein Gott sind ihm immer noch Vater und Mutter. Bald gewinnt es größere Liebe zur Mutter, größere Achtung vor dem Vater, weil die Mutter oft an diesen appellirt. Ehe es zur Schule geführt wird, kann es die Händchen schon falten, und schaut es die Mutter ganz eigen an, wenn es sie beten sieht, und die Mutter sagt: Wart' Kind! Ich will dich beten lehren; du bist schon groß genug. Und sie lehrte dich zu allererst das „In Gottes Namen, ins Bettchen gegangen!“ Lächle, Jüngling! nicht über diese deine ersten Gebetchen. Du singst in allen Dingen so tief unten, d. h. so kindisch, an. Aber das Gebetchen war nicht einmal so kindisch, als du jetzt meinst. Mit diesem Gebetchen war dir der Anfang einer göttlichen Lehre gegeben; in ihm begegnete das Wort deiner Mutter deinem kindlichen Gemüthe, welchem ein religiöses Etwas angeboren ist. Die Mutter setzte es in dir mit Recht voraus, sie fand es, sie merkte es, und es trat als ein Gefühl hervor. Da erklang die heilige Saite zum erstenmale. O, daß sie nie wieder verstummte, nie schon verstummt wäre! Und auch das war gut, daß sie dich eher beten als Gott ver-

sehen lehren wollte. Die Hände in Andacht falten, ist besser als Gott erklären wollen, das mit Gott reden besser als von Gott reden. Doch verwilbertest du allmählig ein wenig im Umgange mit Straßenjungen, und nahmst schon verschiedene Unarten an. Ein ganzes Heer drohte hervorzubrechen. Da fing man bald an, mit dir von der Schule zu sprechen. Was sie dich lehren sollte, hattest du schon oft sagen gehört. Wilde Kreuze und Querstriche auf der Rechentafel machen, konntest du schon. Du nanntest es Schreiben und Zeichnen, und Lesen nanntest du das Plaudern in ein vorgehaltenes Buch hinein. Aber von der Schule selbst hattest du keine klare Vorstellung, denn, was man nicht erfahren hat, weiß man nicht recht.

Schon nahm dich die Mutter einmal mit in die Kirche. Der Gottesdienst war dir ein Unbegreifliches. Du mußtetest todstill sein. Nur der laute Gesang gefiel dir, aber die Predigt? die war unheimlich. Wie lange durftest du nicht Kind sein, mußtetest du wie ein Erwachsener thun? Du hattest die Mutter gebeten, dich einmal mitzunehmen. Nun wußtest du, wie es in der Kirche sei, und wußtest es doch nicht. Du fragtest die Mutter, was der Mann auf der Kanzel gesagt habe, und sie konnte dir nichts anders sagen, als — du sollest brav und artig sein. Das kam dir gar sonderbar vor, weil er dich doch nicht kannte, zu dir kein Wort gesagt hatte. Aber die Sache blieb doch als Eindruck in deiner Seele.

Da führte dich die Mutter, nachdem sie dich gelehrt hatte zu sagen, du wollest gern in die Schule gehen, in einem neuen Kleidchen zum Lehrer hin, und stellte dich ihm, wie Hanna ihren Samuel dem Propheten, als ob auch du ein Prophet werden sollest, vor. Der Lehrer kam dir ja wohl wie ein Prophet vor. Kannst du dich dessen noch erinnern? Die Meisten erinnern sich dieser Stunde lebhaft und klar durchs ganze Leben. Der Lehrer sagte nur erst, du sollest fleißig kommen, und wies dir ein Plätzchen an, und die Mutter fügte bei, du sollest also thun, und — verließ dich.

So war nun die erste Periode deines Lebens schon vorüber, vorüber waren die ersten süßen Tage deiner Kindheit. Lieblich hatte die Sonne beim Aufgang in dein Leben hineingestrahlt, und deine Kindheit war selbst wie aus Strahlen der Sonne gewoben. Darum war dir alles so heiter, darum ruhte das Auge der Mutter so gerne auf dir, darum hatte dich Jedermann so lieb. O, diese Sonnentage waren, sind dir nun hin, und — kommen nie, kommen dir nur etwa als wehmüthigsüße Erinnerung in deinen eignen künftigen Kindern wieder.

Du warst nun in der Schule, und mußtdest darin sein. Es war dir sonderbar zu Muthe. So viele, ebenfalls kleine, Knaben, und einige größere, vielleicht auch Mädchen, die du auf den Gassen zu neken schon gelernt hattest, alle in Reih und Glied, wie deine Soldaten, aber sitzend,

wie in der Kirche die Erwachsenen! Mit der Aufmerksamkeit wollte es anfänglich nicht recht gehen. Wenn du nicht wolltest, wolltest du nun einmal nicht. Du warst der Schule gar bald satt. Du hattest etwas Lustigeres erwartet. Des Vaters Stimme aber gebot ein „Du mußt!“ Vorher eigenwillig, ging an dir das Wort: Da du jung warest, gingst du wohin du wolltest „und gürtetest dich selber, nun du aber älter geworden bist, gürtet dich ein Anderer“ buchstäblich in Erfüllung.

Ja, so sehr frühe gehen eigentliche Lebensprüche am Menschen, am Kinde allerdings nur in verjüngtem Maasse, und nur in dem, was die Erwachsenen Kleinigkeiten nennen, in Erfüllung. Aber dem Kinde ist das Kleine groß. Jedenfalls wurde durch die Schule in dir allmählig ein großes Leben aufgeregt, und aus deinen ersten Schritten und Zeugnissen zogen deine Eltern große Schlüsse für deine Zukunft. Haben sie richtig geschlossen? Du lerntest allmählig, langsam, nur die Mittel, ohne den Zweck zu kennen. Am besten gefiel dir das Tummeln, das Jugendfest, das Examenlob, die Ferien und die Geschenke. Aber wie das lange Sitzen, und der Tadel, und etwa eine Strafe, die über dich kam? Bald gings rascher. Was ins Leben griff, das Singen, Zeichnen, Turnen, Exerciren, gefiel dir viel besser als die kalte Grammatik. Dein Wissen und Kennen stieg, dein Leben entfaltete sich.

Welchen Eindruck machten auf dich deine Religions-

unterrichtsstunden, und welchen Einfluß übten sie auf dich? Die Geschichten des alten Testaments (mit diesen wird angefangen worden sein!) rissen dich hin. Sie paßten unbeding't zu deiner Jugend, und ihre dir völlig unbekanntem Begebenheiten, ihre räthselhaften Vorstellungen, ihre Riesengestalten und Wunder erfüllten deine Phantasie, deine Seele Tag und Nacht. Durch sie kam etwas Großes, so groß als die Welt um dich, nur in einer andern innern Weise groß, in dich hinein. Du wurdest ganz geschichtlichreligiös. Minder ergriff dich das einfachere und geistigere neue Testament; aber viel weniger noch galten dir die Anwendungen der Geschichten, oder die Lehren. Was noch mit der Geschichte verbunden wurde, konnte dir noch gefallen, aber der Lehrform des Katechismus, und dem Vortrage trockener Lehrsätze in trockener Art würdest du gerne entflohen sein. Im Unterricht in der Kirche (Kinderlehre) gabst du, wenn nicht gerade du selbst katechisirt wurdest, kaum Acht, und in den Predigten fandest du nichts für dich. In diesen phantastirtest du für dich in der Stille des verborgenen Gemüthes. Besser bist du dadurch nicht geworden. Es glitschte beinahe Alles über dich hinweg. Ja, vielleicht wurdest du allmählig fürs Religiöse sogar zu wild und wie gefroren. Vom Segen der Taufe wurde man an dir gar nichts gewahr.

Als du den Robinson lasest, wurdest du ein Schwärmer und Träumer auch bei Tage. Du sehntest dich nach No-

binson's Schicksal und Wandern. Die Reiselust kam mit dem Lesen von Reisebeschreibungen. Die Vaterlandsgeschichten fingen an dich zu begeistern, und es erwachte ein Kriegssinn in dir, mit ihm die Ehrlust in höherm Grade. Du trugst den Krieg auch in deine Kammeradenspiele. Den Werth des Geldes kanntest du schon wohl; du hattest zu Hause und überall genug davon gehört und wahrgenommen. Der Unterschied zwischen Reichthum und Armuth machte dich schon über Manches nachdenken.

Dein Verkehr mit den Geschwistern wurde lebhafter. Jüngern wolltest du ein Herr sein; du machtest jedoch viel eher deine körperliche als deine geistige Ueberlegenheit gelten; von moralischer war gar nicht die Rede, weil man dir selbst immer auch mehrere Unarten vorwarf und vorwerfen konnte. Wenn du gegen die Vorwürfe nicht troztest, so schwiegst du, und du thatest wohl daran. Du unterschiedest, aber immer noch unsicher und kindisch vergleichend, Gute und Böse um dich her, sicherer das Gute und Böse, das in dir selbst war. Du verglichst Kammeraden miteinander. Die Einen gefielen dir, Andere nicht. Es regten sich die Keime der Freundschaft, und die Geselligkeit des bloßen Miteinanderlaufens und Spielens und Sitzens verlor sich allmählig. Du verglichst nun auch schon Lehrer mit Lehrern, und entdecktest sogar in deinen Eltern, den Göttern deiner Wiege und Kindheit, Unvollkommenheiten, von welchen du vorher nichts geahnt hattest. Alles kam allmählig,

alles wuchs allmählig. Warst du vorher eine Art Raupe, so warst du nun ein schnurriger Käfer, ein flüchtiger Schmetterling.

Jedes Jahr erinnerte dich bei der Prüfung, daß du größer und wieder älter geworden, allein der Eindruck war flüchtig. Jedes Jahr wurden dir an großen Tagen neue Forderungen im Hausleben und in der Schule zur ernstesten Beachtung vorgelegt, niemals aber hast du ihnen völlig entsprochen. Dein Wille war nicht schlimm, aber mit dem Vollbringen gings unsicher und langsam. Wie vergeßlich warst du, wie leichtsinnig und ungehorsam, ohne böse zu sein! Die Mutter fürchtetest du schon nicht mehr. Am besten wirkten auf dich für die Eltern und Geschwister die häuslichen Feste, für Gott die Gebete und häuslichen Andachten.

Im zweiten Schulkurse machtest du Riesenschritte in der Erkenntniß. Das Vaterland, Europa, die Erde, die Natur, die Menschheitsgeschichte, selbst der hohe Himmel wurde dir, (wie du meintest!) aufgeschlossen. Du würdest schon ein Gelehrter im verjüngten Maaßstabe. Deine Mutter hielt nicht viel, der Vater mehr darauf, doch auch dieser nicht so viel als du. Du würdest, wenigstens im Hause, eitel, und kamst in Gefahr, deine Mutter wegen deines, ihr ganz entbehrlichen Gedächtnißwissens, zu ignoriren. Mit Hilfe eingelernter gelehrter Sprachformen würdest du unter deinen Geschwistern sogar ein kleiner Pedant. Die Erkennung der Natur und Welt und der großen leuchtenden Worte am Him-

mel machte dich nicht weiser, die Vorüberführung aller Mineralien, Pflanzen und Thiere durch die Hand des Lehrers, wie sie dort von Gott vor Adam, damit er sie benennen möge, vorübergeführt worden, füllte nur dein Gedächtniß, durchdrang nicht deine Seele. Durch die Menschengeschichte wurdest du Vieles, aber viel Dummes und Sündliches, inne. Das Studium der Mathematik lehrte dich demonstrieren, machte dich jedoch nicht sitzlicher. Die neuen Sprachen gaben dir nur mehrere Sprachformen, und die alten Klassiker machten dich gelehrter, dafür vielleicht ein wenig verkehrter. Das Ehrgefühl hatte sich in Rechtshaberei hinüber vermischt. Deine Kleinkinderspiele sahst du an Andern schon mit Verachtung an. Schon wolltest du das Wort „da ich ein Kind war, sprach ich wie ein Kind, und that ich wie ein Kind, nun ich aber...“ wie eine Erfüllung auf dich anwenden.

Ueber Berg und Thal schweiftest du nicht mehr mit dem Diensthofen, noch mit Vater und Mutter, sondern mit Kameraden deiner Lust und Hoffnung. Ueberall hörtest du Stimmen, überall rief dir die Natur und Gesellschaft. Immerfort warst du thätig, eifrig, wo es etwas zu ändern, zu bauen oder zu zerstören gab.

Der Unterricht in den Realsächern hatte dich zu einem Realisten, Sammler, Liebhaber von Steinen, Pflanzen, Muscheln, Schmetterlingen, Wappen oder des Etwas gemacht. Du suchtest Geld zu bekommen. Deine Geldnoth

machte dir die Welt zu enge. Du wurdest unwillig, weil dein Können nicht deinem Wunsche entsprach. Regte sich nie die Neigung in dir, lokendes Geld dir anzueignen? Eigentlich böses thatest du noch nicht oder nicht viel, streiftest jedoch oft nahe an ihm vorbei, aber auch Eigentlich gutes nur wenig. Beides war immer noch mehr Sache deines bessern oder schlimmern Naturells und deiner Erziehung und Gesellschaft, als deines bestimmten Willens. Zwar wußtest du schon so bestimmt als irgend ein Moralphilosoph, was Gut und was Böse sei, der Unterschied bekümmerte dich aber nicht viel. Eins jedoch hattest du vielleicht größtentheils in diesem deinem letzten Theil deiner Schulzeit verloren: die Frömmigkeit gegen Gott, Eltern und Lehrer. Du warst lange nicht mehr so religiös als in deiner Kindheit, betetest nicht mehr so innig und andächtig; der Unterricht in der Religion ließ dich nur zu oft, durch deine Schuld, kalt, träge, die Riesengestalten und Wunder der Bibel erlöschten in dir allmählig, und das Baarweltliche und Alltägliche nahm ihre Stelle ein.

Konnte dein Gewissen nicht schon damals große Anarten ertragen? war nicht schon viele Wahrheitsliebe aus dir entflohen, und du hebtest nicht mehr vor der Lüge, wenn sie dich aus Verlegenheiten reißen konnte? warst du nicht etwa auch schon allzuvergnügungsfüchtig, vielleicht zu über-
 vortheilendem Verkehr mit Andern geneigt, geneigt zum

Spiel und zum Glase? Es kann viel Böses sehr frühe kommen! Aber innige, an rechte Freundschaft gränzende Kameradschaft und Achtung vor denjenigen Lehrern, die dich verstanden hatten, und gerecht, billig und wohlbelehrt waren, waren immer noch deines Herzens schönes Erbtheil. Nur stund dein Fuß schon auf Glatteis. Du warst in den Jahren der Gährung, du braustest wie ein neuer Wein, warst in widrigen Jahren für dich und Andere, und machtest dich Andern vielleicht beinahe unerträglich. Du suchtest jedoch, dich selbst immer noch am allerwenigsten kennend, die Schuld in ihnen, in dir nie, fandest in dir nur völliges Recht. Du suchtest sogar eine andere Welt. Es war hohe Zeit eine moralische Luftveränderung mit dir vorzunehmen. Da verließest du die Schule. Wie froh warst du? Du glaubtest, es werde ein neuer Sternenhimmel für dich hell am neuen Horizonte aufleuchten! Schon hätte man aber eine Antwort auf die Frage: was aus dem Knaben werden werde, probiren mögen, und man hat sie probirt. Man sagt, was eine Nessel werden wolle, brenne bald. Dein Benehmen in der Schule und im Hause, besonders deine Zeugnisse aus Ersterer sollten die Basis zum Schließen auf deine Zukunft sein, aber, aber . . . man traute den Schlüssen nicht recht.

Welche große Zeit war nun schon für dich hin? Alle Frühstunden deines Morgens, ein großer schöner Theil deines Aufgangs. Es war schon etwa acht oder neun Uhr,

und das Morgenroth schon ganz verlöscht. Die Stralen brannten schon heißer. Bald kamen ganz neue und doch vorbereitete Dinge.

Schon früher war mit dir, oft, mit mehr oder minder erstem Worte, von zwei Dingen, nämlich von der Konfirmation und dem zu wählenden Berufe gesprochen worden. Die Mutter sprach öfterer vom Erffern, der Vater vom Beztern. Das Erstere wurde ein Mittel dich zu versittlichen, Bezteres in Bezug auf dein ökonomisches Fortkommen in aller deiner Lebenszukunft, besprochen. Ja, Konfirmation und Berufswahl — zwei große Themate, sehr verschieden, weit auseinander, und doch miteinander verwandt, einander so nahe, wäre es nur deswegen, weil sie in Eine, in eine bedeutungsvolle Zeit deines Lebens, fallen, die erste große Wendung deines irdischen Daseins bedingen. Ja, da sing man im engsten und bedeutungsvollsten Sinne des Wortes zu fragen an, was aus dir werden solle und werden werde? Ob Handwerker, Kaufmann, Arzt oder was; und — ob ein sittlichreligiöser Mensch und Christi?

Alles dein religiöses und christliches Wissen war nur erst fragmentarisch. Man hoffte viel Gutes von einem systematischen Unterrichte. Bisher war aus deinem Religionsunterrichte nicht eben die Hauptsache gemacht worden, nun sollte er Hauptsache sein. Ihm sollte Alles andere als minderwichtig weichen. Viel wurde auch von der Wahl des Religionslehrers gesprochen, falls gewählt werden konnte.

Niemals vorher hörtest du so entschieden wählen und verwerfen.

Du tratest bei deinem Religionslehrer für den Konfirmationsunterricht ein. Du empfandest, als du vor ihn tratest, ungefähr Etwas, wie damals, als du das Erstmal vor deinem Schullehrer standest. Zu Jenem gingst du in ganz unbestimmtem, zu Diesem mit bestimmtem Wissen, zu Jenem ohne alle Schulvorkenntnisse, zu Diesem mit nicht wenigen. Du konntest sogar wähenen, dieser Unterricht sei dir zum Theil entbehrlich.

Schon die erste Stunde machte dich auf die hohe Wichtigkeit dieses Unterrichtes aufmerksam, und füllte dich mit einem noch kaum je, oder noch nie empfundenen Ernste. Mit größerm Ernste sahst du diesen Lehrer, mit größerm diejenigen an, die sich mit dir unterrichten, und — zum ersten heiligen Abendmahlsgenusse zubereiten lassen wollten. Allen wurde Eine Regel, die religiös-christliche, in allem Benehmen für die ganze Zeit des Unterrichtes, vorgeschrieben, doch nicht in dem Sinne, daß diese Regel nur für die Konfirmationszeit gelten solle, sondern, damit du dir eine neue, ernstere, würdigere Weise von Stund an angewöhnest, du dich bis an's Ende der Unterrichtszeit nun in dieser, und zwar mit freiem Willen und klarem Bewußtsein, bewegen lernest, so dir selbst, von dir aus, den schönen Beweis leistest, daß du ernst und würdig, religiös und sittlich leben könnest, und daß dann diese Art und

Weise, diese Regel von dir für dein ganzes Leben zu befolgen sei.

Mit Ernst und Freude fingst du den Unterricht an, und Gebetsempfindungen durchströmten dich. Du fühltest dich augenblicklich ein wenig gehoben. Du hattest seit langer Zeit nie mehr so gern und von selbst deine Seele im Gebete zu Gott gehoben, du hattest auch die Kirche wieder lieber besucht, andachtsvoller zugehört, den Sonntag würdiger gefeiert, dich mehr des Ernstes beflissen, mehr Friede mit deinen dir gleichgestellten Hausgenossen gehalten, warst besonnener, arbeitsamer, sanfter, uneigennütziger, redlicher in Wort und That, dankbarer und ehrerbietiger gegen deine Eltern. Man sah dir an, welchen Unterricht du genießest, man nahm mit Freude dein besseres Sein und Thun und Geben wahr, und die Mutter freute sich in der Stille des Herzens deines Erwachens fürs Christliche. Sie sah dich religiöse christliche Bücher lesen — ihr Etwas Neues, doch Gehofftes. Sie sah dich vielleicht auch beten. Du wirktest wohlthätig auf die ganze Haushaltung ein. Die schon konfirmirten Geschwister verstanden dich, die Nichtkonfirmirten ahnten nur.

Vielleicht hast du den ganzen langen Unterricht klar aufgefaßt und zu Papier gebracht, dir selbst das erste Buch geschrieben, bist ein religiös-christlicher Schriftsteller geworden. Wie genau horchtest du dem Unterrichte, damit dir nichts entgehe? Wie fest suchtest du die Gedanken und

Worte in dir zu machen, damit du sie unverstümmelt und ungetrübt mit nach Hause nehmen könntest? Wie eiltest du niederzuschreiben, und wie wohl war dir im Niederschreiben deines Lehrers, und — deiner Gedanken? Das waren dir seltsame Stunden! Du gäbest sie jetzt noch nicht hin für viele Andere! Einzelne Konfirmanden sind in dieser Zeit in der That wie kleine Heilige, und das christliche Element bewegt ihr Herz fort und fort, und nicht wie der Engel dort den Teich zu Bethesda nur bisweilen oder selten. Vielleicht hast du, ein kleiner Antonia, der weise Kaiser alter Zeit, schon seit mehreren Jahren ein Tagebuch gehalten, und es durch die Konfirmationszeit fortgesetzt. Aber, wie ganz anders wurde es vom Tage dieses Unterrichtes an? Es nahm augenblicklich eine religiöse und christliche Richtung an, fuhr in dieser Richtung, in dieser neuen, größern, edlern Bedeutung fort, und schloß sich am Tage der Konfirmation, dem Schlusse des Unterrichts, oder des ersten Abendmahlsgenusses mit Gebet und heiligen Gelübden.

Die Eltern nahmen alles wahr. Sie behandelten dich nun selbst auch schon würdiger, größer. Sie erleichterten dir dein Thun. Sie hofften mit warmer Seele, du werdest dich nun unbedingt fürs Rechte und Gute, fürs Edle und Christliche bestimmen. Der Vater, hoffte auf mehr Sicherheit in der Rechtschaffenheit, die Mutter auf mehr Wärme fürs Evangelische. So ergänzten ihre Hoffnungen

einander, und Beider gerechte Hoffnungen solltest eben du in dir verwirklichen. Du hobest deine Eltern selbst auch durch ihre auf dich gestellten Hoffnungen höher. Schöne Erinnerung, auf seine Eltern im Allerwichtigsten wohlthätig eingewirkt zu haben! Alle können auf Alle wirken, Alle wirken auf Alle! Du warst, dir unbewußt, ein kleiner Hoherpriester in deinem Hause, dem kleinen Tempel oder Heiligthum. Wolltest du dir aber je irgend einen Fehler im Betragen während dieser Zeit erlauben — augenblicklich wäre dir die Aeußerung: Man merkt dir nicht an, daß du in den Untereicht gehst, entgegengetreten. O, wie oft sagte die Mutter: „Will's Gott, so wird unser . . . ein brafer, guter Mensch!“ Sohn! Jüngling! bedenke, daß die Mutter „Will's Gott“ seufzte, und daß Gott es wirklich will!

Es ging eine Stunde, ein Tag nach dem Andern dahin. Nach Durchgehung aller, wie man sich gewöhnlich ausdrückt, „Glaubens- und Sittenlehren“ nabte sich die Lehre von den christlichen Tugendmitteln: vom Gebet, vom Lesen christlicher Schriften, von der Feier der Tage des Herrn und der christlichen Feste, von Taufe und Abendmahl, und der Konfirmation selbst. Da wurde dir noch ernster und wärmer. Täglich aber wurde alles Vorgetragene vom Lehrer selbst ins Leben hineingeführt, und du fingst an einzusehen, welch eine Wahrheit, Schönheit, Seligkeit das Christenthum fürs Leben und im Leben sei. Du hattest es früher

wahrhaftig niemals geahnt, und noch minder mit deinen Augen wahrgenommen. Ja, der Unterricht war dir ein Schlüssel zum wahren Leben!

Niemals vorher wußtest du, was deine Taufe bedeutete. Vom Abendmahl wußtest du gar nichts. Vielleicht sahst du etwa einmal dem Abendmahlsgenusse zu, oder du kanntest doch die Zeit, den Ort und die Absicht der Einsetzung durch Christum, allein vom Innerlichen wußtest und hattest du noch gar nichts.

Die letzte Stunde nahte sich. Sie kam. Der Lehrer drängte noch allen seinen Ernst und alle seine Liebe zusammen, war ganz Andacht und Heiterkeit. Zuletzt warnte und bat er nur noch. Er wischte sich eine Thräne aus den Augen. Du wurdest erschüttert. Du wußtest nicht, daß der Lehrer für dich weinen können, daß der Lehrer sich aus dir eine Gewissenssache mache, daß ihm so viel, ja so Viel an dir liege. Du hattest vielleicht über die Lehrer ganz anders sprechen gehört. Nun sahst du. Aus deinen Augen stürzten Thränen. Jüngling! Du hast nicht gewußt, daß du so weich bist, daß du in Religionsstunden mit deinem Lehrer und Andern weinen könntest, nicht gedacht, daß dein Schöpfer dir ein so empfindliches Herz gegeben. Du warst muthwillig, vielleicht schon ein kleiner stürmischer Löwe, wie auf Raub ausgehend. Du bist gezähmt worden. Das Evangelium hatte dich gezähmt. Wie war noch des scheidenden

Lehrers Schlußgebet? Erinnerst du dich noch? Es galt auch dir!

Es war dir nicht angenehm, daß der Unterricht schon zu Ende war, und du vom Lehrer und den Mitunterrichteten scheiden solltest. Du hattest in ihm einen Lehrer fürs ganze Leben gewonnen, und mit Einigen der Letztern, die dich gerade durch ihren Ernst angezogen, wahre Freundschaft geschlossen. Du nahmst dir vor, ihn und sie gar niemals zu vergessen. Gibts edlere, Gott wohlgefälligere Freundschaftsbündnisse, als die, welche in solchen Zeiten, in solchen Stunden, an solchen Orten geschlossen werden? Freunde im Konfirmationsunterrichte gewonnen, sind ewige Freunde. Und derjenige Lehrer, der dich zum Abendmahle bereitete und konfirmirte, der wird doch, wenn er deinen Namen vergißt, dich selbst niemals vergessen. Sage ihm später, in welcher Noth des Lebens nur immer du bist, er rathet, er hilft, er dient dir. Er hat es dir versprochen. Sein Unterricht war auch für ihn eine Konfirmation, ein Band, ein Gelübde.

Betend mit heiligem Ernste hast du den letzten Unterrichtstag geschlossen, betend den großen Tag der Konfirmation begonnen. Welch ein Tag auch für dein Haus, besonders für deine Mutter! Sie war Zeuge der großen Handlung, deines Gelübdes, deiner Thränen und der Worte deines Lehrers, und sie behielt alle diese Worte in ihrem Herzen! Dein Konfirmationstag war dir und Allen ein heiliger Tag auch ohne Abendmahl. Dein Herz war still

und übervoll. Du hattest mit bestimmtem Bewußtsein versprochen, in allen Tagen und Zeiten deines Lebens, in Allem Thun und Lassen, allen Freuden und Leiden, bis zum Tode — ein wahrer Christ zu sein. O, erwäge es heute noch!

Der Tag des Abendmahls stieg auf. Wie feierdest du ihn? Ja, du hast ihn gefeiert! Dein ganzes Gemüth war aufgeregt. Es war eine Art Sturm in dir, aber ein angenehmer.

Nun war das Taufgelübde, das deine Eltern für dich thaten, als du noch in den Windeln lagst, auf deine selbst-eignen Schultern hinübergelegt. Man nannte dich einen erwachsenen Christen, einen Wiedergeborenen (Neophyten), einen Jüngling, der nun die Moral und das Evangelium wohl kenne, nun beide mit Selbstständigkeit anerkenne, und Gutes und Böses jetzt in einem tiefern Sinn als früher unterscheiden könne, so daß dein Thun von Stund an nicht mehr deinen Eltern, sondern dir selbst zu Verdienst und Schuld angerechnet wurde. Du fühltest dich größer, stärker, männlicher, und glaubtest nun Ansprüche auf Mehreres in der Welt und Gesellschaft zu haben.

Aber, Jüngling! wenn du dich nur größer und vornehmer fühltest, nach der Konfirmation oder wohl gar durch sie nur größere Ansprüche an die Welt und Gesellschaft erlangt zu haben glaubtest, dich nicht religiöser, christlicher, sittlicher fühltest — o, die Lehre wäre dahin!

Um allen Unterricht wäre es Schade, und die Konfirmation wäre in dir durch deine Schuld zur Sünde geworden. Ei! nicht um der Welt, sondern um deiner Seele Willen, nicht für die Zeit, sondern für die Ewigkeit, nicht um sinnlicher Güter, sondern um des Himmels willen bist du konfirmirt worden. Oder, wars etwa nicht so? Soll die Konfirmation wohl gar ein Herüberruf zum Leichtsinne, zur Thorheit, zum sinnlichen Genusse, zur Sünde sein und dienen? Ach! sie ist es, leider! für sehr Viele!

Darum kann, wie kurz die Zeit zwischen deiner Konfirmation und diesem Augenblick ist, schon gefragt werden, ob du die Gelübde nicht etwa nur im geschriebenen Konfirmations- oder im Tagebuche, sondern in dir selbst aufbewahrt habest, ob sie noch klar und wahr, wie schwarz auf weiß, in deiner Seele stehen, ob sie sich seitdem in der Gesellschaft nicht schwächen, die Schrift nicht schon verbleicht, nicht etwa gar schon ausgelöscht sei? Jüngling! Jüngling! denke darüber nach. Die Sache ist wichtig. Was ewig geschrieben stehen soll, sollte nicht schon innert etlicher Wochen, Monate, Jahre verschwinden. Es gibt eine Geheimdinte (sympathetische), die schnell verschwinden darf, weil sie durch chemische Mittel sogleich wieder hervorgerufen werden kann, aber, wenn das, was der Unterricht und der Konfirmationstag, dein Gebet und Abendmahl, wie mit einer sympathetischen Dinte in dich geschrieben haben, ausgelöscht und verschwunden wäre, ob es eben so leicht

wieder hervorgerufen, hervorgezaubert werden könnte? Und wie, wenn es erst noch mit kräftigen und tiefen Zügen von dir in dich geschrieben worden? Stehe hier noch einen Augenblick mit mir stille. Ich muß dich an Vorübergeeiltes erinnern.

Der Unterricht sprach mit dir über Gott, Christum, über deine Pflicht in dem dir nun neuaufgehenden Leben, von den Segnungen, die der Pflichterfüllung theils beigegeben sind, theils unmittelbar auf der Ferse d. h. dir bis zum Sterben folgen, oder deiner jetzt schon in der Ewigkeit warten. Der Unterricht rief das Biblische und Christliche, das aus der Schulzeit her in dir gewesen, wie aus einem Grabe hervor, und wollte dich dahin bringen, alles Vergangene und Künftige, alles Seiende und werdende im christlichen Lichte, rein evangelisch, zu betrachten. Du warst dieser Betrachtung nicht gewohnt. Sie kam dir ganz neu vor. Du prüftest jedoch, weil du noch nicht konntest, nicht, ob sich wirklich alles menschliche Denken und Wollen, Thun und Leiden, Leben und Weben, ob sich dein künftiger Beruf, deine Gesellschaft, dein Reiseleben, deine Neigungen und Hoffnungen alle in solch' sonderbarem und wunderbarem, in solch' himmlischem Lichte, immerfort und bis an's Ende deines Lebens betrachten lassen, mit Einem Worte: ob du wirklich in allen künftigen Verhältnissen ein Christ im höchsten Sinne sein und bleiben könntest, und die Konfirmation nicht nur dein Wollen, sondern auch dein Können

weit, weit überflügelt habe? Oder sollte sich dein erhöhtes christlich-religiöses und sittliches Gefühl etwa nur auf die kurze Konfirmationszeit beziehen? Sollte das erste Abendmahl das Ende einer bessern, und der Anfang einer schlimmern Zeit, wie oben gesagt, nur ein Schlüssel zum Eintritt in die größere Welt, nur ein Recht zu neuem Unrecht, nur eine Vollmacht zu den Thorheiten, Unarten, Unordnungen und Sünden sehr vieler Erwachsenen sein, und durfte dein lautes Gelübde in dir mit dem Festklange der Glocken verklingen? Hast du mit dem Festgewande auch den Festschmuck deiner Seele abgelegt? Bist du heute besser als du vor deiner Konfirmation warst, oder schlimmer, oder nur so ungefähr gleich? Schon das Letzte machte dich gewiß vor dir selbst verwerflich. Sollte das Zweite möglich sein dürfen? Nur das Erste ist eines denkenden Jünglings werth.

Allerdings geriethest du schon auf mancherlei Gedanken. Zwar kam dir im Unterrichte alles wahr und gewiß vor. Er schloß sich ja nur an deinen frühern an, und ist auf diesen nur mit geringen Abänderungen des Inhaltes gebaut worden. Nun aber will dir etwa einmal ungewiß werden, daß Alles, daß die Natur, daß der Beruf, daß das gesellige Leben, daß alle Wissenschaften und Künste, daß alle Festlichkeiten und Genüsse religiös, sogar christlich betrachtet, alles christlich angefaßt und angewendet werden könne, daß zwischen Wollen und Können, Sollen und Dür-

fen, Müssen und Können, zwischen Welt und Pflicht, Welt und Kirche, Zeit und Ewigkeit, Erde und Himmel, dem Menschen und dem Evangelium kein Widerspruch sei, und beruht dich dabei auf andere und geachtete Männer, die dem stärksten Widerspruche hingegeben sind. Du wählst vielleicht schon die Verbindung des Christlichen mit der Welt und dem möglichen Leben sei nur erkünstelt, sei erträumt, und nimmer könne eine Harmonie zwischen ihnen wahr nachgewiesen werden.

Ich will annehmen, du seiest noch gläubig, oder, wenn du lieber willst, du seiest schon in Religionszweifel verstrickt, dein Vater, oder ein Freund, oder irgend ein Buch, das dir scheinbar von ungefähr in die Hand gekommen, oder auch ein früherer Lehrer habe dich zweifeln gelehrt, oder auch dein eigener Geist sei geschickt genug gewesen, Zweifelsgründe aufzufinden, und das viele Räthselhafte im Religiösen und Christlichen zu entdecken. Ich will annehmen, was du nur immer willst, nur nicht, daß du schon ungläubig, d. h. unreligiös geworden seiest. Unterdessen nur Dieses:

Du wirst noch in manche Zweifel, nicht nur im Religiösen und Christlichen, sondern in Allem hineingerathen, wirst durch eine Nacht der Seele wandern müssen, dann dich aber gerade in diesem Zustande, obschon du dann ein Gebundener bist, freier wäghen. Ja, es kann mit dir dahin kommen, daß du in der dichtesten Finsterniß des

Zweifels und Unglaubens helle zu haben und sehr klar zu sehen meinst. Ein solcher Zustand ist gar sonderbar, und kann sehr leicht gefährlich werden. Rufe diesem Zustande nicht, und schürze dir keine Zweifel. Es könnte dich deine Ruhe, deinen innern Frieden, ja, deine Sittlichkeit und alle Freude deines Lebens auf sehr lange Zeit kosten. Einzelne sind durch schnöde Zweifel sogar gänzlich versunken, völlig verloren gegangen. Darum halte dich einweilen noch, so fest du kannst, an deines Lehrers Worte. Nimm, (was du mit vollem Rechte darfst) an, er sei selbst den dir gezeigten Weg gegangen, und habe dir keinen andern zeigen können noch dürfen, ja daß, wenn er auch Manches nur um seiner Berufsverhältnisse wegen gesagt, von ihm doch alles Wesentliche nur deinetwegen gesagt worden sei. Hiemit sei ruhig, und wandle deine Straße froh. Nimm dir nur vor, im christlichen Sinne zu denken und zu thun, vor Augen und im Herzen Gott zu haben, mit festem unwandelbarem Gemüthe alles Böse ohne Ausnahme zu meiden, alles Gute, je nach Gelegenheit, freudig zu vollbringen, und, nach Pflicht und Wahrheit, die Mittel zum Rechten und Christlichen: das Gebet voran, den Freund, der deine Seele liebt, die Wünsche deiner Eltern, die Sonntagsfeier und alles, was du dir selbst als guten Rath geben kannst, gewissenhaft zu benutzen. Sodann vertraue! Du bist auf dem rechten Wege. Urge Unwahrheiten, Sünden und große Uebel triffst du auf ihm dann gewiß

nicht an, Reue und Beschämung begegnen dir nicht, und du kommst gewiß täglich dem, was du suchst und dir etwa bestimmt sein mag, näher. Wären dir jedoch schon Zweifel am Anständigen und Sittlichen durch deine eigene Aufführung, durch Blicke in's Leben Anderer, durch Lektüre oder Menschen, die dir Schlangenväthe geben, aufgestiegen, ja, dann stündest du schon auf einem glatteisigen Boden, und hättest schon eine Schlange in dir; dann drohte auch deiner Seele Lebensgefahr und Untergang. Augenblicklich müßtest du, wenigstens mit Hilfe deines bessern Gefühls, durch dein wahres Ehrgefühl eine große Wendung machen. Ohne Solches wärest du schon gänzlich verloren. O bedenke: Ein Jüngling ohne wahres, ohne ein brausendes, stürmendes, alles Gute, Löbliche, Sittliche, Befeligende erringewollendes Ehrgefühl! Was wäre er? Eine Unnatur, eine Mißgeburt! Ehre verloren Alles verloren! Ehrgefühl verloren, ebenfalls Alles verloren! Verwechsle jedoch Ehrgefühl nicht mit Eitelkeit, oder kindischem Eigendünkel, mit Stolz und Hochmuth. Das wahre Ehrgefühl ist gar bescheiden und demüthig. Das wahre Ehrgefühl ist Achtung vor sich selbst, das Bewußtsein Etwas besseres als nur ein Körper zu sein, das innige tiefe Gefühl eines höhern Seins und Lebens, unendlicher Bestimmung, und darum mit dem religiösen Sinn Eins und dasselbe. Ja, wollten dich die Sätze nicht sichern und retten, so schre und rette dich dein Sinn! So stehe einweilen, so

wandle einstweilen. Wir kommen auf diesen Punkt wieder zurück.

Doch, du wünschest vielleicht zu wissen, welche Sätze ich als Sätze des Konfirmationsunterrichts dir gegeben hätte. Die Sätze sind Rätze. So vernimm mich:

Die Welt ist zur Verherrlichung Gottes da — auch du sollst Gott verherrlichen. Alles ohne irgend eine Ausnahme soll von dir zur Verherrlichung Gottes betrachtet und angewendet werden. Alles ist von Gott, durch Gott, in Gott und zu Gott.

Darum ist kein Ding zur Vernichtung, sondern Jedes zur Verklärung bestimmt. Aus Gott strömen nur ewige Kräfte. Alle Dinge sind in ihren Kräften ewig.

In Gott leben, weben und sind wir. Darum fällt dir kein Haar vom Haupte, wie kein Sperling und keine Blume fällt, ohne Gottes Willen, ohne eine höchste Absicht. Jedes Ding im unendlichen All ist durch Gott und sich selbst mit allen Andern verbunden.

Aber jedes Ding steht auf einer bestimmten Stufe, der Mensch auf der eines göttlichen Ebenbildes oder Kindes.

Dem Menschen sind angeborne, aber erst später durch Unterricht und Schicksale ins Bewußtsein tretende Ahnungen oder Glaubens- und Hoffnungsideen, Urbilder der Vollkommenheit, wozu die Wahrheit, die Heiligkeit und Schönheit, und die, alle drei in sich aufnehmende Seligkeit gehören, als Angebinde gegeben. Sie sind uns von Gott

zur Beurtheilung aller Dinge und als Ziele unsers Strebens gegeben, und eben sie sind das Göttliche in uns.

Hier ist Alles unvollkommen. Keine dieser Ideen ist verwirklicht. Nur Gott ist vollkommen. Darum macht uns das Streben die Ideen so wohl in uns als in Andern zu verwirklichen, vollkommen, menschlichgöttlich.

In unendlicher Liebe zu Gott ist am meisten Wahrheit, Heiligkeit, Schönheit, Seligkeit. Darum sollen wir Andere und uns zur Liebe zu Gott erziehen. Die Liebe zu Gott führt am Sichersten zur Liebe zum Nächsten.

Das Gefühl der Liebe führt zum Gefühle seliger Abhängigkeit, und also zum Gehorsam. Hierin liegt die Religiosität der Religionen aller Völker.

Überall erweckte Gott Geister, die Religiosität zu wecken und anzufachen, oder mit ihm in einen Bund zu treten. Das alte Testament ist ein Produkt solcher Geister, das neue gibt uns den Vielgeliebten Gottes als seinen Stellvertreter auf Erden.

Dieser wollte sogar ein Himmelreich auf der Erde stiften, d. h. Gottes Willen oder unsere Ideen verwirklichen. Er that es, wir sollen es ebenfalls, thun es aber oft nicht oder kaum, oder hindern und zerstören sogar.

Wir sind Sünder und mangeln des Ruhmes, den wir vor Gott haben sollten; wir sind abgewichen und untüchtig geworden. Die Sünde ist zugleich das Elend, dessen Ursache, Mittel und Ende. Ohne Sünde kein Uebel!

Wir bedürfen der Vergebung der Sünde und der Errettung vom Elend. Den Weg zu Beiden zeigte uns Christus, der Weg, die Wahrheit und das Leben, beglaubigt von Gott durch wunderbare Lehren, Thaten und Schicksale. Ohne Solche ermangelte unser Glauben der Autorität.

Jedes Menschengemüth, jede Haushaltung, jedes Gemeinwesen, jeder Staat, soll, mit Christi Sinn, ein kleines Gottesreich sein. Hiemit wären alle Pflichten und Rechte ausgesprochen.

Unerlöst von der Unwahrheit, Sünde, Häßlichkeit und dem Elende ist wer außer diesem Reiche ist.

Ehre alle göttlichen Anordnungen: das Hausleben, die Ehe, den Beruf, den Staat, die Schule und Kirche.

Benutze die Mittel zur Würdigkeit der Mitgliedschaft im Gottesreich, besonders das Gebet und die Feier der Tage Gottes und Christi.

Bleibe darin! Du bist getauft. Befestige dich darin durchs Taufgelübde oder durch die Erinnerung daran; genieße die Seligkeit desselben im Abendmahl.

Diese Sätze scheinen mir, Jüngling! die Wesentlichsten zu sein. Prüfe sie, wenn du kannst! Jedenfalls können sie dir ein Wegweiser sein, jedenfalls halten sie dich von allem wissentlichen Unrechten und allem Irreligiösen ab, und erweken dich zum Guten, weil sie alle von Gott ausgehen und zu Gott hinführen, dir die Natur, das Leben und

deine Bestimmung verklären. Darum halte sie fest und — wende sie an. Genug einstweilen!

Noch habe ich mit dir über zwei wichtige Dinge eben noch in diesem Abschnitte, den wir „Sonnenaufgang“ überschrieben haben, zu sprechen, nämlich: über die Wahl eines Berufes und über die Freundschaft. Beide können, je nach Umständen, für dich so entscheidend werden, wie die Konfirmation. Es gibt im Leben nicht nur Eine wichtige heilige Stunde. Solche Stunden sind, was in Krankheiten die kritischen Tage.

Vielleicht jedoch hast du dir einen Beruf schon gewählt, vielleicht schon Freundschaften gebildet? Nun! so schauen wir eben mit einander besonnen in Beide zurück. Meine Ansichten können dir vielleicht als Maassstab zur Prüfung des Gewählten, zur Würdigung des Geschehenen dienen.

Im Konfirmationsunterrichte, in der Konfirmation und im Abendmahl sollte dir eine Sonne fürs christliche Leben, für die Wahl eines Berufes und Freundes, eine Sonne fürs äußerlichthätige Leben aufgegangen sein oder aufgehen. Auch der Beruf muß dir ein Freund und der Freund ein Evangelium sein.

Unter Beruf verstehen wir unser Verhältniß zum bürgerlichen Leben, oder die Art, in welcher wir unsere Kräfte für die Gesellschaft einsetzen, um von ihr die Subsistenzmittel des Lebens zu bekommen. Die Wahl eines Berufes hat also etwelsche Aehnlichkeit mit der Wahl eines Ehe-

gatten. Man kann verständig und unverständig, zweckmäßig und zweckwidrig, sogar sittlich und unsittlich wählen. Der Ausdruck „Beruf“ deutet erst noch auf einen „Ruf“. Man muß zu jedem Berufe entweder einen äußern oder innern Ruf bekommen. Man folgt dem Rufe. Aber der Werth des Rufs muß gewogen werden. Darauf aber kömmt, wenn nicht alles, so doch sehr Vieles an. Das Folgen oder Nichtfolgen kann uns beglücken oder verderben. Den Ruf zu werthen muß man ihn verstehen. Wer ist der ruft, und wer ist der, dem gerufen wird?

In der Urzeit lebte Jeder dem Akerbau, der Viehzucht, der Jagd. Der Verkehr fing frühe an, weil nicht Jeder alles besaß. Die Handtschaft entstand, das bürgerliche Leben entstand und entwickelte sich, mit ihm das Handwerk und die Stadt. Das Handwerk wurde allmählig durch den Geist ein Geistes- oder Kunstwerk. Man fing an, dem Geiste allein obzuliegen. Es entstanden Künstler im höchsten Sinn, Aerzte, Rechts- und Gottesgelehrte. Anfänglich konnte sich ein tüchtiger Kopf noch beinahe aller Künste und alles Wissens bemächtigen, ein „Etwas in Allem“ sein, jetzt aber ist das Können und Wissen so sehr zerpalten, daß es in manchen Dingen eines ganzen Menschenlebens bedarf, um Meister in Einem zu werden. Wer jetzt Alles betriebe, würde ein „In Allem Nichts“ werden. Man muß sich nur für Einen Paragraph des Könnens oder des Wissens bestimmen. Dieser Paragraph ist eben der Beruf.

Nur Eine Art von Beruf eignet sich für jede Seele, ungeachtet sie ein Inbegriff von Mannigfaltigkeiten ist, vollkommen, die übrigen Berufe nur annähernd, oder sie werden von ihr sogar abgestoßen. Denn, jede Berufsart hat für Jeden gewisse Annehmlichkeiten und Unannehmlichkeiten. Man sagt bisweilen: das möchte ich auch sein — das möchte ich, das könnte ich nicht werden. Wie sehr zieht Manche der Beruf eines Kaufmanns, eines Gastwirths, eines Landpfarrers an? Wie sehr wird Mancher von der Vorstellung: Wundarzt, Kaminfeger, Advokat, abgestoßen? Die Eigenlichkeiten der Berufsart sind eigentlich das Anziehende und Abstoßende; was aber den Einen abstößt, gerade das zieht den Andern an, und umgekehrt. Es muß demnach zwischen der Seele und dem Berufe etwelche Wahlverwandtschaft sein, wenn sie sich mit einander sollen verbinden können. Ohne solche können Seele und Beruf, wie es doch sein sollte, niemals ganz Eins werden. Zum Glück gibts mit einander verwandte Berufsarten, was die Wahl der Entscheidung erleichtert.

Ich studire für mein Leben gerne die Fächer der Philosophie und Naturkunde, Andere hingegen abhorren sie. Der Maler reißt nicht gerne Farben, der Prediger memoriert nicht gerne. Wie viel kömmt darauf an, ob das Unangenehme oder Angenehme in dem Berufe, den wir wählen, für uns sei? Andere können für uns nicht entscheiden. Man sollte selbst wählen, kann jedoch vielleicht nicht. Der

Knabe sollte wählen, kennt aber die Objekte oder den Inhalt der Berufsarten nicht. Das ist schlimm. Knabe und Beruf, Subjekt und Objekt müssen ganz für einander passen. Er sollte also sich selbst und den Beruf, ehe er sich entscheidet, kennen!

Die Wahl ist groß. Die vielen Berufsarten sind sehr verschieden. Es sind es auch die Neigungen und Fähigkeiten. Manchmal stehen erst noch die Neigungen mit den Fähigkeiten, demzufolge der Knabe sogar mit sich selbst, und nicht nur mit dem Berufe, den er will, im Widerspruche. Wie unglücklich wählt Mancher auch deswegen! Wie sehr bedarf er eines Mentors!

Die Meisten wählen ohne Rathgeber, und ohne alle Prüfung ihrer Verhältnisse, und der Berufsarten selbst. Nebendinge entscheiden! Nach der Kasteneinrichtung der Indier war jeder Sohn verpflichtet, seines Vaters Beruf zu lernen, d. h. Gelehrter, Krieger, Kaufmann, Künstler (Handwerker) oder Aftersmann zu werden. Keiner durfte je aus der Einen Kunst oder Kaste in irgend eine andere hinübertreten. Wir finden diese Einrichtung unnatürlich, lächerlich, beengend, weil sie bindet, kettet. Weil jedoch jede Kaste einen sehr großen Spielraum hat, in der Gelehrtheit viele Wissenschaften, im Handwerke viele Berufsarten liegen, und, der Regel nach, der für Eine Wissenschaft Geeignete auch zu andern Wissenschaften, der Kunstsinige zu mehreren Kunstarten geeignet ist, so war die Sache fürs

Genie und die Freiheit so gar schlimm denn doch nicht, als wir es in unsern, allen Banden abholden Zeiten zu denken uns etwa geneigt fühlen. Jene Einrichtung hat sich nun einmal doch durch Jahrtausende erhalten. Die Unserige ist noch nicht durch so viele Zeit bewährt. Und mit dieser ihrer sonderbaren Einrichtung sind die Indier in allen Gebieten des menschlichen Geistes und der menschlichen Hand sehr weit vorgebrungen. Die menschliche Anlage ist gar vielgestaltig und lenksam. Der Mensch kann auch allzufrei sein, und zu vieler Freiheit wegen niemals zum Entscheide kommen, oder endlich erst noch sehr übel wählen. Auch hierin muß sehr oft das sogenannte Glück zu Hülfe kommen. Ohne dieses wäre auch in diesem Gebiete des Unglücks noch zehnmal mehr. Sollte sich aber ein Knabe immer nicht entscheiden, so träte endlich des Vaters Wille und Gebot doch auch als Zwang ein, oder es müßte sogar das Loos zu Hülfe gerufen werden. Bemerkenswerth ist auch, daß die Indier alle Stände oder Kasten aus dem Geiste und Willen des obersten Gottes hervorgegangen sein ließen. Aus Bramas Haupt, so sagten sie, ging die Kaste der Gelehrten, der Krieger aus den Schultern, der Kaufmann aus der Brust hervor, aus dem Unterleibe der Handwerker, aus den Füßen der Ackermann. Klüglich aber erheben sie alle Kasten als von Gott, und als Gottes Geschenke. Sie waren und sind darin klüger als wir.

Bei uns entscheidet oft einzig der Beruf des Vaters, oder die Werkstatt des Nachbarn, die wir als junge Knaben oft vielleicht wegen ihrer lustigen Gesellen oder der lärmenden Arbeit gern besuchten. Andere entscheiden sich aufs Anrathen eines ihnen wohl bekannten Lehrlings, oder nach dem Beispiel eines lieben Kameraden, dessen Fähigkeit und Neigung von der Ihrigen ganz verschieden ist, oder auch das Wort des Taufpathen oder Oheims u. s. w., weil er das Lehrgeld ganz oder theilweise gibt, vorschießt oder auch zusammensucht.

Es gibt nichts so Unbedeutendes, das im Zeitpunkte der Entscheidung nicht ein ungeheures, alles überwiegendes Gewicht werden könnte. Man sagt im Scherze, ein Baukünstler habe einen Thurm auf die Spitze, also ins vollkommne Gleichgewicht erbaut, aber eine Fliege, die sich oben auf einen Rand setzte, hob das Gleichgewicht auf, und — der Thurm stürzte. Ein Bild dessen, was wir behaupten!

Oder der Knabe ist oder scheint ganz sich selbst überlassen, auf sich selbst geworfen, und seiner Frage um Rath tritt ihm immer, dem Schein gemäß wohlwollend, die Antwort: ich sage dir nichts, du darfst selbst entscheiden, entgegen. Entscheidet er sich — alsobald zeigt sich der gewünschte Beruf in der Unterredung darüber bald zu theuer, bald nicht auf den Wohnort berechnet; bald ist keine rechte Schule, kein rechter Meister zu finden, oder der Knabe ist

noch zu jung oder schon zu alt, vielleicht zu schwach, zu unbeholfen, nicht beredt, nicht kühn genug u. s. w. Unwillig ergreift der Herumgeworfene den ersten besten Balken. Die Wahl ist gemacht, die Entscheidung geschehen, der große Wurf gethan, aber — unglücklich.

Er tritt ein. Bald mißfällt ihm der Beruf, den er sich ganz anders vorgestellte hat. Bald ärgern ihn der Herr oder Meister, Gehülfsen oder Gesellen, Lehrer oder die mit ihm auf gleicher Bahn sind, der Tisch, das Bett oder was nur immer, Frau oder Kinder des Hauses. Er will um jeden Preis wieder aus dem Bann, aus dem Unglücksberufe. Er weint oder trotz. Der Vater gibt endlich nach, und läßt ihn einen andern Beruf, ebenfalls wieder auf gut Glück oder Unglück wählen. Oder, er schreibt ihm nun selbst einen Beruf mit der Bemerkung, daß kein dritter Versuch mehr gemacht würde, er nun an diesen zweiten mit eisernem Bande geschlossen sei, mit herben Worten vor. Nun ist der Knabe aus dem Regen sogar in die Traufe gekommen. Nimmer findet er sich wohl. Unwillig hält er, wenn er nicht etwa noch sogar einen dritten Beruf erzwingen kann, eine unglückliche Verzweigung aus. Unzufrieden reist er später in seinem Berufe, unzufrieden wird er, heimgekehrt, endlich, darin Meister oder Herr, und unzufrieden bleibt er darin, bis er — zu spät wieder ändert. O der Unklugheit, dich, Unbelehrten, selbst wählen zu lassen, oder den eben so großen, Dir, ohne Dich im mindesten zu ver-

nehmen und zu Rathe zu ziehen, nur vorzuschreiben! Solchem Unglück im Wählen, solcher Unflugheit im Gebieten sollte doch wohl vorgebogen werden können oder wollen! Ich möchte, Jünglinge! die Ihr schon entschieden habt, schon in einen, sei es wissenschaftlichen, militärischen, kaufmännischen, künstlerischen oder landwirthschaftlichen Beruf eingetreten seid, wissen, was Ihr für Erfahrungen hierin gemacht habet, und wie es Euch bis heute ergangen sei. Die Meisten könnten mir eine für sie und mich interessante, theils offene, theils geheime Geschichte darin erzählen. Seid Ihr alle mit Euerer Wahl, mit Euerem neuen Verhältnisse zufrieden? Ihr habet schon gewählt, aber diese meine ersten Vorträge sollen eben an schon Vorübergeeiltes erinnern. Erinnerungen thun oft sehr wohl, und klären manches Dunkle auf. Wir spinnen den Faden, der noch in unsern Händen ist, miteinander fort.

So lange noch nicht entschieden ist, ist der ernste, nachdenkende Jüngling oder Knabe miszmüthig, der leichtsinnige, gedankenlose hingegen träge oder vergnügungslustig. Freudig aber tritt der Erstere in seine Bahn, wie ein junges stolzes Pferd, sobald sie ihm eröffnet ist. Ja, wie ein Kriegstross ist er bereit, wenn die Trompete zur Schlacht ruft, bereit wie die Sonne am Osten zum Aufgange zu laufen ihr Tagewerk, das sie kennt, das sie vor sich sieht. Der Gedankenlose, weil er sich nur vorschreiben ließ, im Wahlgeschäft keine Selbstthätigkeit entwickelt hat, tritt gleich-

gültig, ohne Freude ein, zu gehen mechanisch im Tret-
rade, zu treiben die Kurbel.

Wir unterscheiden die Berufe in Bezug aufs Defono-
mische, aufs Körperliche und aufs Geistige, das Geistige
insbesondere noch in Bezug auf die Intelligenz, die Phant-
tase und das Gemüth. Die Meisten aus Euch werden einen
intelligibeln Beruf ergriffen haben.

Manche Berufsarten fordern große Geldkräfte, Lehr-
gelder, Fonds, ein Anlage- und ein Betriebskapital, z. B.
die Landwirthschaft, die Pharmazie, die Buchdruckerkunst.
Solche Berufsarten sind den Armen nicht zugesagt. Der
Arme, der es wagt, in einen solchen Beruf einzugehen,
muß späterhin, wenn ihm nicht eigentlich ein romanhaftes
oder phantastisches Glück zu Theil wird, immer Knecht
sein, betteln, borgen, angsten. Andere Berufsarten fodern
eine eisensfeste Gesundheit, große Körperstärke, ungemene
Bähigkeit der Lebenskraft, große Gewandheit des Körpers.
Mancher Beruf zerstört die Lunge, löscht das Auge aus,
verderbt die Ernährungsorgane, ergreift das Nervensystem
tödtlich, impft den Gliedern ein Gift ein. Wie mancher
Vater, wie mancher Sohn nahm hierauf bei der Wahl
keine Rücksicht! Dann folgte für beide späte Reue. Den
Vergolder, den Modelstecher, den Kupferstecher machte die
Arbeit blind, den Flachmaler tödtete sie frühe durch die Blei-
folik, der Steinhauer erlag dem Steinstaube auf der Brust,
und der Maurer hielt Sturm und Wetter nicht aus. Manche

Organismen werden vom Sigen bald leidend, und verkümmern wie Pflanzen ohne Wasser und Sonne. Zwar gewöhnt sich Mancher an's Neue gefährliche, wie man sich an Opium und Arsenik gewöhnen kann, vielleicht jedoch gewöhnt er sich nur das Sterben an. Der Beruf sollte dem Leben zuträglich sein, zur körperlichen Natur des Berufsmanns passen! Es gibt auch Berufsarbeiten, die halb körperlich und halb geistig sind, ja wenige Berufsarten sind nur Hand, so daß sie alles Geistes ermangeln dürften. In Beztern fände wenigstens der denkende Jüngling und Mann keine Beschäftigung, keine Befriedigung, selbst wenn sie noch so einträglich gemacht werden könnten, was jedoch kaum statt fände, weil meist nur der Geist Reichthum machen kann. Bei solchen Doppelberufen ist zu erwägen, ob beide nöthige Elemente im Wählenden vorhanden seien. So bedarf es z. B. zum rechten Landwirth (Agronom, Landökonom) einer rechten Hand und eines rechten Geistes. Je minder Geisteswerk bei mehr Handwerk, desto mehr Thier- desto minder Menschenwerk!

Hand und Geist bedarf der Mechaniker. Er muß berechnen und verfertigen können. Die Mechanik ist für die Industrie eine reiche Ernte in neuester Zeit geworden. Geistleere Handwerker werden in unsern Tagen aus der freien Welt hinaus in die Arbeitshäuser hineingestoßen.

O wie manche Pfscher gibts unter den Handwerkern! Bald ist der Lehrmeister, bald der Lehrlinger, oft

Beide Schuld. Aber ein tüchtiger Handwerker ist hochachtenswerth, eine große Kraft und Ehre der Stadt. Wer Handwerker werden will, lerne doch die Puscherei nicht mit!

Das beinahe Reingeistige zerfällt in Verstandes-, in Phantasie- und Gemüthlichgeistiges, sei der Zweck aufs Dekonomische (Handelsstand), oder auf den rechtlichen Besitz (Jurisprudenz) gerichtet. Der Phantasieberuf ist der des wahren Künstlers. Gemüthlichgeistig ist im höchsten Grade die Gottesgelehrtheit. Wir sprechen nun von den geistigen Berufsarten.

Willst du, Jüngling! Kaufmann oder Handelsherr werden, so darf dir ein tüchtiger Verstand nicht mangeln, so muß dir ein arithmetisches Vermögen gegeben sein, so bedarfst du der Circumspektionsgabe, so mußt du kombiniren können, so muß deine Kühnheit, die wagende, der Sporn in dir, mit der Vorsicht, oder dem Zügel, in Uebereinstimmung stehen. Auf's Glück kannst du nie rechnen. Man nennt's kugelrund. Man kann es auch nicht bannen, keinen Bund mit ihm machen. Nicht die frühe sich kundthuende Neigung zum Schachern ruft zum Kaufmannsstande. Es müssen edlere Neigungen und schönere Künste sein. Darum kann auch nicht Jeder, dem es in einem andern Berufe nicht mehr gut geht, Kaufmann werden, wenn er dem Berufe Ehre machen will. Nicht sollte der Beruf ihm Ehre machen. Die Ehre muß von ihm kommen.

Wirklich wird gar Mancher, dem es im Handwerk nicht gut ging, Krämer oder Kleinkaufmann, was nicht zur Ehre der Kaufmannschaft klingt. Er muß dann aber doch ein guter Waarenkenner werden und guter Rechner sein. Andere Berunglückte machen sich ein Wirthshaus. Ehemals wurden sie sogleich Primarlehrer. Zur Ehre des Schulwesens jedoch hat sich dieses gänzlich geändert. Noch Andere wurden Advokaten, Rechtsanwölde. Unten den Kaufleuten gibts, leider! arge Betrüger. Wirst du Kaufmann, so lerne den Betrug nicht mit, sondern die Kaufmannschaft nur. Vergiß es nicht!

Ohne eignen Sinn für die Gesundheit der Menschen, ohne Sinn für die Naturkunde und insbesondere für die Physiologie, ohne einen tiefen, errathenden, prophetischen Blick in den Zusammenhang der Krankheit mit der Gesundheit, ohne ein mysteriöses Walten der Natur in dir, sobald du den Kranken anschaut und er dich anschaut, ist mit allem Studium der Natur und der Krankheiten und der Heilmittel, keine Möglichkeit in dir, ein wahrer Arzt zu werden. Ein Arzt muß eine Art Gott sein. Es muß ein Ruf an ihn ergangen sein — ein Ruf des Mitleidens zur Hülfe. Ruf und Mitleiden kann man nicht aus Büchern bekommen noch lernen, Mitleiden nicht aus der Natur, denn diese kennt es nicht. Aber absumpfen kann man es. Ist erst noch keine tiefgegründete Religiosität in dir, so wage es um so weniger Arzt zu werden. Nur zu

schnell geht der junge Arzt im Materialismus unter, nur zu schnell sieht er überall nur sinnliche Natur, Naturgang und Tod, statt Gott, Fürscheidung und ewiges Leben. Ein Arzt, nur im Dienst des Materialismus? Ein Arzt, der den Leidenden, Ringenden, Sterbenden nur in die Materie setzt? Ein Arzt, der nicht Dynamiker, nicht Naturphilosoph, dadurch nicht Idealist, und eben durch den Idealismus nicht religiös ist? Was ist ein solcher? Der Arzt muß ein Priester des Herrn gerade so wie in der alten Zeit sein. Ist ers, so ist er zugleich Hausfreund, so darf er auch beim Sterben gegenwärtig sein, so wird er auch nach dem Sterben noch gerne gesehen. Der Geist des Arztes muß sicher, sicher muß im Wundarzt besonders Hand und Auge sein. Es gibt unter Ärzten und Wundärzten Henker. O Jüngling! lerne, wenn du Arzt wirst, doch nicht Desartiges, sondern lerne, durch dein Mitleiden und deine Mithülfe in Gottes Dienste, heilen!

Nicht der Redseligkeit, nicht der Kühnheit im Schwätzen, nicht der Sophistikerkunst, sondern eines natürlicheren und reinern Gesezesinnes, eines tiefern Wahrheits- und Rechtsgefühls mit Klarheit in Gedanken und Worten, bedarfst du, wenn du Jurist, (Rechtsanwalt) werden willst, zu einem Staatsmann im höchsten Staatsdienste aber auch noch der Weisheit und politischen Philosophie, die jedoch nicht gelernt, sondern nur durch Anwendung entwickelt werden kann. Zu diesem sind immer nur sehr Wenige

berufen. Aber um in einem Kanzleibüreau unterzukommen, ist, in den untergeordneten Stellungen oder Sizen, nicht viel Gelehrsamkeit noch Weisheit nöthig. In diese gehe nur der Schreibkünstler, und wer zu unterst anfangen muß, in die Advokatie nur der unbedingt Wahrhaftige und Gewandte, aber in die höhere Staatsregion hinauf nur derjenige Jüngling, der ein Adlerauge und Adlerfittige hat. Sonst geht es ihm wie dem Ikarus. Im Juristen muß die Intelligenz als reiner Verstand vorherrschen, Gemüth jedoch darf ihm so wenig als irgend einem Menschen, wenn er nicht bloß eine Begriffsmaschine sein will, mangeln. Ohne Gemüth wäre er nur ein kluges Thier. Es gibt unter den Juristen häßliche Lügner, und Solche, deren Unwahrheit sogar vor Gott nicht mehr erröthen würde. Lerne vom Ius nur das Wahre!

Der Künstler bedarf der Phantasie im allerhöchsten Grade. Der Künstler muß erfinden können, ein Dichter, ein Prophet des Gemüthes sein. Der Maler überhaupt muß einen Dichtergeist in der Hand und im Pinsel, der Landschaftsmaler eine göttliche Seele für die große Schöpfung, der Historienmaler einen großen Begebenheitssinn, der Tonkünstler ein von Liedern wallendes Gemüth, der Bildhauer einen Ernst, eine Solidität, die dem Stein gleicht, der Architekt eine völlig symmetrische Seele, die einer Waage gleicht, eine Pythagoräische, in sich vollendete Zahl haben, sonst sind sie nur Macher. Auch müssen sie nicht nur theoretisch

wissen, sondern können. Aber, am vorherrschendsten muß ihr Sinn für die Schönheit, Jeder muß ein geborner Aesthetiker sein. Man kann nur die Kunst, die man schon in sich hat, studiren. Es gibt Künstler, die nicht einmal zu einem Handwerk taugen, und aus unbedingtem Eigendünkel die Kunst zu Grunde richten. Besser, du werdest ein künstlerischer Handwerker, als ein handwerksartiger Künstler.

Alles: Verstand, Gemüth und Phantasie, bedarf der Religionslehrer und Evangelist — voran das Walten und Wehen eines tiefreligiösen Gefühls. Die Religion ist fröhlichen Ernstes oder ernster Fröhlichkeit; das Evangelium ist im höchsten Grade. Ernstfröhliche Botschaften verkündet man der Welt laut. Der Prediger muß darum Bergpredigten vor allem Volke hoch von der Kanzel herab aussprechen. Beim Gedanken an's Evangelium und an's Volk (wozu Alle gehören), muß seine Seele hell auf erglücken können, und sich innig selig fühlen. Ein Heraklitos in Ephesos, allzutiefen Ernstes, der, grämlich und zornig, immer über die Sünde weinte, passte nicht zu einem Evangelisten, jedoch noch viel minder der Abderite Demokritos, der über die Sünde nur lachte. Wer evangelischer Prediger werden will, muß sich unbedingt den Stifter des Evangeliums als Vorbild setzen. Welcher Verstand, welches Gemüth, welche Phantasie war in diesem?

O Jüngling! wenn du dich nicht sehr verständig weißest,

wenn du nicht tief gegen die Sünde und das Elend, nicht tief für die Tugend und die Seligkeit und ein Gottesreich hier und jenseits fühlst, wenn deine Phantasie dich nicht hoch, nicht zu den Sternen und zum Himmel heben kann, so laß das Studium, von dem wir sprechen. Laß es, wenn du nicht mehr religiösen Sinn als andere gewöhnliche Menschen hast, wenn du nicht jezt schon Jugendfreund, Armenfreund, Krankenfreund und Freund von Sterbenden, Freund alles Elends, aller Versöhnung und alles Friedens, nicht schon ein kleiner Religionslehrer, zart und würdig, treu und fest bist. Jüngling! hierauf siehe! Nicht auf ein gutes Gedächtniß, das ja kein rechter Stellvertreter des Geistes und Gemüthes sein kann. Geist und Gemüth sind für den christlichen Religionslehrer das wahre Gedächtniß, das seinen Zuhörern Behaltbares aufs ewige Leben gibt. Erwäge ja lange und tief. In keinem Beruf muß man mit mehr Angst und Freude treten, in keinem ist man so gebunden, in keinem kann man sich so unglücklich und so glücklich fühlen, mit keinem läßt sich so schwierig irgend etwas Anderes verbinden, von keinem wird so viel gefordert, keinem so wenig verziehen, aus keinem kann man sich so schwer losreißen. Wenn du aber wirklich auf keine Verzeihung Ansprüche machen willst, und dich die größte Forderung an dich freut, ja! dann magst du es wagen! Aber nimm dich in Acht! Des Theologen Klippen sind, die Neigung den Glauben zu beherrschen, im Praktischen der

Mechanismus. Viele scheitern daran zum Aerger und Verderbniß der ihnen Anvertrauten. Vor diesen Klippen kann nur der evangelische Geist sichern! Auch wolle als Nachfolger der Apostel ja keinen Reichthum. Kaum paßt er zu einem Solchen. Der Reiche kann nie so ganz recht und innig mit dem Dürftigen oder der großen Zahl seiner Gemeinde verkehren.

Erst hier sprechen wir vom Lehrerberufe, weil er allein alle Stände und Berufe in der Schule vorbereitet. In so ferne, aber nur in so ferne, ist er der allerwichtigste. Der Lehrer muß ein Arzt, ein Evangelist und ein Künstler sein; er muß mit seinem Wissen Alle ansprechen, und von Allem und von Allen angesprochen werden. Was hat nicht schon der Primarlehrer zu leisten? Welche Kenntnisse müssen vom Reallehrer gefodert werden? Welche große Verantwortung lastet auf dem Führer der erwachsenen Knaben und Jünglinge? Vom ersten Schullehrer fodert man einen Jugendfreund im eminentesten Sinne, und beinahe ein mütterliches Herz, einen Sinn, der leicht den der Kinder findet und ihn gerne sucht, einen Geist, der den zu behandelnden Buchstaben der Fibel und die Zahl des Einmal Eins ist Eins, damit er nicht in den ersten Schulzeiten den Geist des Kindes tödte, anhauchen und sagen könne: Kind! nimm hin meinen Geist! Ja, dieser Beruf fodert einen Mann, der durch sich selbst lehrt, erziehen kann, und demzufolge selbst erzogen, und das

Wahre, Gute und Schöne in Einen Kranz zu winden vermögend ist. Wem es jedoch gegeben sein soll, Bildner, nicht nur junger Kinder, sondern rüstiger Knaben und höchstbildsamer Mädchen, oder gar von Jünglingen, die einst den Staat, die Schule, die Kirche und das Leben selbst zu leiten haben, zu werden, der bedarf, wenn nicht einen Genius, so doch höhere Talente, um alles Erwekbare zu weken, alles Wache wach zu halten, Allen, die Augen für sein Fach haben, sie aufzuthun, Alle für Wahrheit und Weisheit zu begeistern, und dadurch zu befähigen, das Höchste zu ahnen, und ergreifen zu wollen. Zwar wollen die Kinder von ihrem Primarlehrer nur Freundlichkeit, die Knaben von ihrem Reallehrer unbedingte Partheilosigkeit und einen kurzweiligen Vortrag, die Jünglinge wissenschaftliche Wahrheit und Achtungswürdigkeit, aber Keiner darf nur das sein, was gefodert wird. O, wer sich zum Lehrerberufe nicht ganz geeignet findet, bleibe von ihm ferne!

Vom Berufe des Kriegers sprechen wir nicht. Wir Alle ehren die Person des bescheidenen, sittlichen und tapfern Kriegers, wer jedoch wird diesen Beruf irgend einem Jünglinge, dem ein höheres Thun als der Kamaschendiens, und eine höhere Bestimmung als zu Tode zu schießen oder geschossen zu werden vorschwebt, anrathen? Ist aber der Jüngling von Natur eine Kriegsgurgel, unter dem Planeten Mars geboren, so läuft ja er selbst, ohne und gegen den Rath, wie das streitlustige Roß, der Trompete und Trommel nach. Will er

nun einmal Krieger sein, so wähle er sich den Ritter Bayard ohne Furcht und Tadel, als Vorbild, oder einen Gustav Adolf den Großen. Die nöthigsten Eigenschaften eines wahren Soldaten: Gemeiner oder Offizier, sind Muth und wahres Ehrgefühl. Den Muth aber kann man am wenigsten lernen. Den Krieg soll gar Niemand wollen. Sein Beruf ist blutig, die Abrihtung des Menschen auf seines Gleichen zum Angriff unmenschlich, stehendes Militär Unnatur, Ausartung der Gesellschaft. Im Kampfe einzig für's angegriffene Vaterland liegt des Krieges und des Kriegers Werth.

Der große, schöne, glückliche Beruf eines großen Güterbesizers auf einer Villa läßt sich eher erben als lernen. Wer zu einem Freiherren auf einem Schlosse bestimmt ist, bereite sich aber doch durch ein Studium der Landwirthschaft u. s. w. vor, auf daß er seiner großen Bestimmung, seine ganze Gegend zu lehren und sie zu segnen, ein Genüge thun könne. Wer jedoch als einfacher Landmann ein Leben will, studire theoretisch und praktisch alle Zweige seines künftigen Berufslebens, und gewöhne sich frühe an Entbehrungen und strenge Arbeit, an Genügsamkeit und ein Leben mehr in sich selbst und der Natur, als in den Menschen.

An Berufsarten, die sich nur auf einen Paragraphen des Wissens und Könnens, wie z. B. der Unterricht in neuen Sprachen, die Gärtnerei, die Tanzkunst u. s. w. beschränken, können wir kaum mit ihren Namen erinnern.

Am rechten Orte ist beinahe jeder Mensch etwas Rechtes. Viele können in Einem Gebiete ein auserwähltes Rüstzeug werden. Niemals jedoch wird Fichtenholz zu einer Flöte taugen, anderseits wäre es ums Buchsholz zu einem verächtlichen Geräthe ewig schade. Es bleiben manche Talente vergraben. Dem Höhern mag das Niedere, dem Niedere dem Höhere nie recht gelingen; doch ist möglich, herunter, nie aber mit Geling hinauf zu steigen. Nicht Einer kann Alles, ist zu Allem bestimmt. Es gibt keine Universalgenie's, nicht einmal Universaltalente. Grundverkehrt jedoch ist die Ansicht, daß alle Talente nur den höhern Ständen zugewendet werden sollen. Jeder Beruf fodert seinen Mann. Kleinjogg war als Bauer Philosoph.

D, wenn du, mein Jüngling! nur recht wählst, nur auf die rechte Stelle kömms! Wie innig wünsche ich es um aller deiner Zukunft willen, und wie sehr bedaure ich, Manche durch eigne Wahl in Verhältnissen zu sehen, für welche sie nicht taugen!

Hast du noch nicht gewählt, so sprich mit deinem Vater darüber. Er wird dein Freund sein. Sprich mit ihm lieber als auf dem Zimmer auf einem Spaziergange, weil sich das Herz in freier Luft leichter bewegt, und unter dem weiten heitern Himmel jeder Widerspruch leichter verfliegt. Sprich mit ihm auch nicht in abgemessener Schulgerechtigkeit. Abgestreift die Formen und Ketten, wenn es sich um Höheres, um Lebensglük, um freies, geistiges Wählen

handelt! Dein Vater und du müſſen im Geſpräche einander gleich ſtehen. Es darf nicht anders ſcheinen, als ob nur zwei Freunde, ein Aelterer und ein Jüngerer, mit einander ſprechen. Jeder rüſte ſich, Beide mit Miſſichten, aus. Der Vater achte auf die Zeichen der Zeit in dir, auf deine Wünſche und Einſichten als auf Knospen des Frühlings, auf das, was ſich in dir, in deinem Knabenalter entwikkelt, aus ihm ſchon zum Theil herausgewikkelt hat. Er ſollte aber ſchon lange wiſſen, wozu du tauglich biſt. Du jedoch laß den Vater ruhig ſein und dein Verhältniß entwikkeln, damit ihr Eins werden könntet. Um Einheit des Willens für die Lebenszwecke zwiſchen Vater und Sohn iſts, damit ſpäter nicht ein- oder gar gegenseitige Vorwürfe möglich und wirklich werden, ein gar hübsches Ding! Das Gegentheil iſt meiſt ein großes Unglück. Jeder bedenke, daß man mit Verſtand, mit Fachkenntniß, mit Fleiß und Ausdauer, d. h. mit innern Befähigungen, manches Aeußere, mit Aeußerem hingegen niemals oder nur ſehr kümmerlich das Innere erzeu gen könne. Ein ſcherzender Schriftſteller ſagt: Mit Verſtand und Geld zwingt man die ganze Welt, und hunderttauſend Thaler ſind ein großer Verſtand. Aber der Verſtand kann Geld machen, und nur Er es benutzen und verwahren. Die Verſtändigen gehen auf, Reichthum allein geht zu Grunde.

Haſt du, Jüngling! gewählt, gut: ſo ſuche nun einen Meiſter, Herrn, Patron; ſuche nun deine Werkſtatt, dein

Comptoir, deine Schule. Und gut, wenn dein Vater selbst dich zu ihm hinführt, dich ihm bringt, deine Schule, dein neues Verhältniß mit eignen Augen inspizirt, es nicht nur auf deine einseitigen Berichte ankommen lassen muß. Eigene Anschauungen allein befähigen ihn, dein neues Verhältniß zu verstehen, und deine Nachrichten richtig zu deuten. Allfällig sich ergebende Mißverständnisse lassen sich dann leichter heben. Auch muß ihm die Persönlichkeit deines Patrons oder deiner Patrone um deinet- und um seinetwillen sehr wichtig sein.

Du magst nun aber schon gewählt haben oder nicht, dein Vater mag noch so verständig und klug sein, und alles Mögliche erwogen, alle seine Erfahrungen zu Rathe gezogen, alle seine Vorsichtigkeit wie eine Flagge, die Richtung des Windes zu erspählen, aufgesteckt haben, und magst du selbst deiner Neigung, deines Talents, deiner Geschicklichkeit noch so sicher zu sein glauben, dennoch besteht das alte Sprichwort: Der Mensch denkt, Gott lenkt, dennoch hängt Manches, immer das Unbeachtetste, Verborgenste von der Fürscheidung ab. Nur sie durchschaut das ganze künftige Verhältniß, Vater und Sohn hingegen erspählen, sogar mit menschlichen Falkenaugen, nur Bruchstücke desselben, und können selbst mit einem Herschelschen Fernrohr nur einige Schritte vor sich hin sehen. Nur die Fürscheidung sieht, der Mensch kann nur langsam berechnen, aber er addirt, subtrahirt, multiplizirt und dividirt oft gar unrichtig. Darum —

Alles mit dem Gedanken an Gott, und nie ohne Hoffnung auf ihn! Ja, der Gedanke an Gott ist auch in der Berufswahl der wahren Klugheit Anfang. Mit dem Gedanken an ihn greift man, obschon man es sich nicht erklären kann, minder fehl als mit dem Gedanken an sich selbst nur. Man fügt sich mit ihm auch leichter und lieber in's neue Verhältniß und dessen allfällige Unvollkommenheiten. Der Gedanke an ihn verflüßt erst alles Angenehme, und macht es noch köstlicher. Er macht ernst. Leichtsinns taugte nichts in der Berufserwählung. Sie muß sehr oft des Leichtsinns wegen mißlingen.

Jünglinge! Ihr sehtet Euch aus der Jugendschule heraus, Ihr hofftet Befreiung von dem Euch lästig gewordenen Schulzwange, Ihr hofftet einen Zustand, in welchem Ihr Euch wie Raketen erheben könntet, hofftet, erwartetet wohl gar ein goldenes Zeitalter. Aber, Ihr habt es nicht gefunden. Ihr seid eingeküßt, werdet niedergedrückt, seid noch an die Erde gebunden. Es mangelt Euch zur freien Bewegung Raum und Zeit, zum goldenen Zeitalter aber das Gold — Ihr seid ja nur Lehrlinge, vornehme oder nicht vornehme, so oder anders benannt, und müßet als Solche Geduld, Gehorsam, Entbehrungen, wenn nicht mehr lernen, so doch üben. Mancher muß sie wirklich erst noch, und zwar mit Thränen, lernen. Da ist bald geschehen, daß man, was nur besondern Verhältnissen angehört, dem Beruf anrechnet, und — ändern will. Kein

Beruf und kein Verhältniß ohne Unannehmlichkeit! Klage
 ia nicht, wenn du vom frühen Morgen bis spät Abends
 arbeiten mußt, wenn sehr Viel und beinahe zu Viel von
 dir gefodert wird, wenn auf Fehler harter Tadel, auf ge-
 lungenes Thun geringes Lob folgt, ja, klage nie über
 Strenge, wenn sie sich auf den Beruf bezieht. Bei stren-
 gen Herren lernt man, der Regel nach, Viel, bei Lagen nur
 wenig. Du magst dich bei deinem Vater eines mildern-
 den Wortes getrösten, aber aushalten solltest du. An der
 Mutter Herz wende dich nicht. Es ist dir allzugeneigt.
 Das Aushalten bringt unter zehnmalen neunmal Ehre.
 Wenn du nur um dich herum und im Hause Sittlichkeit,
 Religiosität, strenge Rechtlichkeit und Berufsmeisterschaft
 wahrnimmst! Fehlte es an Diesen, so wärest du übel
 versorgt. Alsdann müßtest du, wenn nicht aus dem Be-
 rufe, so doch aus diesem Verhältnisse heraus, oder du müß-
 test dich um so fester an dich selbst halten können, deiner
 selbst völlig sicher sein. Wärest du es? Bist du es? Du,
 erst noch ein so junger Jüngling? Täusche dich nicht. Et-
 liche täuschen sich nicht. Leider mangelt in manchen Hän-
 fern das Eine oder Andere Nothwendige, in Mehreren bei-
 nahe oder gar Alles. Der Jüngling wird von seinem
 neuen Verhältniß angefaßt, er holt sich den moralischen
 und bürgerlichen Tod daselbst. O reißt ihn heraus! möchte
 man dem Vater, der Mutter zuruufen. Ihr habt Euch
 Allesamt verrechnet! Weil solches Verrechnen gegen Allen

Anschein möglich ist, sind viele Eltern in der Wahl des neuen Hauses so ängstlich, Andere, weil der falschen Rechnung oft gar nicht zu entfliehen ist, so bedachtlos, so leichtfertig.

Entweder bist du nun als Lehrlinge, (Jünglinge! stoß Euch an diesem Naturworte, das Euer Verhältniß ganz deutlich bezeichnet, ja nicht!) in welcher Eigenschaft nur immer! noch in deines Vaters Hause (der ungewöhnliche Fall!), oder du bist außer deinem Hause, aber noch in deinem Vaterorte, oder, von diesem ferne, d. h. in der Fremde. Leichter und schwerer ist die Lehrzeit in deines Vaters Hause, angenehmer und unangenehmer am gleichen Wohnorte, entscheidender die im Auslande, d. h. von allen den Deinigen entfernt. Genug hierüber!

Ihr habt in der Schule Kameradschaften geschlossen, und das Bedürfnis eines Freundes trat im Gemüthe immer weiter hervor. Ihr suchet und werdet suchen, aber was finden?

Verwechselt zuvörderst Freundschaft ja nicht mit Kameradschaft und Kumpanerschaft. Wählet Keinen, der sich wie von selbst gibt, und Keinen, der sich aufdringt. Catilina, das Haupt einer Verschwörung, sagte einmal, Gleiches wollen und Gleiches nicht wollen, sei Freundschaft; das gleiche Böse aber mit einander wollen, gegen wen und was nur immer! ist Verschwörung. Die Freundschaft muß ein sittlichreligiöses Moment haben. Zum Kegelspiel, zur

Karte, zum Glase, zum Scherze, selbst zur angenehmsten geselligen Unterhaltung, bedarf man keines Freundes. Ist die Freundschaft nicht ein eigentlicher Tugendbund, wozu man sie, begeistert, etwa hat stempeln wollen, so muß sie doch auf etwas Edles, auf den Geist, der nur das Wahre und Gute liebt, gegründet sein.

Welche Würde sahen die Griechen in der Freundschaft! Jeder Jüngling in Athen wählte sich Einen, nur Einen als Freund aus. An seiner Wahl nahmen, wie an der Wahl eines Berufes, die Eltern selbst den größten Gemüthsantheil. Sie ahnten und wußten warum. Der Schluß des Freundschaftsbundes war ein wahres Verlobungsfest. Sie tauschten Namen und Kleider. Jeder war nun der Andere, und eines Jeden Thun und Lassen wurde nun nicht mehr ihm selbst, sondern seinem Freunde, sei es zum Lobe oder Tadel, angerechnet. Wer demnach der Ehre seines Freundes warten wollte, mußte seiner eignen aufs genaueste warten. Erwarb sich der Eine im Schlachtfelde den Lorbeerkrantz, so wurde er dem Andern aufs Haupt gesetzt. Solche Freundschaften ehrten ganze Familien, waren des Gemeinwesens Stützen, und trieben herrliche Blüten und Früchte, am meisten für die Freunde selbst. Das waren doch aber gewiß Tugendbündnisse! Der Bund dauerte lebenslänglich, galt in Noth und Tod, und hinaus über diesen. Es ist begreiflich, daß sich die ganze Bürgerschaft in Athen dafür interessirte, wen dieser oder jener

Jüngling sich zum Freunde wähle, wem Er sich als Freund bestimme. Darum können wir nun aber auch so viele herrliche Züge der edelsten und heiligsten Freundschaft aus jenen Tagen lesen.

Hast du lieber Jüngling! hat Jeder unter Euch einen solchen Freund, der ihm Ehre bringt, und dem er, wenigstens gleiche, entgegenbringt? Glaubet Ihr Solche oder doch Einen irgendwo entdecken, finden, Euch aneignen zu können? Und welche wollen sich zu solchen Gegenleistungen anheischig machen, sich verbürgen? Ei! sind denn nur die Griechen, die wir zu den Heiden zählen, solcher Freundschaft fähig? Waren sie edlere Naturen als Ihr? Oder edler erzogen? Oder, was wars denn? Durch wen darf sich der christliche Jüngling beschämen lassen? Denket dem nach!

Kennst du den Freund des J. Hus, des verbrannten Verfechters der einfachen biblischen Lehre? — Er war mit ihm aus Böhmen durch alle Gefahren in die größte, an die Kirchenversammlung nach Konstanz gezogen, und saß dann mit ihm, dem Verurtheilten, Monatslang, freiwillig im Schlosse zu Gottlieben, im Kerkerloch, im Dunkel und Elend, gefangen, bis Hus im Feuer gestorben war. Es weicht der Freund vom Freunde nie. Wie sollte die Noth sie trennen! Sie hoben einander sogar in verschuldeter Unehre auf. Wir erinnern uns an David und Jonathan, die zwei Jünglinge. Der Prinz liebte den, der statt seiner des Vaters Thron besteigen sollte, wie seine eigene Seele,

und zerfällt für seinen Freund mit seinem Vater, dem Könige. Um ihn weinte denn aber auch David. Er war ihm lieber als Alles! Wir gedenken auch der von Schiller verherrlichten Bürgschaft des Freundes für den Freund! O, solche Jünglinge, solche Männer, solche Freunde müssen edle Menschen sein. Gemeine Kreaturen können solche Freundschaft nicht einmal ahnen, Irreligiösen muß sie nothwendig als Dummheit, als Unsinn erscheinen. Man könnte beinahe sagen, daß die Tauglichkeit fürs Ideal der Freundschaft das Maaß für allen Werth des Jünglings sei.

Welche verwirklichte Ideale der Freundschaft! Wir sollten glauben dürfen, daß es gegen das allbekannte Sprichwort Vollkommenes unter der Sonne gebe. Jener griechische Jüngling welkt, weil er zu viel Liebe zur Braut seines Freundes gewonnen, aufs traurigste hin. Nur gezwungen entdeckt er sich, schon beinahe unerrettbar verloren, vom Arzte gedrängt, nur Diesem. Der Freund, vom seelenkundigen Arzt unterrichtet, will die Braut ihm, damit er geneset, schenken, und reist, ohne Abschied zu nehmen, nur noch die Braut bittend, seinen Freund, statt seiner, auf daß er nicht sterbe, anzunehmen, auf ewig ab. O! es nahm wohl eher ein Jüngling, der sich Freund nannte, dem Freunde die Braut beinahe aus den Armen! Und könntest du, wie jener römische Kaiser, wenn dein Freund, arm, zerrissenen Gewandes, in Ketten, wenn auch schuldlos, doch als Verbrecher angeklagt, zur Verurtheilung vor

dich hingestellt würde, vom Throne heruntersteigen und aus-
 rufen: Dieser kann nicht schuldig sein, und — ihn um-
 armen. Der Erkannte war seiner frühern Braut Gemahl.
 Allerdings geschah solches nach einer langen Reihe von
 Jahren, innert welcher der schnell aus Athen Entflohene
 den Thron ersteigen konnte. Zwei griechische Jünglinge
 (erinnere ich mich recht, so waren's Polemo und Krantor)
 wollten noch im Grabe neben einander liegen. Eignaturen,
 die sich nur ihres Verstandes rühmen können, belächeln sie.
 Lassen wir sie lächeln. Es lächeln manche, in die soge-
 nannte Wirklichkeit, in die armseltige Praxis des Lebens
 versunkene Männer, sogar schon Jünglinge, die über sich
 und sie weinen sollten. Das Ideale, das der Wirklichkeit
 zum Grunde Liegende oder vielmehr sie Ueberfliegende —
 das ist die Wahrheit, das die rechte Wirklichkeit!

Wer einen Freund im edelsten Sinne gefunden, juble.
 Er hat einen Goldschatz gefunden. Er ehre ihn, behandle
 ihn zart, er bilde sich an ihm, er halte unabwendbar fest
 an ihm, er verzeihe ihm Fehler, und, anstatt Vollkommen-
 heit von ihm zu fodern, mache er sich selbst um seines
 Freundes willen immer vollkommner, statt Opfer von ihm
 zu wollen, bringe er selbst Alles, nur die Tugend und Ehre
 nicht, die kann ein Freund nie fodern, als Opfer dar.
 Dann reißt er zum Werthe Jener, von denen wir geschicht-
 lich gesprochen! Dann vermag er was Jene vermochten!
 Hat ein Freund sogar mehrere ächtgoldene Freunde, so

kann er dann vielleicht auch, wenn er sterben soll, dieselben an sein Sterbebette rufen, und dem Einen seine Gattin, dem Andern seinen Sohn, dem Dritten seine Tochter testamentlich zur Fürsorge übergeben, und durch diese Uebergabe sich selbst ruhig machen, und die Freunde ehren.

Jünglinge! Es haben treue, sittliche Freunde auch schon manchen irre gegangenen Jüngling, war er noch Freund und der Freundschaft empfänglich, wieder ins rechte Gleis gebracht, der Sittlichkeit wieder gewonnen. Freunde sind auch hiefür goldnen Werthes. Darum konnte ein irregegender Ehegatte und Vater, den die Gattin, den die Kinder, die Ehre, die Religion und das sittliche Gebot nicht mehr ändern konnten, seinen Weg doch noch um der Freunde willen ändern!

Mußt oder willst du, Jüngling! dir erst noch einen Freund suchen, so suche ihn ja nicht im Weltgetümmel, nicht an Orten baarer Lust und Freude, und auch nicht unter denen, die allzu ungleichen Standes und Berufes, allzu ungleichen Vermögens sind, oder deren Bestrebungen sich ganz von den Deinigen entfernen, wohl gar die Deinigen durchkreuzen. Als Kinder stehen beinahe alle Menschen einander nahe, Kinder ahnen und machen noch keine Unterschiede, wenn sie nicht falsch erzogen worden sind. Die Unterschiede stellen sich erst im Knabenalter an's Licht, aber in den Jünglingen sind sie noch viel größer. Von Jahr fünf zu fünf macht sie eben das Leben selbst noch größer, bis eine Kluft ohne Brücke

entsteht. Hieran ist zu denken! Wie verdrießlich, wenn dir der Freund späterhin einzig durch die Verhältnisse entzogen werden sollte! Nur Wenige sind so warm und fest, daß sie dem Drang derselben widerstehen. Ein Räthsel sagt, daß Könige nur selten Freunde haben. Suche dir nur Einen oder Zwei unter den Ernsten und Sinnvollen, den Ungeschminkten und Einfachen, einen Gemüthlichen, aber nicht Phantasten, Schwindler noch Empfindler, einen Warmen, aber nicht Leidenschaftlichbrennenden, einen Zarten, aber nicht Weichlichen, einen Sittsamen, aber nicht Tugendhochmüthigen, einen Religiösen, aber ja nicht einen Frömmler. Am Geldwäscher, Nohen und Frechen, am Unwahren und Unredlichen, Sittenlosen und Verhöhnern des Christlichen gehe schnell vorbei. An Solchen täuscht man sich bitterlich, und wird zu Schanden. Man schließt in der ganzen Welt vom Freund auf den Freund. O Jüngling! bei deinem Suchen geleite dich Gott!

Oft hängt schon sehr viel von der Gesellschaft ab, der du dich an den Abenden, in den Freistunden, an Wochen-, Sonn- und Festtagen hingießt. Zwar scheint hierin nur der Zufall zu herrschen, laß aber dem Zufall nicht zu viele Gewalt über dich. Man kann sich aus alltäglichen Gesellschaften einen Freund wählen, ja sehr oft gefaltet sich das Leben schon sehr frühe der Gesellschaft gemäß gut oder schlimm, würdig oder unwürdig. Auch beurtheilt man die Jünglinge nicht nur nach ihren Freunden,

die man gewöhnlich nicht kennt, sondern nach den Gesellschaftern. Allerdings läßt sich sagen: Nenne mir deinen Freund, so weiß ich, wer du bist, man sagt jedoch auch: Sage mir, mit wem du auch nur umgehst, so . . . u. s. w. Der Einfluß des Umgangs ist so gewaltig, daß wohl eher behauptet worden, unter Engeln müßte der Mensch ein Engel, unter Teufeln ein Teufel werden. Wir wollen jedoch dem Umgange nicht Alles anrechnen, wollen, weil jeder Mensch nun einmal doch auch ein Selbst, von der Wiege aus ein mehr oder minder selbstständiges, eigenthümliches und abgeschlossenes Wesen, eine Person für sich, und nicht nur ein Glied am Ganzen ist, und insofern etwelche innere Freiheit und Entschlossenheit besitzt, ihn ja nicht zum Drangutang setzen, nicht zum Affen entwerthen, der nur nachahmt, nicht zum Chamäleone machen, das stets die Farbe seiner Umgebung annimmt, und den Jüngling nicht zum Kinde, das, weil es noch nichts weiß und kennt, auf Treu und Glauben Alles annehmen und nachahmen muß. Jünglinge! Ihr fühlet Euch schon kräftig, Ihr haltet Euch für ganz selbstständig schon jetzt, und trotz vielleicht schon auf Euere kaum gebornen Kräfte, ja, Euere sich regenden Fittige sollen Euch schon zu hohen Planen, über die Alltäglichkeit, über andere Menschen, über die Erde, den Mond, ja, über die Sonne und zu den Sternen tragen. Ist auch darin nur erst viel Phantasie und Gefühl, so sind doch eben diese, weil sie himmelhoch über die Gesellschaft

fliegen, eine Garantie, daß Ihr nicht bloß ihr gehört, und eben sie sind Euch und Uns ein heiliges Unterpfand, daß Euch der Umgang, mit wem nur immer, wenn Ihr auf Eurer Hut seid, nichts Böses anhaben kann. Man kann sich den Bösen und Thörigten verschließen, man kann sich gegen das Unrecht, ob es sich uns in der Form der Schmeichelei oder Drohung nahe, stellen; man kann zu sich selbst sagen: Ich will nicht! und im Willen des Jünglings kann schon eine eiserne unbiegsame Kraft liegen. Wenn Karl von Schweden, der Zwölfte, noch ein Knabe, nicht wollte, so wollte er nun einmal nicht. Cato war schon als zarter Halbknabe unbedingt für die strengste Sittlichkeit entschieden, und jener spartanische Knabe that sich in persischer Gefangenschaft als Slave eher den Tod an, als daß er sich zu seiner unwürdigen Diensten hätte mißbrauchen, sein Sittlichkeits- und Anständigkeitsgefühl hätte erniedrigen lassen.

O, schon zarte Knaben können Mannskraft, einen edeln Mannswillen haben, warum nicht Jünglinge? Die Entschiedenheit fürs Gute ist eine Riesenkraft, und hebt Centner, und mit dem Glauben an Gott und sich kann sie selbst Berge versetzen. Dem Unentschiedenen sind Lothe zu schwer, nur weil er seine Kraft nicht ansetzt, und immer ist er in Gefahr, in sich selbst und in der Sache unter zu gehn. Spartanische Jünglinge, in mehreren Dingen ein Vorbild für alle Jünglinge, konnten, wenn und weil sie wollten,

in den gymnastischen Prüfungen geduldig bis in Todesgefahr den größten Schmerz aushalten, und christliche Jünglinge der ersten Christenzeit, ein Vorbild für die jetzigen, dem Evangelium und dessen anbefohlener Reinheit und Mäßigkeit treu, sich für ihre Ueberzeugung und ihr Thun lebendig verbrennen lassen. Aber der athenische Alcibiades, der moralische Taugnichts, schmiegte sich, ohne die Kraft, sich von Etwas zu überzeugen, in jede Umgebung und Gesellschaft, war mäßig und unmäßig, rein und unrein, bescheiden und stolz — Alles immer nach Umständen!

Wir müssen in der Gesellschaft leben. Wir sind in ihr geboren und erzogen. Wir fanden sie bei unserer Geburt schon vor, fanden Vater, Mutter, Geschwister, andre Hausgenossen, sahen bald unsers Gleichen außer dem Hause, in Schulen, auf der Straße, auf Spiel- und Tummelplätzen. Wir wurden in der Gesellschaft groß und mündig. Eben in ihr entwickelten sich unsere Geistes und Gemüthskräfte, und ihr Einfluß war so stark, daß wir wähnen könnten, sie selbst habe unsere Kräfte entwickelt, da sie doch unsere Kräfte nur weken und anregen konnte, die Kräfte sich nur durch sich selbst entwickeln müssen. Wie Viel haben wir demnach der Gesellschaft zu verdanken, wie Manches ihr jedoch schon anzuschulden! Soll letzteres nun noch fort-dauern? Sollten wir sie als Jünglinge nicht ausschließ-lich fürs Gute und Edle benutzen, als wozu sie doch einzig

gegeben ist, und benutzt werden sollte? Zwar sagt ein französischer Schriftsteller, daß er jedesmal aus der Gesellschaft schlimmer zurückgekehrt sei. Ein offenes Geständniß! Wir verstehen es jedoch nicht, und können es nicht deuten, weil wir seine Persönlichkeit nicht kennen, nicht wissen, ob er nicht Menschenhasser, nicht ein Nebeldeuter gewesen, nicht den Spleen hatte, nicht die erlaubteste gesellschaftliche Heiterkeit verurtheilt habe, so wie wir auch die Gesellschaften, die er besuchte, nicht kennen.

Diogenes, der griechische Eulenspiegel, hat schalks- oder boshaft, mitten in Athen, sogar bei hellem Tage, und erst noch mit der Laterne, Menschen gesucht, und — Keinen als — sich selbst gefunden.

Doch ist jenes Wort beachtungswerth. Viele Gesellschaften sind giftig, und ahnen selbst es nicht. Man kann ja krank sein ohne es zu wissen. Psychische Krankheiten verbergen sich sogar oft lebenslänglich dem Ich, d. h. der eignen Seele des Kranken, und gerade seine Krankheit kann er für Gesundheit, für Aeußerungen und Ausbrüche derselben halten. Es ist unglaublich, wie weit die Selbsttäuschung gehen kann. Die ganze große vornehme Hofgesellschaft in Paris, welcher, in La Harpe's Gegenwart, Cazotte die bekannte blutige Nativität stellte, hielt sich in ihrem Atheismus für aufgeklärt, in ihrer moralischen rucklosen Verblendung für allein erleuchtet, den Scher Cazotte, den edeln Jüngling, hingegen, für blind! Das: Frau,

Schau, Wem! gilt von jeder Gesellschaft für den Knaben und Jüngling. Zwischen Blumen kann eine Schlange liegen. Christus aber flehte für seine Schüler und Jünger, für seine Jünglinge und jungen Männer nicht, daß Gott sie der Welt (weil man eben in ihr sein und wirken soll) entnehme, sondern nur, daß er sie in ihr bewahre, und sein Nachfolger Paulus auch in der Welt- und Menschenkenntniß, sagte, daß die Christen auch mit Unchristen umgehen müssen, sonst müßten sie aus der Welt gehen; nur fügte er hinzu, daß böse Geschwätze die guten Sitten verderben. Auch Euch rief er laut zu: Meidet allen bösen Schein. Der böse Schein entsteht auch durch Umgang mit Bösen.

Ja wohl muß der Mensch in der Gesellschaft leben! Das Leben der Anachoreten und Höhlenheiligen taugt nichts, und ein Antonius soll nicht mehr kommen. Im Umgang mit unsers Gleichen auf Erden, im segnenden Wirken in ihm liegt unsre Bestimmung, und gerne sollen wir Menschen leben. Den Jüngling, noch Natur, ergreifts mit Ungeflüm, mit Sturmeswehen! Er will und muß in die Welt. Er muß mit Menschen aller Art umgehen können. Seine Bestimmung, sein Beruf erlaubens, foderns. Er muß! Und ist er unbedingt den Sittlichen zugewandt, hat man ihn von seiner Jugendzeit dafür anerkannt, hat er sich immerdar in Wort und That, sei es auch nur erst kindisch und dann knabenartig, dafür ausgesprochen, so sollte er als Jüngling, später als Mann noch eher und viel sicherer, seiner

Sittlichkeit unbeschadet, mit Menschen jeder Art umgehen können. Zwar ist Christus, weil er mit Sündern ging, jedoch nur von denen, die es selbst nicht glaubten, ein Sünder gescholten worden. Allein selbst diese konnten nur sagen, daß er mit ihnen umgehe, mit ihnen esse, sie annehme. Merket Euch dieses, Jünglinge!

In einem ganz andern Verhältnisse ist allerdings die Jungfrau. Der freiwillige Umgang derselben mit einer werthlosen Jungfrau oder einem solchen Jünglinge, sei es auch nur Eine Stunde lang, zernichtet urplötzlich all ihr Lob in allen ihren Kreisen. Ihr Ruf ist noch zarter, ihre Bestimmung ist eine andere, feinere. Aber auch dem Jüngling liegt die heilige Pflicht ob, mit seinem Rufe ja nicht durch seinen Umgang, durch seine Gesellschaft zu scherzen. Oft kann er kaum wieder gerettet werden, und scheint er gerettet zu sein, — so schleicht ihm doch noch die Erinnerung, die Sage, die Verläumdung, ein die Atmosphäre weit umher vergifteter Schatten, auf der Ferse nach. Er weht ihn unerwartet einmal an. Erschrocken schaut er um sich, sieht ihn aber nicht. Nicht weiß er, woher das Wehen, aber — sein Leben, seine Freude, sein Schicksal ist immer Gefahr.

Jüngling! Du bist nun konfirmirt, du gehörst zu den erwachsenen Christen, du hast nun Rechte, die du vorher nicht hattest, und bist erst noch von manchen Kinderpflichten befreit. Du bist nun frei, der Sichel ist zerrissen, der Lehrer Wort treibt dich nicht mehr, und selbst des Da-

ters Aufsicht hat vielleicht für dich ganz aufgehört. Genieße nun das Leben! Fange an, es zu genießen. Eile Andern sogar voran! Sei Mädelsführer! Man muß den Muth des jungen Lebens, die Jünglingsfrische zeigen! Thöricht, wenn du es nicht thust! Dein Vater war ebenfalls einmal jung, jung auch dein Lehrer! Sie werden die Freude ebenfalls gesucht und genossen haben. Wer weiß, wie Er, wie Sie gewesen? Man ist nur einmal jung. Jugend ist nicht Tugend!

Jüngling! so sagst du nicht selbst zu dir. So wird dir von Andern entgegengerufen. In dir hättest du solche Worte nicht gefunden, und nie hättest, noch hast du sie ausgesprochen. Ja, Bene sagen dir sogar, du sollst dich wegen des Wortes deiner Eltern nicht mehr geniren, sollst deiner Lehrer Wort weit hinter dich werfen. Ja, nicht geniren sollst du dich!

Ja wohl, Jünglinge, ist man nur einmal jung. Auch hat man Alles nur einmal und einfach: nur Eine Unschuld, nur Eine Ehre, nur Eine Tugend, nur Eine Gesundheit, nur Eine Seele, und Ein Leben nur auf Erden!

Sollte man aber nicht das, was nur Einmal ist, sorgfältig erwägen und benutzen? Ist nicht die allergrößte Unflugheit, das Einfache nicht zu bewahren, es zu verlieren oder zu verderben? Ja, mit dem, was man allenfalls mehrfach, vielfach besäße, möchte man, wenn es erst noch nur wenig Werth besäße, übel hausen!

Jünglinge! Ihr könnet noch mehr als jenes Obenberührte hören. Ihr könnet auch sehen, was Ihr nicht solltet, und Dinge vernehmen, die Ihr, Gott sei Dank und Euch Ehre! nicht verstehen könnet. Es gibt Erwachsene, die Eure Bibel höhnen, Euren religiösen Glauben bespötteln, Eure Taufgelübde belachen, Euch als Schmeichelei sagen, sie werden an Euch, wenn Ihr noch das Gebet liebet und christliche Schriften leset, ganz irre, und Euch, auf welche Art nur immer! zu irgend einer Sünde scherzend hinleiten wollen. Sie nennen alle Irreligiösität Aufklärung, alle Frechheit Freiheit, alle Schlechtigkeit Muthswillen, die thätige Frömmigkeit Frömmerei, und schlangentartig, gleisnerisch winden sie sich um Euch. Reiche Jünglinge sind in der größten Gefahr, weil sie das zur Sünde nöthige Geld haben, und — betrogen werden können. Jünglinge! sie locken, verlocken, verderben, zernichten! Jünglinge! sie lügen; sie lügen Euch an; sie lügen gegen sich selbst wie gegen Euch. Die blinden Lügner sagen, sie sehen, die Thoren, sie seien vernünftig, und die innerlich Verdammten wollen Euch glauben machen, sie seien fröhlich und selig!

Glaubet Ihr ihnen, so folget Ihr ihnen. Zwar schauet Ihr Euch in ihrer Gesellschaft zuerst mit großen Augen um. Diese Welt ist Euch neu, und will sich Euch nicht recht, nicht so gleich anschmiegen, oder vielmehr, Ihr widerstrebet ihr. Es regt sich in Euch noch die Erinnerung

an's elterliche Haus, an des Lehrers Warnung, noch das Gewissen; es regt sich in Euch noch Gottes Geist, und seine heiligen Worte machen Euch, selbst am Orte der Freude in der wilden Lust, bange. Wohl dem, der da erschrickt, sich nachher schämt. Geht er aber wieder hin, so erschrickt er nicht mehr, schämt sich weniger. Wer zum drittenmale in die Gefahr, in die Falle geht, ist gefangen, fällt. Ob du nicht schon gefallen feiest! Man kann Manchem solchem sagen, er sei eben so wahr als Jener, der von Jerusalem nach Jericho gezogen, unter die Mörder gefallen, ja, unter die Mörder gefallen! Man kann Mörder für Freunde halten, man kann unter Mördern betäubt, besinnungslos sein Leben verbluten. O, wie Viel verderbt das Leben außer dem Vaterhause! Wie Viel muß das Vaterhaus sichern, wie Viel wieder retten! Das Vaterhaus ist der Kinder Segen! Aller Kinder Segen ist das Vaterhaus, wenn es ein Vaterhaus war. In Mördergruben und Kloaken werden doch nur einige Wenige geboren und gezogen!

Wohl dem, auch nur Einmal Gefallenen, wenn ihn ein Freund aufhebt, ihn sich selbst wieder gibt, ihn aus seinem Blute vettet, freundlich neben ihm geht, ihn aus dem finstern Walde führt, und zurück in eine gute Herberge, in eine bessere Gesellschaft bringt. Sonst versinkt seine Sonne bald nach ihrem Aufgange in Nacht und Graus. Und doch sollte sie höher und höher, und immer

beller und leuchtender steigen, Licht und Wärme gewinnen, hoch über den Mittag steigen, ein langes Leben verklären, und leuchtend und segnend am spätesten Abend langsamsten Schritts heruntersinken! Nicht darf sie schon am Morgen, am Vormittage untergehen, nicht dann schon sich hinter Wolken verbergen, Nebel gebähren, sich selbst durch Dampf und Rauch verfinstern. Jünglinge! das werdet Ihr nicht wollen! Wer nicht will, muß nicht.

Doch, Viele schützt vor dem Versinken in dieser frühen Lebenszeit noch ihre Jugend, noch ihre gänzliche Unbekanntschaft mit der Welt und Sünde, das Pflicht- und Ehrgefühl, scharfe Aufsicht, ihr Wohnen noch im Heimathsorte, der oft sehr wohlthätige Zeit- und Geldmangel, die kleine Stadt und Heimath, und manches andere Gute. Aber größere Gefahren tauchen in spätern Zeiten auf, und an entfernten Orten bereiten sich schon jezo hageldräuende Gewitter. Doch kann das Herz das Böse schon frühe anfassen, in sich den Keim der Sünde schon jetzt legen und legen lassen. Anfänge sind Saamentörner, sind junge Bäumchen. Darum stehen wir hier noch eine Weile stille.

Der Knabe und Jüngling wird im Konfirmationsunterrichte insbesondere vor drei Sünden ernstlich gewarnt, und zu zwei Dingen insbesondere ermuntert. Gewarnt wird er vor dem Spiele, der Unmäßigkeit im Trinken und vor der Unreinheit, ermuntert zur unbedingtesten Redlichkeit oder Redlichkeit und zur Berufstauglichkeit.

Der Mensch liebt das Vergnügen, den Zeitvertreib, das Spiel. Den größten Reiz enthält für Unzählige das Kartenspiel. Aber zur Unzeit, hoch und betrügerisch spielen — das Erste und das Andere und das Dritte sind sündlich, schändlich. Wer sich's angewöhnt, zur Unzeit zu spielen, versündigt sich am Schöpfer der heiligen Zeit, ist nicht werth, daß ihm das Tageslicht oder auch nur die Kerze in's Spiel, damit er sehe, scheine. Wer hoch spielt, verdient arm zu werden, zehnmal mehr als er gewonnen und verloren hat, zu verlieren, und vor den Thüren derer, denen er Gold abgewonnen hat, zu betteln. Das überflüssige Geld gehört nicht dem Spiele, sondern den Dürftigen. Wer jedoch sogar betrügerisch spielt, ist, es mag um viel oder wenig Geld gehen — ein Verbrecher, und wer seine Freunde (für diese hält er die Mitspielenden, weil sie sich ihm auf Vertrauen ergeben) betrügen kann, kann auch seine Gattin, Kinder, Mitbürger, die Alle ihm vertrauen, betrügen. Er wird's auch thun!

Millionen Jünglinge sind im Spiel, (denn, es ist uralt und ist immer neu!) untergegangen. Wie Viele wären im Alter, oder noch viel früher, des zehnten Theils des im Spiel verlorenen Geldes froh gewesen? Sie warfen die Thaler wie Groschen hin, damit ihnen später die Pfennige mangeln, und wie Jener wegen seiner verlorenen Jahre rief, daß Jupiter sie ihm wieder zurückbringe, so ruft dieser nach seinen Thalern.

Welche Verschiedenheiten treten schon in den Jünglingen, das Spiel betreffend, auf. Erinnern wir uns nur an Körner's Spieler, und dessen Gegensatz.

Der Erstere, Studios auf einer Hochschule, vergeudete sein gutes Geld, des Vaters Geld, bei der Karte, veräußerte beinahe alle Kollegien und Studien, lebte meist nur noch in Spiel und Spielgedanken, verlor immer, spielte um wieder zu gewinnen, und verlor noch mehr. Schrieb er seinem Vater, so schrieb er ihm nur noch um Geld. Schulden reizten ihn zur Lüge gegen Andere und gegen den Vater, und zwangen ihn, weil kein Geld kam, zur Flucht. Er floh auf der Straße zur Heimath. In der ersten Nachtherberge, tief in Gedanken und Angst versunken, (es war gegen Mitternacht), müde und doch noch wach, sich auf dem Lager wälzend, vernahm er aus einem Seitenzimmer ein Geldklimmern eines so eben angelangten Reisenden, der erst noch sogleich schon nach der geringen Beche fragte, und, weil heller Mondschein, weiter reisen wollte. Alles vernahm er! Das lange schwere Klimmern (der Reisende hatte gezählt), verrieth eine große Summe. Plötzlich flogen dem Lauschenden Raubgedanken wie Galgenvögel durch die Seele. Wirklich waren's anfänglich nur Raubgedanken. Aber, „Erzittere vor dem ersten Schritte; mit ihm sind auch die andern Schritte schon gethan!“ Der Reisende zog augenblicklich weiter, augenblicklich der Spieler ihm nach, ein, wie er sagt, zufällig im Zimmer liegendes Beil

mit sich nehmend. Der Reisende zog auf der Straße woher der Spieler gekommen. Anfänglich schlich er ihm nur von ferne nach, dann kam er ihm näher. Die Sünde kochte in seinem Herzen. Es nahte sich ein Wald. Er beschleunigt seine Schritte, kommt dem Reisenden auf die Ferse. Sich nicht stark genug glaubend, ihn lebendig berauben zu können, schlägt er ihn rüklings nieder — zu tode. Das Felleisen wird geöffnet, die Baarschaft hastig gesucht. Aus einer Brieftasche fällt ein Brief. Er erfaßt ihn, liest die Adresse — an sich selbst, vom Vater selbst geschrieben. O Gott! er hatte den treusien Hausdiener, der ihm Briefe vom Vater und Geld vom Vater bringen, alle Schulden tilgen, alle seine Verhältnisse in Ordnung bringen, und — ihn mit nach Hause nehmen sollte — den, ja den hatte er erschlagen, des Vaters Eliesar, der sich seines Auftrages auch für ihn gefreut hatte, und dem er so lieb war. Webend, halb tod läßt er den Brief fallen. Krampfhaft ergreift er den Erschlagenen, ob noch Leben in ihm sei. Es war kein Leben mehr in ihm. Da durchschauerte es ihn, und die Hölle mit ihren Schrecken fuhr durch seine Seele. Das Mark in den Beinen gefror ihm. Besinnungslos sank er neben den Erschlagenen. In dessen Blute endlich zur Besinnung gelangt, rafft er sich auf, und — liefert sich dem Gerichte aus.

Jünglinge! Vergesst Euch nicht so weit, zu behaupten, daß es mit Euch, wenn Ihr in den Spielstrudel hinein-

geriethet, nie so weit kommen könnte. Ihr kennet Euch selbst gewiß nicht besser als dieser sonst so wohl erzogene und gute Jüngling sich selbst gekannt hatte. Jeder wähnt sich selbst zu kennen, und doch stimmen wir Alle, Alt und Jung, in's berühmte Wort von Thales ein, „sich selbst kennen sei das Allerschwerste“. Noch nie wäunte ein Jüngling, sich so weit verirren zu können; noch nie sah einer das Ende seiner Sünde. Es ist hinter Wolken. Allerdings endigen Tausende von Spielern nicht so. Wer jedoch verbürgte dem, der auf die gleiche Bahn tritt, daß er nicht zu den Einzelnen gehören werde? Die Spielbahn ist beinahe für alle lebhaften Jünglinge, die unnötig viel Geld in der Tasche und unnötigen Kredit haben, gefährlich. O wie viele haben sich schon, in Folge unglücklichen Spiels, auch selbst einen gräßlichen Tod angethan! Jedes Jahr stellt Beispiele auf Niemand, ausgenommen der dem Guten dreifach entwurzelte Spielfünder, rühmt sich im Alter seiner Spielsucht, und wer sich ihr glücklich entwunden hat, warnt seine Söhne, warnt die Jünglinge, die er in hohem Spiel und leidenschaftlich spielend findet, mit Schrecken vor der Gefahr. Schlimm genug, wenn von Behen auch nur Einer solcher Warnungen bedarf!

Ein Jüngling edler Bildung, vornehmer Herkunft, kaum aus des Vaters stillem Hause, in der großen Welt einer reichen Handelsstadt angelangt, wurde in ein Haus, an das er empfohlen war, zu einer Mittagsuppe eingeladen.

Mit der Konvenienz unbekannt, mehrere Stunden zu frühe hingegangen, besah er sich, einweilen sich selbst überlassen, an den Wänden des großen vornehmen Saales die Gemälde. Der Herr des Hauses, noch sehr beschäftigt, entschuldigte sich, und — bedauerte seine Einsamkeit. Allmählig versammelte sich große Gesellschaft. Die Marmortischen zum Spielen noch vor der Suppe, die Karten, die Spielenden und deren Plätze werden arrangirt. Der Jüngling entschuldigt sich. Er spiele nicht. Man nöthigt ihn. Er gibt nach, verläßt sein Wort, gar nicht zu spielen, spielt mit, und — gewinnt in kurzer Zeit fünfzehn Friedrichsd'or. Man gratulirt ihm. Er jedoch, ganz ernst, ruft seinem Diener, gibt ihm die fünfzehn Friedrichsd'or, sagt: Trage sie ins Waisenhaus! Ein, seinem Worte ungetreu gewordener junger Mann schike diese im Spiel gewonnene Summe. Man staunt; man sagt ihm, daß er nach aufgehobener Tafel Revange geben müsse, alsdann verlieren könnte. Er möchte erst am Ende des Spiels, dann allerdings, nach seinem Willen thun. Er erwidert ruhig, freundlich: er kenne das Spielgesetz. Nach der Tafel verspielt er gerade so viel als er vorher gewonnen hatte. Er ruft seinem Diener wieder, gibt ihm, mit dem Auftrage zu Hause Geld zu holen, einen Schlüssel, und — legt ihm dann von dem Gebrachten ebenfalls fünfzehn Friedrichsd'or in die Hand für's gleiche Waisenhaus. „Hier noch fünfzehn Friedrichsd'or von dem, der sein Wort „nie mehr zu spielen““

nie mehr brechen werde.“ Neues, größeres Erstaunen, nun noch größere Achtung vor dem jungen Manne! Auch später oft zu Gaste gekaden, wurde er nie mehr gegen sein Wort gereizt. Bei seinem Anwesendsein wurde gar nicht mehr gespielt. Es war als ob man sich in seiner Gegenwart vor der Karte schäme. Wir dürfen sagen, daß durch ihn, den Einzigen, den Jüngling, die ganze Gesellschaft, das Haus selbst veredelt worden sei. Welch' ein Gegensatz!

Willst du spielen, weil du diese Kurzweil liebst, deine Freunde und Gesellschaften ein Spielchen wünschen, ja, du selbst auch gerne Etwas wagst, und in das Glücksrad setzt, so — spiele immer nur in müßigen Stunden, immer niedrig und vollkommen redlich. Verlornes verschmerze leicht, Gewonnenes gib schnell den Armen oder mache Andern dadurch eine Freude. Spiele nie mit Unbekannten. Falschspieler in Wädern und Kurorten haben schon manchen Unbedachtsamen ausgeplündert. Ihr Spiel mit seinem Haifischrachen frisst jährlich Millionen. Es ist das ärgste Raubthier. Wenige kommen aus ihm wieder so glücklich, wie Jonas, heraus. Um Spielschulden gehe Niemanden an; die Deini- gen bezahle dir zur Strafe. Sobald du in dir einen Zuwachs deiner Neigung zum Spiele bemerkst, bemerkst, daß sie dir zur Leidenschaft werden könnte, so — verzichte auf's Spiel augenblicklich, wenigstens auf geraume Zeit. Keine Neigung ist nur Scherz.

Lichtwer malte in seiner sogenannten Fabel die leiden-

schaftlichen Spieler nach dem Leben. Wer seine Fabel, wer das Schreckens- und zugleich das Plünderungssystem des Spiels selbst schauen will, besuche Pharobanken. Frankreich hat seine öffentlichen Spielhäuser, obschon sie dem Staate jährlich eine Reihe von Millionen eintrugen, geschlossen. Mögen sie es bleiben! Die Schweiz hat keine, aber das sonst so edle Deutschland hat noch solche. Der König von Württemberg jedoch will keine Spieltrische in seinen Heilbädern, und sagte, einmal außer Landes zum Spiel am Pharotische eingeladen, das königliche Wort: Ich werde doch nicht außer Landes thun, was ich in meinem eignen Land verboten habe!

Mit Recht aber sagt man, daß unschuldige Spiele besser als verläumdende Gesprächsunterhaltungen seien. Mit schuldigen hingegen wird ein Teufel nur durch einen andern vertrieben.

Das Glas winkt, der Wein reizt, der Gesang und der Scherz der lustigen Gesellschaft bis in die Mitternacht ziehen den lebensfrohen Jüngling mit ungeheurer Kraft an. Streife ziehen ihn. Der Talmud sagt: „Das Erste Glas macht den Menschen zu einem Lamme, das Zweite zum Löwen, das Dritte zum — Sch...“ Wer wird es dem Jüngling nicht verzeihen, wenn er aus Uebereilung, vom Wort und Gesang überreizt, etwa auch ins zweite, vom Talmud sehr gut bezeichnete, Stadium geräth, wer aber, wenn er in's dritte eingeht? Und wer will dem verzeihen,

der sich das dritte einmal nach dem Andern zu Schulden kommen läßt? Wenn er erst alle Besonnenheit, alles Anständigkeitsgefühl verliert, oder sein rohes wildes Wort dem Bänk aus allen Winkeln ruft? Auch das Unmaaß hat sein Maaß, so wie auch ein kleines Maaß, für die, welche nicht viel tragen mögen, sein Uebermaaß in sich hat. Es wird kein Trunkenbold geboren. Man kann sich aber schon sehr frühe dazu qualifiziren! Die Unmäßigkeit im Trinken, die Böllerei, entehrt vor allen die Anständigkeit liebenden Menschen, schwächt den geistigen Sinn, und — was das Schlimmste ist, sie stumpft den Sinn für's Höhere und Höchste allmählig gänzlich ab. Tausende legt sie frühe in's Grab. Warum sterben so ungeheuer viele Jünglinge schon zwischen den Jahren zwanzig und dreißig? Auch die Unmäßigkeit trägt daran eine schwere Schuld. Zu ernstern weisen Geschäften macht sie erst noch Zehntausende untauglich. Jedenfalls ist sie ein schmäblicher Mißbrauch göttlicher Gabe. Ja „wo der Wein erbizt, wo man beim Glase lange aufßt, da ist eitel Unordnung.“ Im Zorn des Weins ist Keiner seines Wortes, seiner Faust, selbst seines Messers mächtig, so wie er es sogar nur im Muthwillen des Weins nicht mehr ist. Daher die furchtbare Menge von Unglücksfällen in den Weinhäusern. Alexander, der sogenannte Große, der in seinem Wein an der Tafel mehrere seiner Freunde mit dem Tischmesser niedergestoßen, hat eine Legion Nachfolger gefunden, und ein ganzes Heer

kommt alljährlich unter den Messern und Dolchen der Unmäßigkeit um. Beim Weinglase haben schon Freunde Freunde, Brüder Brüder, Söhne ihre Väter, Gatten ihre Gattinnen und Kinder gemordet. Der Wein sieht und hört nicht; der Wein denkt nicht nach, der Wein hat kein Gewissen, keine Moral, keine Rechtslehre, kein Christenthum und keine Philosophie. Was davon da ist, erkauft er, und schwemmt es weg. Aber am folgenden Tage sehen sie alle, wie Schreckensgestalten, nachdem die Unthat, welcher Art, gethan ist, wieder da. Der Wein ist ein unseltiger Zauberer! Wie die Kirche verwandelt er die Gefährten des Odysseus in Sch...e. Er wirft den Stärksten nieder, oder er macht ihn doch so schwach, daß der Schwächste ihn umstoßen, der Wind ihn umwehen kann, und den Weisen kann er zum verächtlichen Thoren machen. Den Redner macht er zu einem Stotterer. Man sagt, daß alljährlich im Wein mehr Menschen als im Wasser ertrinken, man kann mit noch mehr Gewißheit sagen, daß er mehr Sünden entzündet, als das Wasser löschen könne. Welcher Ehrenmann möchte sich einmal im berauschten Zustande finden lassen? wer betrunken in eine anständige Gesellschaft treten? Welche Schmach bereiten im Weine Taumelnde ihren Mitgesellschaftern? Was fühlen die für ihn, die ihn nach Hause begleiten, oder wohl gar ihn sich selbst nur überlassen? Erschrocken ist sein ganzes Haus. Des Vaters Zorn, der Mutter Thränen sollten ihn auf ewig warnen!

Jünglinge! Ohne Sünde und ohne Schande geht die Böllerei selten ab. Darum fliehet die Schlange. Sie ruft gewöhnlich im Jünglinge noch andern Schlangen, anderm Gift, andern Verderbnissen. In der Lust des Weins wagt man das Allerunanständigste. Menschen, die sich rühmen wollen, rühmen gewöhnlich auch das von sich, daß sie keine Spieler und — keine Trinker seien.

Von hoher Wichtigkeit ist aber noch die Thatsache, daß der Trinker am allertiefsten sinkt, allen seinen Menschenwerth, der in der Selbstständigkeit liegt, verliert, daß er zuletzt gar keine Energie mehr für irgend Etwas besitzt, all sein Wollen völlig kraftlos, sein Gemüth ganz marklos wird, daß er kein Versprechen mehr halten kann, und seine feierlichsten Bethürungen nur noch Aeußerungen seiner moralischen Schwäche sind. Die Erfahrung sagt auch, daß alle Sünder noch eher von der Sünde sich wieder abwenden oder von ihr abgewendet werden können, als die Trunkenbolde. Sie haben ja die Vernunft vertrunken; sie sind ja Sklaven einer unterthierischen Leidenschaft. Es hat die Lust des Weins sie angefettet. Sie sind nicht mehr frei. Sie haben die Sünde nicht mehr, wie sie sie anfänglich hatten, sondern die Sünde hat nun sie. Es haben schon Männer, ihrer Böllerei wegen, kniefällig ihre Gattinnen um Verzeihung gebeten, vor amtlichen Zeugen Gelübde ewiger Mäßigkeit freiwillig gethan — am gleichen Abend wurden sie wieder betrunken nach Hause getragen, und am ehesten gestehen

Trunkenbolde, daß sie, ungeachtet ihres Willens, sich nicht mehr ändern können.

Von welcher Bedeutung aber ist die Erfahrung, daß die Jungfrauen Berauschte am meisten fürchten, daß, wenn der Anfall sie einem Solchen entgegenführt, sie, wie von einer Todesfurcht ergriffen, gejagt, sich augenblicklich flüchten, daß Frauen dem Manne die Trunkenheit am allerwenigsten verzeihen? Jüngling! Wenn du im Ruf eines Trinkers bist, so achtet dich kein Mann mehr, so verachtet dich das ganze weibliche Geschlecht, so haßt du all' deinen Ruhm bei den Jungfrauen, diesen edeln Gebilden Gottes, eingebüßt, so warnen die Mütter die Töchter vor deinen Anerbietungen und Bewerbungen, so sind vor dir nicht einmal Warnungen nöthig. Nur eine Unglückliche, die keine Versorgung finden kann, oder eine Verworfenne, oder ein Engel, der sich Kunst genug dich umzugestalten zutraut, kann dir noch die Hand bieten! Die Erste würde durch dich noch unglücklicher, die Zweite zöge dich in eine Kloake hinab, die Dritte verschwendete ihre heilige Kunst wahrscheinlich an dir vergeblich.

Es gibt ganze Völker, ganze Völkerstämme, welche die Unmäßigkeit im Trinken für's Häßlichste, Unwürdigste halten, aber auch ganze Völkerstämme, welche darin nur einen lustigen Fehler, nur einen Scherz sehen. Wir müssen aber weder diese noch jene Völker und Stämme fragen. Es heißt auch: Sie haben Mosen und die Propheten; wir

haben uns selbst! Diese wollen wir hören! Die süblichen Völker verabscheuen die Unmäßigkeit im Genuße geistiger Getränke, größtentheils. Die Nordländer, durchs Klima verführt, sie nur scherzen mit ihr. Der Scherz ist ihre Entschuldigung. Man liest, daß die Russen alle auf der Straße gefundenen Betrunknen feinsachte aufheben, sie zur Sicherung auf die Seite, an die Häuser legen, und spricht von einer ehrwürdigen Pflicht, für sie getreulich zu sorgen. Wir mögen die Fürsorge sogar für die Thiere sehr wohl leiden und empfehlen sie auch warm, warum nicht die für Menschen? Die Fürsorge jedoch ändert die Untugend nicht in Tugend um. Hinwiederum weiß man, daß Betrunkene ein Glük haben, das Mächternen nicht zukömmt. Gut! daß die Fürsorge sie, unsichtbar, noch wie die Kinder, führt. Sie können sich selbst ja nicht mehr führen! Jene Jünglinge, lustige Krieger im Lager vor Rom mit Pyrrhus, schimpften über diesen, den König. Angeklagt und vor ihn gestellt, gefunden sie sogleich ein, und äußerten: wir hätten, o König! von dir noch mehr Böses gesagt, wenn wir noch mehr Wein gehabt hätten! Pyrrhus verzieh dem Wein! Aber unsre Vorfäter ehrten auch die verderblichen, beim Bier geschlossenen Verträge. So lernte man mäßig sein.

Erfahrungen sagen, daß mancher, der, glüklicher Weise! keinen Muth zu einem Verbrechen in sich gefunden, ihn, unglüklicher Weise! im Weine gesucht und gefunden hatte,

und daß auch Mancher Gute, ängstlich, nur im Weine, den nöthigen Muth zu guten schweren Dingen finden konnte, dadurch sich jedoch an ein verderbliches Uebermaaß gewöhnte. O, im Gespräch, bei der dampfenden Pfeife, beim fröhlichen Gesang und bei manchem Scherze lernt man allmählig nur allzuleicht das Unmaaß! Wie Viele konnten sich als sitzsame Jünglinge das Unmaaß gar nicht denken, das sie einst trinken werden. Ach, ich sah Jünglinge und Männer mitten in ihrer schönen Laufbahn in Wein und Bier untergehen, in der Unmäßigkeit mitten in der Kraft erschwachen, noch in der Gesundheit verwelken, von Stufe zu Stufe eilends herunterfallen, und Bäume, die zum Segen der Menschheit Schatten und Früchte in Menge hätten geben können, von der Wurzel aus verdorren!

Ihr müßet, Jünglinge! Euch eben nicht an einen Mäßigkeitsverein anschließen. Mäßigkeitsvereine müssen nur für diejenigen sein, welche eines Anschlusses bedürfen. Jeder vereinige sich mit sich selbst. Ein Ehrenmann hält sich selbst auch das gegebene Wort!

Wir haben uns hier lange aufgehalten. Wir fanden es für nöthig. Wer so viele Beobachtungen an Jünglingen aller Stände gemacht hat, wie ich sie machen konnte, wird meine Winke alle sehr nöthig gefunden haben.

Jünglinge! Es ist die Geschlechtseinrichtung eine heilige Einrichtung. Die ganze lebendige Natur besteht durch sie. Kaum in irgend einer andern Einrichtung offenbarte

uns der Schöpfer seine unergründliche Weisheit und Liebe so wundervoll. Wer alles, was sich auf sie bezieht, wissenschaftlich-naturkundlich studirt, ist zu ununterbrochenem Erfassen gezwungen. Die alten Völker des Südens stellten eine reinreligiöse Ansicht darin auf, und sahen im geschlechtlichen Leben ein schöpferisches göttliches Etwas. Durch diese Einrichtung auch in den Menschen entstehen unsterbliche Menschen und Gotteskinder, durch sie sind heilige Bande zwischen Vater und Mutter, zwischen Eltern und Kindern möglich, durch sie nur möglich eine Menge Tugenden und Seligkeiten. Jeder Mißbrauch dieser Einrichtung, jede falsche Anwendung des aus ihr hervorbrechenden Triebes muß eine Versündigung an dem sein, der sie gedacht, gewollt, und geschaffen hat. Soll der Jüngling solche dürfen? Soll der Angriff auf sie wenigstens ihm erlaubt sein, sich nicht auch an ihm bestrafen?

Jünglinge! Mit Gottes Gesetz darfs gar Niemand aufnehmen, und gegen seine Einrichtungen soll weder Jung noch alt in den Kampf treten! Irrt Euch doch nicht. Sie lassen ihrer nie spotten. Wiederum ist's die unwiderlegliche Erfahrung, gegen die kein Scherz gilt, die kein Leichtsinns überspringen kann, an welcher alle Sophistereien des Triebes zu Schanden, und alle Waffen der Frechheit stumpf werden, die da sagt, daß Einer der Stürmer nach dem Andern herunter in die Grube fällt. Der Trieb ohne Vernunft und Sittlichkeit ist blind; leitet er dich, den selbst noch

Blinden, so kanns ja nicht anders kommen. Ja, so viele Spieler und Trunkenbolde auf dem Schaffote starben, eben so Viele, die sich gegen genannte göttliche Einrichtung empören, sterben auf ihm; denn, die erste Sünde bringt bald die zehnte; denn „das ist der Fluch der bösen That, daß sie stets Böses muß gebären.“ Die Sündenthaten hängen ja in einander, wie die Wellen des Rheinstroms vom Rheinwaldgletscher bis zum Ausfluß in den Ocean. Wie wahr läßt Calderon den Clotald sagen: des Bösen Saame muß zur Frucht einst werden, und keine Schuld bleibt ungestraft auf Erden! Eine schreckende Wahrheit liegt im gemeinen Sprichworte: bald ist vollendet, was lang' schadet und schändet! Eine ernste Ermunterung im Gebote: bedenke das Ende, so wirst du niemals Uebels thun!

Jünglinge! Man nennt alle Versündigung an dieser göttlichen Einrichtung Unreinheit. Ein sehr bezeichnendes Wort! Noch bezeichnender ist Unzucht. Wer sie übt, läßt sich, statt durch Gott, durch seine nur thierischen Triebe ziehen. Er hat sich mit Gott in Disharmonie gesetzt, und verunreinigt seine Anordnungen. Unreine sind von Gott abgefallen, und sie wissens und fühlens wohl. Darum ist ihr Glauben hin, ihr Blick zu Gott dunkel, ihr Gebet verstummt. Darum sagte ein alter Weiser, der Unzüchtige kriege Heue und Würmer ins Herz, und ein Sendbote Christi fodert alle auf, ihren Körper in Heiligung und Ehren zu erhalten. Schöner sagt der Dichter: Keines

Herzens! das sein — das ist die höchste der Stufen. Selber der Zuruf des Engels belohnt nicht ganz! Das allerhöchste aber sagt Christus selbst: Selig sind die reines Herzens sind; sie werden — Gott schauen! Wer kann Gott schauen, wenn er seine Welt- und Familienordnungen nicht einmal ehrt? Auch mag der Geist Gottes gewiß in keinem Solchen wohnen.

Ein kluger Mann sagte, daß der dritte Theil des Elends auf der Erde vom Mißbrauche dieses Triebes herrühre. Es scheint zu viel gesagt zu sein, weil noch fünf sechs andere Sünden Würgengeln gleich das Glük des Menschen morden. Allein, wer zählt alle durch diese Sünde frühe verfluchten Jünglinge? Wer alle Thränen durch sie Verführter? Wer alle Diebstähle, Selbstmorde, Kindermorde, die Morde an Verführten, ja, an Ehegatten, alle aus einer trüben kothigen Quelle, aus der Unreinigkeit! Die Wahrheit ist furchtbar, daß Derjenige, der die Flamme dieser Sünde in sich hervordrehen läßt, wohl weiß, wo er anfängt, nicht aber, wie weit die verheerende Brunnst sich ausbreiten und ob sie nicht zuletzt ihn selbst verzehren werde.

Völlerei und Unzucht machen junge Greise, zerstören im Gemüthe alle Idealität und also auch die Religiosität, machen das Gebet unmöglich, prädisponiren zu Krankheiten, und machen jede Krankheit, weil sie durch den Leib auch die Seele vergiften, schwieriger, unheilbarer. Ein Seelengesunder reißt sich aus mancher Krankheit glücklich heraus,

worin der Seelenkranke zu Grunde geht. Sonderbar, daß gerade die Unreinheit des Herzens, sei es auch in Verbindung mit der Phantasie, am schnellsten allen religiösen Sinn, alles Christliche zerstört, aber es ist Thatsache. Ja, in dieser Beziehung können wir sagen: die erste Sünde verwunde tief, die zweite blute immer, die dritte bringe den Tod.

Den Trinker stellt Niemand an, und der Unzüchtige wird verachtet. Vergeblich sucht der Ausschweifende, außer die Anordnung Gottes Heraustretende, eine würdige Stellung in der menschlichen Ordnung, und nie ist er derselben sicher. Er liebt die Finsterniß mehr als das Licht, weil seine Werke böse, und haßt das Licht, wie der Dieb es haßt. Ja, darin ist der Dieb, dieser Erzverächtliche, sein Kollege! O, treibe nicht Scherz mit der Sünde! Du müßtest ihn mit deiner Ruhe und Ehre, mit dem Wohlgefallen Gottes, vielleicht mit deinem ganzen Sein und Wesen bezahlen. Scherze auch nicht mit der Liebe. Oft fängt das Herz rein an, und endigt in allerlei Unrath.

Wie trefflich spricht schon Plato, ein Grieche, ein Nichtchrist:

Nicht jeder Eros (nicht jede Liebe) ist schön und verdient gepriesen zu werden, nur jene verdient es, die uns antreibt, wohl zu leben. Wer der gemeinen Aphrodite (unreinen, nur sinnlichen Liebe) folgt, der ist in Wahrheit gemein, und handelt so, wie es kömmt. Diesen lieben nur

die Schlechten. Ja, schlecht und niedrig gesinnt ist jener Liebhaber, der den Körper mehr als die Seele liebt; denn, er ist nicht standhaft, weil er nur das liebt, was nicht Stand hält. Sobald nämlich die Schönheit des Körpers, den er liebt, verwelkt, so fliegt er hinweg wie ein Schmetterling, und macht alle seine schönen Worte und Gelübde zu Schanden. Wer aber eine schöne Seele liebt, bleibt ihr sein ganzes Leben lang zugethan, weil er in etwas Bleibendes verliebt ist. Um der Tugend willen, und um stets besser und tugendhafter zu werden, liebt der Bessere. Und das ist die Liebe der himmlischen Göttin. Solche Liebe selbst ist himmlisch, und für den Staat und Menschen viel werth, weil sie einen jeden sich der Tugend weihen läßt.

Daß Plato die Liebe ebenfalls gekannt und von der wahren durchdrungen gewesen sei, erhellt aus dem, was er ferner sagt:

Daher der Eindruck, der unbeschreibliche, den eine schöne Gestalt auf uns macht, wenn wir sie anschauen. Zuerst zittert der Jüngling, wenn er sie erblickt, und Schauer durchzukt ihn. Dann staunt er. Das Staunen und Zittern wird von einer ihm unbekanntem Glut abgelöst. Flügel wachsen seiner Seele. Dieses vermag die Liebe, in dem, der da liebt. Sie stellt das wieder her, was er verloren hat, und bringt ihn wieder dahin zurück, von wo er abgeirrt ist. Und was den liebenswürdigen Gegenstand seiner Liebe betrifft, so wird auch dieser durch das Sprechen mit

ihm, durch wechselseitige Gespräche über das Schöne und Gute, über Weisheit und Tugend, vornämlich über Wahrheit und Unsterblichkeit zu gegenseitiger Liebe entflammt. Beide verlassen die Erde, diesen Siz des Scheins und der Trübümer, und kehren zurück in die Gefilde der wahren Glückseligkeit. So sprach Plato zu Jünglingen.

Ja, Jünglinge! Was sich nicht so hoch erheben kann, ist nicht mehr würdig- oder edelmenschlich, also auch nicht christlich; was noch tiefer geht, ist grobmenschlich, was kriecht und im unterirdischen Dunkel wühlt, sogar thierisch. Ja, sogar einige edlere Thiere kennen eine edlere Liebe als manche Menschen sie kennen! Jede Liebe muß für's Moralische und Religiöschöne erwärmen, begeistern. Das ist der Maasstab. O, wie viele Jünglinge, die sich ihrer Bildung rühmen, sind tief versunken, und was sie Liebe nennen, ist nur Koth.

Wer rein bleiben will, muß sich gegen Spiele der Phantasie wahren, den Zoten, diesen Lieblingsunterhaltungen grober und feiner Schwäzer, Witzkobelde und Bajasse, sein Ohr schließen, stolz das Unreine Seiner unwerth halten, leichtfertige Gesellschaften meiden, keiner Art von Sinnlichkeit fröhnen, seinen Körper für einen Tempel des göttlichen Geistes halten, einen edeln Freund haben, und den Zweck der Einrichtung Gottes im geschlechtlichen Verhältnisse, mit tiefgegründeter Bewunderung derselben, und sorgsamer Ueberlegung, wozu sie von Gott einzig gewollt

worden sei, sehr ernst bedenken. Ja, sie ist einzig für die Ehe, für eine liebende und würdige Ehe, und sonst zu gar nichts, gewollt worden. Darum muß sich jeder Mißbrauch des dazu gehörigen Triebes bitter bestrafen. Darum eben ist denn auch der Trieb so wie die Ehe heilig.

Man rath dem Jüngling bisweilen den Umgang mit gebildeten Personen des weiblichen Geschlechtes an, in deren Gesellschaft es ihm nicht möglich sei, etwas Unreines, Unanständiges auch nur zu denken. Allein, auch hier wäre Vorsicht anzuwenden. Es können zu frühe Neigungen entstehen, die die Phantasie aufregen, das Gemüth beschweren, sich zwischen uns und das von uns angestrebte Schicksal stellen, und die Verwirklichung der schönsten Pläne unmöglich machen. Frühe Verlobnisse sind gefährlich, und sehr oft fällt die erste, im Sturme entstandene Liebe unglücklich aus. Zwischen Verliebte stellen sich oft unübersteigliche Berge, die immer höher wachsen. Wird das Verlobniß, das geheime, zerrissen, so entsteht im Jünglinge Kälte, Bitterkeit, Bohn gegen die Welt. Er wirft sich in den Strudel des Leichtsinns, oft der Liederlichkeit und alles moralischen Verderbens, und der Jungfrau Zeit ist auf immer trübe gemacht. Vielleicht gewinnt sie die verlorne Freude sogar später in einer glücklichen Ehe nie mehr völlig wieder.

Müssen Frühliebende sich auf lange Zeiten trennen, so können sie einander untreu werden; dauert aber die Liebe fort, so kann sie allerdings ein sicherndes Mittel gegen Aus-

schweifungen aller Art sein. Der wahrliebende Jüngling wird in der Fremde nichts thun, was er seiner Braut nicht schreiben darf. Er will nicht schlimmer zurück in ihre Arme kehren!

Jünglinge! Auch für die Liebe gilt das alte Wort, daß Alles seine Zeit habe. Das Wort ist ein Alltägliches, aber eben der Erfahrung, der täglichen, entnommen.

Am Verwerflichsten sind die, welche auf die Verführung ausgehen. Sie sind die Pest der Menschheit. Christus verurtheilte sie! Ehret das weibliche Geschlecht. Edle Jungfrauen sind die schönsten Gottesgebilde, und ein edles Weib ist eine Ehre der ganzen Natur und Gesellschaft.

Ein tiefer Beobachter sagte: der Jüngling, der sich verirrt, bleibt nicht ohne Strafe, und für ihn seien die Freuden der ersten süßen Liebe oder die der Ehe, meist Beide verloren! Und die Erfahrung unterschreibt diese Behauptung mit tausend Federn.

Der Gedanke an Gott, den Allsehenden an die dem Menschen von ihm verliehene Würde, der Umgang mit Gott im Gebete und der nur mit zartfühlenden Menschen, die Erinnerungen an des Vaters Hoffnungen und der Mutter Bitten, an die Versprechungen am feierlichen Tage der Konfirmation, sollten doch wohl sichern können!

Wie? wenn auf die neugierige Frage an deiner Wiege: was wird aus dem Knaben werden, Jemand, ein Seher, geantwortet hätte: Ein Spieler, ein Trinker, ein Unreiner!

Wahrhaftig! Die Eltern feinigten ihn. Aber ach! Er hat vielleicht wahr gesprochen.

Zu zwei edeln Dingen ist der Jüngling im Konfirmationsunterrichte ganz besonders verpflichtet worden: Zur unbedingten Rechtlichkeit und Redlichkeit in Wort und That, und zum größten Fleiße im Erlernen des Berufes bis zur größten Tauglichkeit darin.

Unbedingte Rechtlichkeit ist eine Stierde des Mannes, darum soll sein ganzes langes Leben in Allem ohne irgend eine Ausnahme rein und wahr wie Gold sein. Unwahrheit, Unzuverlässigkeit, Falschheit, Lüge, Unredlichkeit, und was nur immer in diese Sippe hineingehört, macht den Mann durch und durch verächtlich. Die Frage „ist's recht?“ muß immer zuerst austauschen; das Wort „recht“ muß ihm immer wie ein Stern vor den Augen schweben; für's Rechte muß er Alles leicht hingeben und thun können. Schön läßt Calderon in seinem „das Leben ist ein Traum,“ sogar den rohen Sigismund sagen: „Doch! sei das Leben Wahrheit oder Traum, Recht muß ich handeln. Um der Wahrheit willen, wenn es wahr ist, und ist's Traum, um Freunde zu haben, wenn die Zeit uns wird erweken. Ja selber in des Traumes Gesilden darf man des Rechtthuns nicht entbehren.“

So fange nicht an, unwahre Künste zu treiben, und laß auch nicht Eine Lüge deinen Lippen entglitschen. Dein Ja sei Ja, dein Nein Nein! Zwinge dich im Nothfall

zum strengen Worthalten. Uebertreibe darin! Du mußt schon als Jüngling für vollkommen zuverlässig gelten. Bist du es nicht schon, sondern eher das Gegentheil, so wirst du schlecht. Immerfort reizt das Leben zur Unredlichkeit und Widerrechtlichkeit, zur Lüge und Uebervortheilung. „Ein Biedermann in Allem“ ist ein schöner Ehrentitel. Vergiß aber auch hier nicht, was Clotald zum König sagte: Du guter König! Nur wer immer that, was recht ist, kann in Allem wahrhaft sein! Die Lüge zum Nachtheil eines Andern ist ehrlos, der Betrug infam. Wo ist bei solchen der angeborne Wahrheitsinn? Wo die unentbehrliche Hochachtung vor dem Rechte, das sie doch von Andern fordern, und über dessen Verletzung gegen sie sie so furchtbar schimpfen? Aber das Wort: du hast mich angelogen! würde einen Ehrenmann geradezu niederdonnern, und das: du hast mich betrogen, bestohlen! ich augenblicklich wie ein Blitz tödten.

Man muß sich besonders um des Berufes willen unbedingte Rechtlichkeit angewöhnen, weil jeder Beruf mit Klippen dräut. J. J. Rousseau's Wort, daß man oft durch Betrug und Diebstahl in einem Augenblicke mehr als durch jahrelange Arbeit und Ersparniß gewinnen könne, ist wahr. Eben darum loht es so listig. Und das Wort: was nützen die Vortheile, wenn man sie nicht braucht? kommt erst auch noch zu Hülfe. Der Unwahrheit, der feinen und groben Lüge, des Betruges und des Diebstahls auf tausendfache Art im Berufsleben ist täglich unendlich viel. Von zehen

Menschen erlauben sich darin Neune Lügen, und unter Hundert sind nicht Fünfe vollkommen redlich. Sei du Einer dieser Fünfe. Wage du es, weise zu sein. Ein altes Buch mit dem Titel „Betrugslexikon“ führt alle, ihm durch Erfahrungen kund gewordenen, Betrugskünste aller Berufe und Stände auf, und gibt von manchen Berufsarten zehen, fünfzig, hundert Solcher an. Lehrherren lehren Lehrlingen häßliche Uebervortheilungen, und Gesellen unterweisen einander in feinen Diebstählen. Sagt nicht Salomon: Wie der Nagel in der Wand, so steckt der Betrug zwischen dem Käufer und Verkäufer. Tausende und abermal Tausende mußten sich als Diebe flüchten, und Tausende starben sogar auf dem Schaffot, wie redlich sie noch als Knaben und Jünglinge gewesen sind. Offene Kassen reizen. Wer als Jüngling Schulden macht, weiß nicht, wohin er geräth. Das Schuldenmachen ist gefährlich, kann der Seele tödlich werden. Glaube dem dummen Worte nicht, daß man heutzutage mit der Redlichkeit nicht mehr durch die Welt kommen. Es fragt sich, was man unter dem „durch die Welt kommen“ verstehe. Hat Gott die Menschen und deren Verkehr auf Betrug gestellt? Die wenigen Redlichen erhalten die Welt. Aufrichtig hat Gott die Menschen gemacht, aber sie suchen viel Künste. Hölti's Wort: „Ueb' immer Treu und Redlichkeit“, sei dir ein Bibel- und Gotteswort. Es ist es. Entwende Andern — nichts. Dir gehört nur was dir gehört. Als Thales einen

Sclaven auf einem Diebstahl ertappte, dieser aber sich damit entschuldigen wollte, er habe nicht gewußt, daß es ihm gehöre, erwiderte Thales: Du hast aber gewußt, daß es dir nicht gehörte!

Dem Jüngling ist's noch leicht, wahrhaft, treu und redlich zu sein; dem Manne ist es schwerer. Darum verlerne nicht schon als Jüngling die Wahrheit. Was sollte sonst aus dir werden? Ein Nicht! Ob schon vor Menschen in Ehr' und Gold und Titeln ein Scheinwerth, vor dir und Gott dennoch nichts? Es liegt ein erlaubter großer Stolz im Selbstbewußtsein: An meinen Fingern klebt kein Pfennig unrechten Guts, und Unrecht habe ich mein Lebenlang Niemandem angethan. Mein Recht ist, was ich bin und habe, sei's wenig oder viel. Darum habe immer die Goldia die Diamantenwaage in der Hand, wenn du für Andre wägst, nicht damit du nicht für dich nicht zu viel, sondern für Andre nie zu wenig gebest. O sei sogar im Scherze, ja im Traume wahr und gerecht. Man kann es sein und lernen!

Mache dich, Jüngling! für deinen Beruf möglichst vollkommen tüchtig. Wer seinem Berufe nicht gewachsen ist, verdient nicht Meister oder Herr zu sein, und wer ihn nicht ganz durchschaut, nicht allein ganz exerciren kann, der sollte so auch nicht heißen. Den Meister achtet man, den Pfuscher nicht. Darum lerne ihn jetzt recht. Verlaß dich ja nicht auf deine Gesellen- oder Commiszeit, nicht auf die Fremde. Der Meister, der Herr, oder Patron im Handlungs Hause

will alsdann einen Gehülffen, nicht einen Lehrling. Du würdest der Andern Spott. Du sollst alsdann deinen Beruf, dein Geschäft können, nicht nur kennen oder wissen. Ein Beruf ist eine Kunst, Kunst stammt von Können. Bist du nicht tauglich, so wirst du entlassen, oder empfängst eben den Lohn eines Lehrlings. Es läßt sich nichts oder nur kümmerlich nachholen. Es wird dazu auch keine Zeit gegeben, und oft mangelt gute Gelegenheit. Wer nur die vier sogenannten Species rechnen kann, paßt nicht in ein Handlungshaus, und wer am Ende der Lehrzeit ein Kanapee sollte verfertigen können, reicht nicht aus, wenn er nur eine schlechte Waarenkiste machen kann. Solches können ja manche kluge anstellte Leute, ohne es gelernt zu haben.

Des angenehmen Bewußtseins, seines Faches Meister zu sein! In seinem Fache muß jeder ein Professor sein, d. h. sich zu ihm laut und leise bekennen dürfen. Der berühmte Maler M. Angelo rief einmal, als er mit Malern über ein Gemälde streiten wollte, sie ihn jedoch hindern wollten: Auch ich bin Maler! (Anch' io son Pittore!) Zur Meisterschaft hilft Trägheit und Gleichgültigkeit nicht. Sieh auf deines Herrn oder Meisters Hand und Auge, sieh selbst auf seinen Geist. Er thut sich in seiner Arbeit kund. Allerdings muß man das Glück haben, zu einem tüchtigen Meister, Patron und Lehrer gekommen zu sein. Wie oft aber liegt der Fehler späterer Berufsuntauglichkeit einzig oder beinahe einzig im Lehrlinge!

Das Ende der Lehr- oder Lernzeit naht sich mit eilemdem, wenn auch leisem Schritte. Die Sonne des Lebens ist schon lange aufgegangen. Ja, der Morgen ist hin. Schon drücken heiße Stunden. Es gibt etwa auch Gewitter am frühen Morgen. Du wirst aus der Lehrzeit entlassen. Der volle Vormittag ist da. Merke auf! Die Zeit nimmt an Bedeutung für dich zu. Bald wirst du der Welt angehören. Du kehrst vielleicht noch auf einige Tage in deiner Eltern Haus. Man macht Zubereitungen. Alle Jugend ist verflohen. Man spricht von neuen Dingen und von neuen Ländern. Dein Gemüth ist fröhlich der Dinge, die kommen sollen. Die Reise, die große Welt winkt!



B. Der Vormittag.

Drei Perioden, ihr Jünglinge! sind schon vorüber: die Tage unbewusster Kindheit, die Schulzeit und die Berufs-
lernzeit. Ihr waret Kinder, Knaben, Jünglinge im ersten Stadium — nun wollet und sollet Ihr als junge Männer gelten. Wie fühltet Ihr Euch, als Ihr der Lehrzeit entlassen wurdet. Der Stolz kam in Euer Herz.

Schon lange gedachtet Ihr der Annehmlichkeit des freien Lebens. Als Ihr am Ende der Schuljahre waret, sehntet Ihr Euch nach der Freiheit im Berufsleben, und träumtet Euch, wenn nicht goldene, so doch silberne Berge. Wenn nur nicht die Kindheit das goldene Zeitalter Eures Lebens, wie kurz und wie bewusstlos sie für dich war, gewesen ist! Die erwartete Freiheit aber war (zum Glück für Euch) eben nicht groß. Es mangelten Euch oft Zeit und Geld. Eherne Ketten hielten Euch, schlossen Euch vielleicht beinahe wie Verbrecher an. Zeit kann Niemand schaffen, und zum Geldborgen hattet Ihr nicht einmal genug Kredit. Nun hoffet Ihr vermuthlich für Euch Alles in der Fremde, flieget schon mit Eurer Phantasie in den Lüften herum, seid aber doch noch in der Wirklichkeit an die Erde wie der Maikäfer, den die

Kinder an einem Faden aufzuziehen lassen, gebunden, wollet immer fort und könnet immer nicht. O, nehmet Euch in Acht, daß Ihr Euch nicht zum zweitenmale und erst noch schlimmer täuschet. Oder, soll das Leben wirklich nur aus Täuschungen, aus einer nie unterbrochenen Reihe von Selbst- und Lebenstäuschungen bestehen müssen? Ist das das Gesetz des Menschen und des Lebens? Oder kann man sich, kann schon der Jüngling sich davor bewahren, sich einen hellen Blick in sein Schicksal, in seine Zukunft schaffen? Oft wähnt er es. Ich aber, Jünglinge! meine, es sei Euch noch nicht möglich, Euch noch nicht gegeben. Ein altes Bild läßt einen jungen Burschen von Osten her, im Sonnenglanze, mit Kanonenschuhen, einem hohen Federbusch und einem Hiebert an der Seite, den Kopf sehr hoch, herauf an einer Weltkugel mit großen Schritten steigen, und aus dem Munde gehen die Worte: Also will ich durch die Welt gehen! Aber auf der Abendseite der Kugel schleicht er mit gesenktem Kopfe und gebogenem Rücken im Schlafroste und mit einer Mütze, den Knotenstab in der Hand, und in Pantoffeln, herunter, und seinem Munde entgehen die Worte: Aber also bin ich durchgekommen!

Sa, Jünglinge! Es kann Euch alles ganz anders kommen als Ihr plant. Ihr dichtet, Ihr malt, Ihr phantast, Ihr schreibt Euch mit einer nur in die Hoffnung, in Eure Wünsche getauchten Feder Eure Welt- und Lebensweise vor; Ihr bauet Luft-, spanische oder böhmische Schlösser,

Ständen sie nur erst auf Sand! Aber Luftschlöffer zerfließen in der Luft, je bunter sie waren um so schneller; zerfließen wie eine Fata morgana, wie Wolken und Licht, die das Entfernte ganz nahe bringen, und — was nicht ist, darstellen. Ihr habt dann Eure Hand wie Kinder nach dem Mond ausgestreckt, und die Mutter gebeten, Euch ihn herunter zu langen. Baut Ihr auf Sand? Ei! Er weicht schon unter den Füßen. Kommen erst Winde und Wellen, so — brichts Haus ein. Es kracht und kann Euch erschlagen. Doch, solche Thatsachen sind für Euch nur Bilder. Nichterfahrenes kann man nicht begreifen. Aber begreifen müßt Ihr den Satz, daß auch Wünsche eine vernünftige sichere Grundlage haben müssen. Jünglinge! Was ich jetzt sagen werde, das sage ich Allen!

Wollet Ihr inne werden, was für Seher Ihr seid, mit welchem Glücke Ihr planiren könnt, so nehmet ein Blatt Papier, und schreibet nur auf fünf Jahre hinaus Euer Wollen und Thun, Euer vermuthliches, gehofftes, oder auch gefürchtetes Ergehen oder Schicksal, verschließt alsdann das Geschriebene versiegelt in das Pult, den Schrank, die Brieftasche, vergesset das Geschriebene, und — öffnet die Schrift, das Siegel, den Plan nach den fünf Jahren. Was steht geschrieben? was liestest du? Ja, man möchte eher fragen, verstehst du noch recht, was du und warum du so geschrieben? Alles ist ganz anders gekommen! Du lächelst, wenn's besser gekommen, als du geschrieben. Jedoch ist eher zu

vermuthen, daß es minder glücklich gekommen. Der Jüngling, weil er sein Glück sich schaffen zu können glaubt, kann kaum fürchten. Er hofft. Kam's nicht schlimmer, und nicht besser als er planirt hatte, so kam's doch Anders.

Nun hält er sich für belehrt und klüger, und schreibt auf die Erfahrung der fünf Jahre sein Schicksal auf die nächstfolgenden fünf Jahre. Nach fünf Jahren wird Alles wieder beinahe nichts als Täuschung sein! Jüngling! Du bist hierin unwissend, wie viel Anderartiges du schon wissen magst.

Unwissend sind auch wir Aeltere, unwissend die Greise noch; denn für Alle ist das alte Wort: der Mensch denkt, und Gott lenkt! Das Sprichwort: der Mensch ist seines Glückes Schmied, ist, falsch verstanden, stolzdumm, wahr verstanden sagt es nur, daß sich der Mensch sein Glück selbst zu erringen suchen soll, sich, wenn es sich um die Begründung seines Glückes handle, auf Niemanden unbedingt verlassen dürfe, und daß er sich stets so zu benehmen habe, als ob sein Glück von ihm allein geschmiedet werden müsse. Kann das Kind schon an seinem Glück schmieden? Es kann anfangen es ein wenig zu lernen. Kann's der Knabe? Er kann's schon ein wenig besser. Kann's der Jüngling? Er sollte es noch viel besser können. Auch der Mann lernt und treibt diese Kunst immer noch. Wir lernen alle Tage und lernen niemals aus. Und auch der Greis kann noch an seinem Glücke bauen, am Glücke des Lebens der Seinigen,

und — an seiner Ewigkeit. Es gehört immer Alles zusammen, weil Alles aus Einem Gusse ist und auch sein soll.

Trauet auch dem Worte nicht, daß der Mensch Alles, was er wolle, könne. Das Wort: der ist groß, der kann was er will, der aber vernünftig, der will was er kann, ist besser. Groß kann man sich nicht machen, aber vernünftig sollte doch Jeder sein können. Zur Größe sind erst noch nur sehr Wenige bestimmt. Groß sein ist noch nicht vernünftig und gut, d. h. weise sein. Es klebt eine schlimme Bedeutung am Worte; fast eine kindische. Wenigstens fragt man immer die kleinsten Kinder: wie groß bist du? und Kinder führen das: wenn ich einmal groß bin . . . immer im Munde. Jünglinge! Größe, auch die intelligibelste, macht nicht einmal glücklich. Oft vermögen die Großen in wesentlichen Dingen viel weniger als die Kleinen, und die größten, geschichtlich bekannten Großen: Nebukadnezar, Cyrus, Alexander, Cäsar, Napoleon konnten so wenig als die Kleinen was sie wollten, und gingen unter. Der Sendbote Paulus ruft auch den Jünglingen zu: Trachtet nicht nach hohen Dingen! Zwar liegt im unablässigen Streben nach Einem Ziele eine ungeheure Kraft, und, sagt ein Dichter, es hängt keine Krone so sicher und hoch, der muthige Kämpfer erreicht sie doch! Setzt man alle Hebel an, geht man mit Feuer und Eisen in den Kampf, so kann wahrhaftig Unglaubliches gelingen.

Ja, deine Pläne sind groß — bist du es auch? Deine

Bestrebungen gehen in's Große — sind es auch deine Kräfte? Dein Wille ist groß — ist's auch deine Ausdauer? Hast du dich für die Wanderschaft, für die Fremde, für's Leben schon stark gemacht? Du willst gewiß ein großer Gelehrter: Theolog, Arzt oder Rechtsgelehrter, ein großer Künstler und Berufsmann in einem Handwerk werden, oder ein Landwirth im größten Maasstabe, ein Feldherr u. s. w.

Gut! Der Jüngling muß große Kräfte, großen Muth, großen Willen in sich spüren — für's Gute. Das ist das Große und das Größeste. Er muß Flügel haben, muß sie wie Adlersflügel heben, bewegen, schlagen, über Berg und Thal wollen. Er gehe hinaus, um daselbst seine Zeit wohl anzuwenden, mäßig und rein zu bleiben oder wieder zu werden, durch Wahrheit sich einen guten Namen zu machen, und sich für seinen Beruf die höchste Tauglichkeit anzubilden, damit man ihn achten und lieben könne, damit er seiner Eltern Haus ehre, und — sein Vaterland nicht entehre. Ja, darum gehe er!

Auf nun aber auf die Wanderschaft, auf die Reise! Den Stof in die Hand, den Hut tief in den Kopf gedrückt! Auf mit Lust und Hoffnung, ohne Furcht! Nimm eine Briefftasche, ein neues Testament, ein Gebetbuch, und den Vorsatz mit, Viel zu sehen und zu lernen. Verlaß dein Haus nicht ohne Dank, nicht ohne Liebe, nicht ohne Gebet! Und noch einen Vorsatz nimm mit: Den Deinigen bisweilen zu schreiben. Selbst arme Eltern geben das Porto

für Briefe von Söhnen gerne. Du wirst doch nicht meinen, deines Hauses, deiner Eltern, deiner Geschwister vergessen, dich auch gemüthlich von ihnen abtrennen zu dürfen, und wenn du das Band zerreißest, oder Faden für Faden zerzipfst, daß es die Deinigen daheim auch so machen? Durch Briefe zeigst du deiner Heimath deinen kindlichen und brüderlichen Sinn, durch Briefe erhältst du dich in deiner Pflicht, durch Briefe bereitest du dich sogar auf dein künftiges häusliches Leben in deinem Heimathorte, in den du ja gesund, lebensfrisch und kunstsfertig, einst wieder zurückkehren zu können hoffest, vor. Auch sage ich dir, daß die Entschuldigung wegen Zeitmangel nichts sei. Ueberall ist ein Briefchen zu schreiben möglich, überall dazu Zeit und Ort. Du sagtest wohl eher selbst, was man wolle, das könne man. Du wirst dich ja nicht in Wäldern, auf Gletschern, auf Menschenleeren Meeren aufhalten. Und — kannst du nicht in Lagen kommen, in welchen du, mit und ohne deine Schuld, nach Hause um eine Geldunterstützung schreiben mußt? Auf der Hochschule als Studirender mußt du Solches oft. Willst du das Wort wahr machen: Und schreibst du deinem Vater noch, so schreib' ihm nur um Geld? Ja, wer bürgt dir dafür, daß du nicht sogar, wie jener Unglückliche, eine zeitlang Verlorne, an die Brust schlagend, sagen werdest: Ich will mich aufmachen und wieder zu meinem Vater ziehen? Könntest du dann auf gemüthliche Theilnahme zählen, wenn du dich durch dein ewiges Still-

schweigen derselben unwerth gemacht hättest? O, erwäge in der Fremde, auf der Wanderungsstraße oft, was der Begriff „Vaterhaus“ für dich Alles in sich schließt. Gerade die Erinnerungen an deinen Vater, deine Mutter, deine Geschwister, deine Jugendkameraden, deine Freunde sollten deine liebsten Phantasien sein.

Jünglinge! Der Tornister ist gepackt, der Koffer gefüllt und zugeschlossen. Der Reisestof ist schon in der Hand, der Mappen ist gezäumt, der Wagen bereit. Ihr habt Euch noch mit den Freunden beim frohen Gesange gelezet. Das Abschiedslied ist gesungen und verklungen, der letzte Handdruck ist empfangen und gegeben. Der Vater hat sehr ernst gesehen, die Mutter und die Schwestern weinten, der Bruder lachte. Noch eine Umarmung, und an der Ecke den Hut geschwenkt! Freunde begleiten Euch zu Fuß, zu Pferde, zu Wagen. Die Stadt ist verlassen.

Ihr seid nun im Freien, Ihr gehört nun nur Euch selbst. Ja, der Abschiedstag wird verbraust. Man trennt sich. Die Begleiter rennen heim. Der Abgereiste ist endlich ganz allein, überlassen nur seinen Gedanken.

Was nun thun? Was wartet des Abgereisten? Welche Freuden? Welche Gefahren? Welche Leiden? Wer in einem Dorfe oder einer kleinen Stadt geboren und erzogen worden, und eine große, eine reiche Handelsstadt, eine Riesenstadt und Residenz aufsuchen will, wird Wunderdinge erwarten und auch schauen. Bald nimmt der Reisende wahr,

daß sich die Sitten, Gewohnheiten, Sprache, und alle Art zu sein und zu leben, je weiter er reise, um so mehr von denen seiner Heimath entfernen. Der Wechsel ergötzt ihn ungemein. Er schreibt schon unterwegs nach Hause, und die Seinigen ergötzen sich an seinen Schildereien. Was aber den Vater und den Bruder interessirt, interessirt die Mutter und Schwester nicht.

Angelangt am Orte seiner ersten Bestimmung geht er nun in sein Fach ein. Eine Anstalt oder ein Handlungscomptoir oder auch eine Handwerksstube oder Boutique nimmt ihn auf. Hier wird Etwas von ihm erwartet, hier darf er sich ja nicht mehr als Lehrlingen darstellen, hier, wie oben gesagt, soll er Geselle, Commis, Studios, (nicht mehr Gymnasiast) sein. Wir müssen ihn nun aber gewähren lassen. Er ist frei, ist selbstständig, wie er fühlt und selbst sagt. Er hat die Kinderschuhe abgelegt, sie zu Hause gelassen. Er ist nun ein junger Mann, der am Vormittage, wie die Sonne, zum Mittag, zu seinem Zenith steigt. Ja, wir wollen ihn nicht binden. Es können's und wollen's auch seine ehemaligen Lehrer, selbst seine Eltern nicht. Nur Gott und sein Gewissen mit seinem Ehrgefühl können ihn noch binden. Dieses jedoch wird nöthig, ja, das Nöthigste sein.

Es winkt ihm nun Mancherlei während der Wochentage, am meisten und stärksten am Sonntage; es winkt ihm nun eben die Karte, der Tanz und der Wein. Er

macht Bekanntschaften, aber welche? Wie sich's gibt! Sie nennen sich Freunde; sie werden seine Rathgeber, vielleicht seine Rathsherren. Wenn sie ihm nur gut rathen, nicht so, daß er bald genug ganz entgegengesetzte Rätze bedarf! Denn, leiteten Blinde Blinde, so fielen Beide in die Grube. Ein Jüngling, der Theologie studiren wollte, fragte einen Studios der Medizin um Rath, wo und wie er Theologie studiren solle? Wir lächeln darüber, wir könnten noch manchen Jüngling belächeln und — bedauern, der, selbst wenn er Seinesgleichen fragte, es nicht besser machte. Die jungen Minister riethen dem Könige Rehabeam nicht gut. Er verlor darüber ein halbes Königreich. Mancher verliert durch schlechte Minister noch viel mehr: seinen Rechtsinn, sein Ehrgefühl, den Sinn für die Reinheit und das Religiöse. Allein, man kann ja, falls man irre gegangen, sich wieder zurecht finden, man kann umkehren, sich belehren. Wie bald ist's gesagt, wie schwer gethan und ausgeführt. Die Jugend müsse austoben. Manche sogar für Verlorengeachtete seien erst noch vortreffliche Männer geworden! Lasset Euch hier einige lehrreiche Beispiele erzählen. Wir wollen sehen, was für Erlaubnisse und Verpflichtungen für Jünglinge darin liegen.

Aristoteles, der junge Grieche, der Jüngling seltenen philosophischen Talentes, der Mann aller künftigen Jahrtausende, der, dessen Schriften Europa und Asien bewegten, und im Mittelalter denen unserer Bibel beinahe an die

Seite gesetzt wurden, war in seinen jüngern Jahren ein leichtsinniger Militär. Seine Jugend brauste, sein Leben schäumte. Wild gährte der Jugendtraum und Jünglingsmuth. Er schien verloren zu gehen. Er kam in's Quartier eines olympischen Oberpriesters. Dieser sah durch die knorrige Schale in den edeln feinen Kern des Jünglings. Ihn jammerte des jungen, leichtfertigen, vielleicht schon Niederlichen. Er nahm ihn bei der Hand, er sprach ihm in die Seele hinein, er malte ihm vor, welche herrliche Talente, nicht zum Vergeuden, ihm die guten Götter verliehen. Er foderte ihn auf, seinen bisherigen Weg zu verlassen, zu verlassen die für ihn allzugefährliche Bahn eines Kriegers, der Gefahr zu entfliehen, und sich den Wissenschaften und der Tugend, für welche ihn die Götter bestimmt haben, zu widmen. Aristoteles hörte, und — gehorchte. Er wurde was er werden konnte und sollte: einer der Meistermenschen, Meistermänner, der Vorzüglichsten Einer, sogar ein Wunderbarbegabter Griechenlands.

Nun! So hat sich an ihm also doch die schon oft wiederholte Erfahrung bestätigt, daß brausende leichtfertige Jünglinge oft noch die besten herrlichsten Männer werden! Allerdings! Aber die Erfahrung sagt uns nur, daß es oft der Fall gewesen, nicht aber, daß Allemal. Und du wolltest dein Schicksal, deinen Werth, dich selbst an dieses ungewisse und unbestimmte „Oft“ wagen? Welche Rechnung,

welches Wagniß! Wie, wenn du nicht unter dieses „Oft“ zu stehen kämest? Schon oft hat ein Fall von einem Dache herab dem Fallenden, Herunterstürzenden keinen Nachtheil gebracht. Wer will's, wer soll's, wer darf's drauf ankommen lassen? Wie oft, nein! wie „öfter“ ist das Gegenteil, das alleroffenbarste, eingetreten? Und — ist etwa dem Aristoteles das Brausen ein Mittel für seine höhern Zwecke gewesen oder geworden? Nützte ihm sein Leichtsinns irgend Etwas? Bist du, Liederlicher! der du dich auf ihn zu berufen dich unterfängst, bist du ein Aristoteles? Es war in ihm auch gegen die Unordnung und das Schlechte eine ungeheure Reaktionskraft. Ist solche auch in Dir? Ich finde zwischen den gewöhnlichen leichtsinnigen und liederlichen Jünglingen und Aristoteles keine Aehnlichkeit, als Beider Leichtsinns. Aristoteles wandte sich auf's Wort eines Olympischen Priesters ganz um. Wandtest und wendest und wirfst du dein Benehmen wenden? Hat mit dir noch Niemand, kein Olympischer Priester, kein Lehrer, kein Vater gesprochen, geschrieben?

Des Cartes, ein junger Franzose, zur Zeit des Anfangs des dreißigjährigen Krieges, empfand einen wahrhaft glühenden Durst nach Erkenntniß und Wahrheit. Er wollte ihn durch's Lesen philosophischer Schriften löschen, fand jedoch keine Befriedigung, keine Beruhigung. Nun wollte er sie, weil er sie bei den Gelehrten nicht gefunden, bei den Ungelehrten, den sogenannten Naturmenschen suchen.

Er nahm freiwillige Kriegsdienste beim kaiserlich österreichischen Heere gegen die Böhmen, und war auch in der Schlacht am weißen Berge. Da kampirte er mit Kroaten und Ungarn und Raizen, und mit welchen wilden Ungeschlachten nur immer. Er hoffte den Armenischen, wahr und gut, bei diesen zu finden. Er fand ihn nicht, fand nicht Armenischen, sondern halbe Unmenschen, Wilde; was er suchte, keineswegs, sondern Noheit, Sünde, viel Elend u. s. w. Er war betäubt, er verließ diese Schule, diese Angelehrten bald, übersatt, kehrte nach Paris zurück, und warf sich, auf's Gefuchte, auf's Angestrebte ganz verzichtend, in den Pariser Strudel, in die Unordnung, vielleicht sogar die Ausschweifung. Nach einiger Zeit (denn, sein Geist war noch besser als sein Wollen oder seine Lust) besuchte er doch eine Gesellschaft angesehenener wissenschaftlicher Männer. Das Gespräch gerieth auf's Mathematische. Gerade für's Mathematische hatte Des Cartes ein außerordentliches Talent. Er ließ sich mit in's Gespräch ein. Ein Mathematiker nahm des jungen Mannes mit Aufmerksamkeit wahr, nahm ihn mit nach Hause, besprach sich mit ihm, und — gab ihn seiner Bestimmung, gab ihn den Wissenschaften zurück. Des Cartes wirkte nachher auf ganz Frankreich, auf ganz Europa ein. Aristoteles wurde Alexander's des Großen Erzieher, Des Cartes an den Hof nach Stockholm berufen. Aber auch auf ihn dürfte sich kein Verirrter berufen, oder ich würde ihn fragen, ob auch in ihm ein so glähen-

des Verlangen nach Wahrheit sei, ob er sich auch nur aus Verzweiflung die lange so sehnlich gesuchte Wahrheit nicht gefunden zu haben, in den Strudel der Sinnlichkeit geworfen habe, ob auch Er sich gewiß wieder, und zwar zur rechten Zeit, herauswinden werde? Ihm, dem schon wissenschaftlichgebildeten Jüngling mußte es viel leichter sein, sich herauszuretten, als dem, der sich vorher dem Ringen nach Wahrheit und Erkenntniß niemals hingegeben. Des Cartes war Des Cartes. Du bist nur Du! Sei bescheiden! Zwar ist's nicht, als ob für die Aristoteles und Des Cartes eine eigne, eine andre Moral als für Dich und Andre bestehe (die Moral ist vollkommen unparteiisch!), aber die Aristoteles und Des Cartes haben größere intelligible und moralische Kräfte in sich als die meisten Andern, und darum kann ihnen ihre Rettung viel eher gelingen. Tausende können's nicht mehr, weil sie nicht mehr kräftig, nicht mehr geistig genug sind. Merket auf diesen wichtigen Unterschied, Jünglinge! Und jedenfalls hat nicht der Leichtsinn der Jugend, sondern die Weisheit des männlichen Alters sie uns werthvoll gemacht. Hätten sie wahre Befriedigung in ihrer Unordnung gefunden, so hätten sie sie ja eben nicht verlassen, aber die Unordnung befriedigt nicht; sie macht und läßt den Geist tod, das Herz leer. Sie mögen sich auch nachher ihres leichtfertigen Jugendlebens eben nicht gefreut haben. Die Unzufriedenheit folgt ihm auf der Ferse, und die Neue wie der Schatten. Daran

folgte der Jüngling denken; denn, die Erinnerung an seine Sünde bliebe sein Schatten ewiglich.

Polemo, ein junger, feurriger Athener, zur Zeit Xenokrates, der seinem Oheim Platon auf dem Lehrstuhl gefolgt war, kehrte eines Morgens sehr frühe von einem wilden Nachtgelage, einer wahren Orgie, heim. Xenokrates gab schon Unterricht. Er las über Gerechtigkeit. Polemo hörte ihn im Vorbeigange; denn, Xenokrates trug, auch wegen seines ungeheuern Auditoriums, mit einer wahren Stentorsstimme vor. Den Vortrag muthwillig zu stören, trat Polemo in den Hörsaal hinein, und setzte sich bei der Thüre gerade dem Katheder gegenüber, den Xenokrates figirend, und lachend um sich schauend. Der Hörsaal war ganz angefüllt. Xenokrates war ein trefflicher Redner, ein gründlicher Lehrer, ein durch und durch edler, und wegen seiner menschlich-vollkommenen Tugend hochverehrter Mann. Polemo hatte alle die griechischen Merkmale der gefeierten Orgie an sich. Sein Haar hing aufgelöst wild um seine Schläfe herum, und auf dem Kopfe lag ein Blumenkranz. Sein Gewand war von Wein besudelt. Uebermüthig dehnte er sich auf seiner Bank, und entblößte sich sogar unanständig. Xenokrates nahm Alles wahr. Fein drehte er seinen Vortrag von der Gerechtigkeit zur Anständigkeit und Mäßigkeit im Genuße der Gaben der Götter hinüber, und fing das Gegentheil zu malen an. Er schilderte Gelage, deren liederliche Unordnung, deren Unrecht. Schon hatte

Polemo seine Absicht unter den jungen Zuhörern verhehlt. Xenokrates hatte ihn getroffen. Bald zog Polemo sein Gewand anständig zusammen, dann setzte er sich würdiger, dann nahm er den Kranz vom Kopfe, strich sich die Haare zurecht, und saß nach kurzer Zeit gar aufmerksam und ernsthaft. Die Lehrstunde war beendigt. Sogleich verfügte er sich zu Xenokrates, fiel ihm um den Hals, bat ihn, ihm seine schlimme Absicht bekennend, zu verzeihen, versprach ihm, seine warnenden Winke auf's beste zu benutzen, und äußerte ihm sogar den Wunsch, seiner Freundschaft nicht unwerth gefunden zu werden. Xenokrates nahm ihn in seine Freundschaft auf, und — Polemo wurde der Weisheit des Xenokrates trefflicher Nachfolger. Was sagst du dazu, Jüngling? Eben findet auch nicht Jeder, der ein Polemo ist, einen Xenokrates, einen rettenden Engel. Polemo mußte aber doch Polemo sein. Es wird Manchem wie ihm gerufen, aber er hört nicht. Es sagen uns jedoch diese Geschichten, daß die Fürsorge Rettung bereitet, Engel sendet, daß sie warne, winke, rufe. Es läßt sich nicht glauben, daß irgend ein in den Strudel Gerathener nie gewarnt, ihm nie gerufen werde, nicht laute oder leise Winke an ihn ergehen, ihm keine Hand dargeboten, sich ihm keine Hand, ja auch nicht Eine Hand anbiete!

Selbst Augustin, der an tiefen Gedanken und gewaltigen Worten große Kirchenvater, war als Jüngling ein hiederlicher Heide. Sein olympischer Priester, sein Gesell-

schaftsmann, sein Xenokrates und Engel war das Evangelium. Andern ist's der Todesfall des Vaters, der Mutter, eine Krankheit, die wie Blitze vom hellen Himmel fallen.

Wahrhaftig! Auch an ihm ist die Gnade, von der er so viel geschrieben, wie an Paulus, wenn auch in andern Beziehungen, nicht vergeblich gewesen. Ja, freie göttliche Gnade ist's, wenn ein Mensch gerettet wird. Es kann ja nicht sein Verdienst sein, sich selbst kann er's nicht zuschreiben. Die olympischen Priester kommen nicht auf sein Geheiß zu ihm, und das Evangelium hat er nicht hervorgebracht.

In die Gesellschaft trat Des Cartes nur um der Gesellschaft willen, und Polemo wollte den Xenokrates erst noch verhöhnen. Jedesmal muß ja an den Menschen zuerst eine Anregung von außen kommen; diese aber ist seinem verderbten Willen zuerst ganz fremd. In ihm muß denn aber auch noch Etwas gutes sein, ein goldenes Häkchen, an das sich das Mittel von außen anhängen kann. Aus Nichts würde Nichts. Ist alles Gold Schlake geworden, das Gute ganz erstorben und entwurzelt, das Ebenbild Gottes völlig verwischt, das Innerlichste selbst Sünde geworden, dann hilft kein Priester, kein Engel mehr.

Jünglinge! Wenn ihr in der Fremde die Mittel des Heils, die Freundschaft, das Lesen edler, religiöser, christlicher Bücher, wenn Ihr den stillen Umgang des Gemüthes im Gebete mit Gott, den Sonn- und Feiertag, Kirche und

Abendmahl, diese Priester des Herrn, nie oder nur selten, oder nur sehr nachlässig und gedankenlos, nur gleichgültig anwendet, wenn Ihr Euch nicht besondere Stündchen dazu aussetzet, so — stehts schon schlimm oder es fängt an zu schlimmern. Ihr würdet, Ihr müßtet verwildern. Unkraut wüchse in Euern Herzen. Ihr entehrtet und zerrisset Euch selbst. Alle Harmonie flöhe von Euch. Nur das Religiös-sittliche ist und gibt Harmonie, mit sich, mit Gott, Andern, dem Schicksal, sei es Glück oder Unglück. Beide erheben und verklären sich dadurch.

Ihr werdet auch bald wahrnehmen, was Manche, die, mit wildem Sehnen hinaus, das elterliche Haus verlassen, die Stunde des Zerreißens aller Bande kaum erwarten können, und wie der verlorne Sohn hinaus eilen, kaum oder gar nicht glauben, nämlich, daß die Sünde überall verachtet, überall verpönt sei, sich überall bestrafe, daß sie überall Gewissensbisse mache. Darum will die Sünde sich überall, ausgenommen vor Ihresgleichen, verbergen, überall heucheln, nirgends als Sünde gelten noch erkannt sein, und nimmt sie überall den Schein des Erlaubten und der Anständigkeit an. In ihren Briefen in die Heimath schreibt sie gewiß nichts von sich. Sie schminkt sich erst noch oft recht sehr und nimmt sogar den Schein der Tugend an. Sie wird zur schönflackernden Flamme, in welcher sich die Mücken verbrennen, oder sich doch auf immer verkrüppeln. Jüngling! Was die flackernde Flamme versengte, wächst nimmermehr nach!

Selbst auf Reisen und der Wanderschaft, sei es, daß wir in Geschäften, oder um Arbeit zu suchen, oder zum Vergnügen und um der Gesundheit willen, wandern und ziehen sollten, dürfen wir nicht ohne Religiosität und Sittlichkeit sein, auch auf ihnen müssen wir an Den denken, dem wir angehören, in dem wir leben, weben und sind, von dem alle gute Gabe kommt, der sie uns geben und vorenthalten kann. Mit ihm müssen wir die Reise antreten, mit ihm jede Tagreise, wie zu Hause jedes Tagwerk. Darum müssen wir nun einmal auch auf unsern Kreuz- und Querczügen am Sonn- und Feiertage denken, es sei Sonn- und Feiertag, ein Tag des Herrn, und nicht nur unser Tag. Zwar sind es Alle, aber der Sonntag ist's im ausgezeichneten Sinne. Darum ist's nur ein Schein von Aufklärung, ein Zeichen der Ungelehrigkeit, zu sagen, es seien ja alle Tage gleich, und die Natur kenne keinen Tagesunterschied. Nun! so kennt ihn die Geschichte und das religiöse Menschenleben. Die Seelenkunde sagt uns deutlich, daß wir eines Sonntages, eines Tages Gottes und unserer Seele bedürftig, dringend benöthigt seien. Jedes braue Haus kennt einen solchen Tag, und jedes religiöse Gemüth kennt ihn gern und freudig. Darum sollten wir auf Reisen, wenn immer möglich, am Sonntag ruhig bleiben, und, wenn wir Gelegenheit haben, in eine Kirche, und wäre es auch nur eine muhamedanische oder gar heidnische, treten. Auch die Muhamedaner beten und schauen gen

Himmel, und die Heiden thun desgleichen. Beten sie mit uns nicht zum gleichen Gott und Herrn, so sieht doch der gleiche Eine Gott und Herr auf sie, nicht minder als auf uns. Es betet ja Jeder zu dem Gott, den er meint, und ihn in seinem Gemütthe hat oder verehrt. Hierin wird mehr auf Gott als auf uns ankommen, und uns Allen trifft es mehr an, wie er uns schaue als wie wir zu ihm auffchauen. Es thut dem Gemütthe unaussprechlich wohl, wöchentlich doch auch Einmal eigentlich religiöse Luft einzuathmen. Solches kann man aber in jeder Kirche. Jede ist für den gleichen Zweck: zur Erhebung des Gemütthes zu Gott erbaut. Ja, wenn lateinisch, griechisch, hebräisch gepredigt würde, höre zu. Ein Geist wird dir die Worte übersetzen, daß du merkst, was du empfinden sollst. Das Wort als bloßes Wort nützt auch in der Muttersprache wenig oder nichts. Die Empfindung darf des Wortes ermangeln, nicht aber umgekehrt. Ein verstandenes und erst noch weises Wort dazu ist allerdings zehnmal besser. Auf Reisen jedoch handelt es sich nicht so fast um Belehrung in göttlichen Dingen, als vielmehr um eine Abziehung des Gemütthes von der sinnlichen Welt, um einen Aufschwung zur übersinnlichen, um eine religiöse Verklärung des Sichtbaren um uns her, unserer Geschäfte und Reise oder Wanderungen, um eine Ergreifung der höhern Welt mit heiliger Glaubensfreudigkeit. Ja, wahrhaftig! Man kann und soll auch religiös und christlich reisen, und die Religiosität

oder Gottseligkeit ist zu Allem nützlich. Sie kann alles, was wir denken, wollen, thun, leiden und erfahren, reinigen und herrlich machen. Ohne sie würden wir auf Reisen völlig weltlich, baare äußere und niedrige Natur; wir würden gleichsam nur Geschäfte, Wirthshäuser, Landstraßen, oder gar ein Kneipenleben; wir würden Silwägen, Wirthshausgeschwätze, Tagesneuigkeiten, womit denn doch unserm eigentlichen Ich nur sehr wenig oder gar nicht gedient wäre. Oder meinstest du, es wäre dir damit wirklich gedient? D, an wie vielen hundert und tausend Reisenden nimmt man es augenblicklich wahr, daß das Reisen sie gänzlich verweltlichte, entgeistigte, noch sinnlicher machte, daß sie sich nur um die Gasthöfe und Geschäfte interessiren, ihr Sinn für das Höhere erstorben sei, sie sich von ihrem geistigen Tode zu Hause zuerst wieder erholen müssen, wenn sie wieder wahren Menschenwerth erlangen sollen.

Wir sollten erst noch auf Reisen Viel lernen, wenn man deswegen reist. Das Reisen ist in aller Beziehung ein potenziertes Leben. Man nennt Leben Reisen und Reisen Leben.

Manche reisen nur um zu reisen. Die große Bewegung, der stete Wechsel der Dinge, die Neuigkeiten und die stete Spannung der Neugier gefallen ihnen an und für sich, von jedem andern Zwecke abgesehen. Andere reisen, um eigentlich ihre Neugierde zu befriedigen. Sie wollen sehen, wie es in der Welt außen siehe. Noch Andere reisen,

um sich freier zu fühlen. Auf Reisen ist man unbekannt, unbeengt und unbeklemmt. Die Sperrketten sind gesprengt. Man merkt es, sobald man außer dem Thor ist, und die Sonne hell in's Herz scheint. Man muß nicht, wie zu Hause, einen Lastwagen ziehen, ist nicht von allerlei Pflichten geplagt, wird nicht beobachtet, kontrollirt und kontrastirt. Darum möchte Mancher während seines ganzen Lebens reisen, und Reisen erscheint seinem muntern Herzen fast wie das höchste Gut. Er übersetzt die Worte S. J. Rousseau's, die er vom Botanisiren sagt, so: Ich reiste bisher schon oft, ich reise jetzt wieder, ich werde auch künftig, werde noch in der Ewigkeit reisen, wenn man in ihr reisen kann. Man sagt uns ja, daß man daselbst dann von Stern zu Stern reisen könne.

So höre ich Euch sprechen, Ihr wandernde und immer reiselustige Jünglinge! die Ihr so gerne den Tornister schnürt, den Hut tief in den Kopf drückt, einmal nach dem andern den beinahe auch reiselustig gewordenen Reisetof ergreift, Abschied nehmt, wiederkehrt, wieder fortwandert, und beinahe dem ewigen Juden, der keine bleibende Stätte finden kann, gleicht.

Aber warum reisen? Reisen ist keine Arbeit, kein Berufsgeschäft, keine eigentliche Pflichterfüllung; und dennoch reisen? Es kostet oft viel Zeit und Geld, oft die Gesundheit. Es kostete schon Tausenden sogar das Leben. Und, dennoch reisen? Das Reisen muß mit der menschlichen

Natur, deren Entwicklungs- und Bildungsgang in enger Verbindung stehen, weil sich schon das Kind aus dem engen Zimmer hinaus in's Weite und Grüne sehnt, der Knabe am liebsten Reisen liebt, der Jüngling kaum zu Hause bleiben kann, der Mann noch gar gerne reist, und selbst der Greis noch kleine Touren macht. Offenbar jedoch ist, daß das Reisen auch mit der Berufsnatur in Einklang gebracht werden muß. Jeder kann und muß auf eigne Weise reisen. Man preist den Nutzen des Reisens, man lobt den Aufenthalt in der Fremde. Schon oft nannte man das Studium der Mathematik und das Reisen als die besten Mittel zur Bildung des Geistes. Man müsse einmal fremdes Brod essen, sich an Alles, an die Welt und die Leute gewöhnen lernen u. s. w. Gegenüber steht dann freilich die Erfahrung, daß das Reisen gar Manchen nichts nützte, Vielen schädlich gewesen. Der Zweck der Reise ist genau in's Auge zu fassen.

Unzählige berühmte Männer der Vorzeit machten große Reisen und hielten sich im Auslande sehr lange auf. Sie machten sich das Reisen zur Schule, zum Studium. Geistiger Bildung wegen schiften auch jetzt noch vornehme Eltern die Söhne mit einem Mentor auf Reisen, und Kook, Forster, Horner, Pallas, Humbold sind, was sie waren, zum Theil auch durch ihre Reisen geworden. Manche Jünglinge reisen jahrelang, durchziehen das halbe Europa. Frankreich wird wegen seiner Sprache, England wegen

seiner Industrie, Italien seiner Künste, Deutschland seiner Gelehrtheit und die Schweiz ihrer Gletscher wegen bereist. Wie angenehm schwätzt es sich dann zu Hause vom Reisen, von seinen Städten, Sehenswürdigkeiten, Leiden und Freuden und Abentheuern! Wie schnell vereilen beim Glase die Stunden im Gespräche mit Solchen, welche die gleichen Städte und Länder besucht haben? Mancher, sogar Dürstige, gäbe seine Reiseerinnerungen um tausend Gulden nicht weg, und manches Handwerksmannes Stolz liegt beinahe einzig in dem, wo er gewesen, gearbeitet, und was er gesehen habe.

Die Wege und Straßen sind nun verbessert, alle Reismittel (nur nicht der Gelderwerb) sehr erleichtert, alles loft uns zum Reisen. Darum vernehmet, wanderungslustige Jünglinge! Wanderungs- und Zugvögel! einige nöthige Reiseräthe.

Wandle oder wandere vor Gott und sei fromm! Habe ihn überall und allezeit vor Augen und im Herzen!

Mit diesen Kerngedanken müssen wir anfangen, nicht um der Frömmigkeit überhaupt, sondern um der Reise selbst willen. Davon dürfen wir nun einmal nicht abweichen, oder wir gingen, wenn nicht gerade mit unsern Füßen, so doch, was mehr ist, mit unserer Seele irre. Der Erzvater Jakob, sei er übrigens gewesen was und wie nur immer! hat es so gemacht, und hiemit recht und vernünftig gemacht. Er war auf der Reise. Darum kamen

ihm denn auch Engel im Traume in den Sinn, und darum konnte er beim Erwachen sagen: Hier ist Gottes Haus! Jedem Reisenden begleitet Gott immer. Er kann nicht allein sein. Das ist unmöglich. Ein Vater sagte seinem Abschied nehmenden Sohne noch: Wenn du in der Fremde je eben etwas Böses thun willst, so suche einen Ort auf, wo dich Gott nicht sehen kann.

Sei auf der Reise immer munter, unermülich zu sehen, zu hören. Das: die eur hie? (Sage dir, weswegen du hier seiest) gilt auch der Reise. Willst du Menschen kennen, so gehe hin, wo Viele beisammen sind; willst du Werkstätten sehen, so gehe in die Werkstätten; willst du Sammlungen sehen, so besuche Sammlungen, u. s. w. Man sollte wähen, daß dieses gar nicht gesagt werden müsse, doch muß es gesagt sein. Wie Viele vergessen und vernachlässigen ihre Zwecke? Wie Viele ermüden und werden dadurch zu träge? Wie Viele fragen an Ort und Stelle nicht gehörig nach, und werden erst nach der Abreise inne, daß an dem so eben von ihnen verlassenen Orte für sie oft gerade das Interessanteste zu schauen gewesen wäre. Wir haben nun viele Reisewegweiser, die von jedem Orte, wenigstens Deutschlands, das Bemerkenswürdigste angeben. Ein solches Buch ist nöthig, um mit Nutzen zu reisen. In großen Städten sind wahre Lohndiener als Ciceroe von einer Merkwürdigkeit zur andern in jedem größern Gasthose zu finden. Es ist jedoch nicht alles zu sehen. Man kann sich

ihnen nicht überlassen. Wenn ich Kunstsammlungen sehen will, so sollen sie mich nicht in Naturkabinete führen, und wer die Gartenkunst, die Kirchhöfe, die Lazaretho und Schulen in Augsburg kennen lernen will, besuche nicht seinen Wasserthurm oder sein Zeughaus mit der Kanongießerei. Man hat nicht zu Allem Zeit. An jeglichem Morgen muß der Küchenzettel für's Auge, den Geist geschrieben werden. Noch Andere ermangeln des nöthigen Geldes. Wie aber reisen Die, welche darin sparen, worin sie gerade am allerwenigsten sparen sollten? Man reist auch nicht um zu sparen, sondern nur mit Sparsamkeit.

Wer reist nur zur Befriedigung seiner Wissbegierde reist, bemerke sich doch ja die Regel, bei der ich mich sehr wohl befunden habe: An jedem Orte das zu allererst zu beschauen, was er an seinem Heimathorte nicht hat, was er noch nie gesehen, was dieser Ort Eigenthümliches hat. Wer wird z. B. in Dresden nicht zu allerhöchst die große Gemälde-sammlung beschauen, in München nicht die Glyptothek? Hernach mag man auch schon Gesehenes beschauen, um vergleichen zu lernen. Nur durch's Vergleichen bemächtigt man sich einer Sache ganz.

An jedem Orte, in jedem Gasthose benimm dich menschlich, d. h. kommentirt nicht anders als: sei genügsam, nicht pretenziös oder foderisch, mäßig, dankbar, freundlich, höflich (nicht höfisch), heiter, gemüthlich, und freigebig. Knaufere eher an dir als den Dienstleuten des Hauses.

An unbekannten Orten, bei unbekanntem Menschen sei vorsichtig mit dem Gelde. Zeige es Niemandem. Spiegle keine Kostbarkeiten. Winkelmann, der berühmte deutsche Kenner und Beurtheiler von Kunstwerken und Pretiosen des Alterthums, wurde von seinem Mitreisenden ermordet, weil er ihm seine aus Italien mitgebrachten Kostbarkeiten vertraulich vorgezeigt hatte. Gold laß nur in großen Gasthöfen, und nur in Gegenwart der Hausgenossen wechseln.

Hinterlaß durch Sittsamkeit und Bescheidenheit überall einen Ehrennamen. Man soll sich deiner gern erinnern, dich, wenn du wieder kömst, gern wieder sehen.

Sei weder im Gasthose noch auf der Straße, weder allein noch in Gesellschaft furchtsam oder angsthaft. Es wäre unmännlich, eines Reisenden unwürdig. Willst oder mußt du dich fürchten, so bleibe lieber hinter dem Ofen deiner Heimath. Furcht und Mißtrauen machen das Reisen zur Last. Hier ist jedoch nicht viel anzurathen. Mancher kommt in hundert Gefahren beinahe, aber nie ganz, um, ist dann aber in der hundert- und ersten noch so furchtlos wie vor der ersten, eben, weil er durch Hundert glücklich hindurch gekommen. Er hofft, er erwartet — immer das Beste. Der Andere hingegen fürchtet sich nach jeder noch so glücklich überstandenen Gefahr immer um so mehr, weil er endlich doch in Einer umkommen werde.

Der Regel nach ist man auf Reisen gesunder als zu Hause. Erliegst du, so vertraue denen, bei welchen du

bist. Weinabe überall findet man gute Menschen. Viele sterben auf Reisen, Andern und sich selbst ganz unerwartet, unerklärlich. Kein Reisender kann sich sagen, wo die Stätte seiner Ruhe sein werde. Wie manche Jünglinge kamen auf Gebirgen, in Wäldern, in Gasthöfen, auf Meeren und Seen, auf Land- und Seitenstraßen, bei Tag und bei Nacht um. Sie sind verschollen, und ihre Stätte ward nimmermehr gefunden. Nun! Die Erde ist des Herrn und was darinnen ist. So oft man abreist, muß man es sich als möglich denken, daß man nicht dahin komme, wohin man will, und — nicht heimkehre. Ja! Man kann an jedem Orte den Wanderstab niederlegen. Darum muß man auf Reisen immer auf Alles gefaßt sein. Es dienen hier zwei goldne Sprüchlein. Rauh ist das Eine, es macht aber stark. Es heißt: Komme was kommen mag; die Stunde rennt auch durch den rauhesten Tag. Das Andere ist sanft, und erquilt. Es heißt: Denen die Gott lieben, müssen alle Dinge zum besten dienen. Hieher gehört auch das Wort, daß kein Haar von deinem Haupte ohne Gottes Willen falle.

Das Reisen verdient eine Lobpreisung. Es macht geisteskräftiger, gewandter, eiliger; es macht gemüthskräftiger, froher; es macht umsichtiger und unerschrockener, selbstständiger, besonders das Reisen nur mit sich selbst. Es belehrt, es schließt uns uns selbst, die Menschen und viele Welt auf. Es macht vielseitiger, und zerstört eine Menge

Vorurtheile. Man wird die Wahrheit des Sprichwortes „Hinter dem Berge wohnen auch Leute“, inne. Es macht weiter. Hinter dem Ofen Erziehene sind gewöhnlich eng im Denken und engen Herzens. Sind sie es nicht, so sind sie entweder durch ihren tüchtigen Verstand und ihr wohlwollendes Gemüth davor geschützt geblieben, oder sie haben den Mangel des Lebens im Auslande einigermassen durch Lektüre ersetzt. Doch ist das Gelesene nicht das Gesehene. Darum aber macht uns das Reisen weiter, weil wir die Länder, in denen wir gewesen, oder auch nur durchreist haben, einigermassen zu unserm Vaterlande rechnen. Der Schweizer, der Deutschland, der Deutsche, der die Schweiz gesehen, nimmt auf immer am gesehenen Lande warmen Antheil, und für eine Stadt, in welcher wir eine zeitlang, wie eine Besatzung lagen, wagten wir unser Leben mit Freuden. Wer in Brasilien gewesen, schickt, wenn er kann, Nothleidenden bis nach Brasilien Hülfe. Magelhaen, Forster, Kook, Krusenstern, Horner, welche die Erde umreisten, müssen die Erde, den ganzen Ball für ihr Heimathland halten. Sie sprachen ja vom Feuerlande, Neuholland, Japan, wie wir von unserm Nachbarlande. Und wie manche vortreffliche Menschen lernen wir im Auslande kennen! Wie manche liebe, freundliche Bekanntschaft und Freundschaft wird in ihm angeknüpft! Man kann sie später für seinen Beruf, für reisende Freunde, ja, ehe man es sich recht denken kann, für seine Söhne benutzen.

Jünglinge! Als ich einem meiner Söhne (einem Landwirth) Baarschaft und den Wandersab in die Hand zur Reise in die Welt gab, gab ich ihm auch ein Oktavblättchen mit Namen und Zeichen. Die Einen Namen soll er allenfalls mir nur grüßen, die Andern werden ihm bei Gelegenheit freundliche Dienste erweisen. Bedürfe er Solche, so solle er sie auffuchen. Den Dritten soll er nur seinen Namen nennen, so werde er augenblicklich gleich einem Sohn des Hauses sein. Und er machte es also, und es geschah also! Jünglinge! Ihr sehet, daß ich immer Erfahrungen ausspreche.

Wir sind mit unsern Gedanken wieder am Orte, wo wir unsere Studien machen, oder als Commis in einem Comptoir angestellt sind, oder als Handwerksgesellen in einer Bude arbeiten. Von unserm Verhältniß zu diesem unserm Aufenthaltsorte in der Fremde und zu unserm Vaterlande ist noch ein besonderes, doch kurzes Wort zu sagen. In jedem solchen Orte wird auf unsre Landsmannschaft Rücksicht genommen. Jeder kann seinem Vaterlande Ehre und Unehre, Jeder jedem später dahin kommenden Landsmann im Voraus Kredit oder Mißkredit machen. Auf Hochschulen wissen die sogenannten Philister sehr wohl die Landsmänner: die Ungarn, Rheinländer, Ober- und Niedersachsen, Westphalen, Kur- und Diefländler, Schweizer, Baiern u. s. w. in Betreff der Sittlichkeit von einander zu unterscheiden. Die Einen werden vorgezogen, die Andern nach-

gesetzt. Man weiß wohl, welcher Namen am öftersten am schwarzen Brette stehen, welchen Signalements nachfolgen. Ueberall fand ich durch meine Vorfahren meinen Namen, meinen Kredit präparirt. Wer Vaterlandsliebe hat, machts so. Sie kann und muß sich nicht nur im Schlachtfelde zeigen.

Ich habe mit Euch, Jünglingen, aus dieser wichtigen, entscheidenden Periode noch Manches für Euch auf dem Herzen. Es sind der Dinge drei. Und wenn auch nur drei unter Euch ihrer bedürfen, so wird's gut gesprochen sein.

Mancher bleibt im Auslande auf immer, und kehrt nie wieder in sein Vaterland zurück. Die Umstände gestalten sich so. Er verliebt sich in ein Mädchen, und setzt sich mit ihm irgendwo. Es kann so auch gehen. Die Erfahrung sagt's. Es kann jedoch auch so nicht gehen. Die Erfahrung sagt's nicht minder laut, denn, die ersten Jahre sind nicht die zweiten, dritten, nicht die letzten. Der Weg ist anfangs rosig, später oft dornig. Vielleicht paßt deine Gattin nicht in deine Heimath, vielleicht du auch nicht ganz für die ihrige. Deine ganze Verwandtschaft mangelt dir, dir mangeln auch deine Jugendfreunde, die doch gewiß nicht zu verachten sind. Du bist, wo du bist, nicht Bürger. Du sehnst dich, wenn du älter geworden, gewiß nach deinem Vaterlande, nach deiner Heimath, und es wandelt dich eine, dir früher ganz unbefannte Sehnsucht nach

den Deinigen an. Dein Loos will dir nicht mehr gefallen. Schlimmer noch, wenn zwischen dir und deiner Gattin erst noch der große Unterschied der Konfession sieht. Ihr zwar füllet die Kluft befriedigend aus, aber Eure Kinder zerren auseinander, und die Verwandtschaft und Umgebung macht die Kluft oft noch viel größer. Hierin ist viel Vorsicht nöthig!

Andern winkt ein anderes Verhältniß. Sie haben sich durch Leichtsinu sammt Zuhör heruntergebracht, haben jedoch Talent, Gewandtheit, Schlaubeit, Kühnheit, Beredsamkeit, und ein angenehmes Aeußeres. Es sind die Suinters. Solche werden gemeinhin Schauspieler. O, lerne die Schauspieler, wie sie gewöhnlich sind, nicht auf der Bühne, sondern hinter den Koulissen kennen. Frage die Ersten, die Wahren unter ihnen, wie sie ihren Stand beurtheilen, was er ihnen sei, und gewähre, und — ob sie ihm denselben anrathen. Das würde selbst Zffland, Es-lair, Seidemann nicht thun. Seidemann ist gewiß nicht durch die Bühne, sondern durch seine große studirte Kunst, und — durch die ihm gewährte große persönliche Verehrung glücklich. Nur dramatische Genie's nehmen die Achtung mit sich in's Alter. Die meisten Andern verblühen, verwelken arm und verachtet. Unsinnig und menschenlästerlich verweigert ihnen Frankreich sogar das kirchliche Begräbniß. Wer seinen dramatischen Beruf rein auf dem Standpunkte der Kunst auffaßt, und ununterbrochen sich auf ihm kultiv-

virt, der wird, wie sonst kaum Einer, ein Spiel des Neides, Hasses und der Verfolgung seiner Genossen. Traurige Lebensbestimmung! Jüngling! Durch die enge Pforte des Ruhmes gehen nur sehr wenige Schauspieler, und durch die des Lebensglükes unter Tausend nur Einer ein. Laß dich nicht berauschen! Fühlst du die geringste Neigung zur Bühne in dir, so — fliehe sie. Mit Neigungen darf man am allerwenigsten scherzen. Jede unbewachte kann und muß unter Umständen zur Leidenschaft werden. O wie manches herrliche Talent ist schon auf den Brettern irre gegangen. Auch ist die Rückkehr von den Brettern auf den Erdboden, auf den Boden, auf dem die Andern stehen und verkehren, sehr schwer. Kehrest du zu diesen zurück, so ginge dir keine Empfehlung voran. Man sähe in dir einen Taschenspieler mit Worten. Die Schauspieler sind ja wirklich Etwas dieser Art. Taschenspielern traut man im Ernst des Lebens nicht recht.

Oder, du wirst in irgend einer Verzweiflung Soldat, lässest dich anwerben, nimmst Kriegsdienste. Hast du jedoch nach Hause nicht einmal schreiben wollen, du seiest Schauspieler geworden, vielleicht wagst du es noch weniger zu schreiben, du habest dich anwerben lassen. Oder, du wirst Soldat, weil du immer Neigung zu seinem Dienste hattest, aber nicht wählen durdest. Jetzt kannst du wählen. Oder, die Studien sind dir verleidet. O, nur nicht in der Verzweiflung gewählt! Unzählige reizt jede Trommel, jede

Trompete. Ihr Ton kann den Entschluß augenblicklich hervorrufen. Der Reiz, etwa freiwillig eine Campagne mitzumachen, ist für manchen Jüngling in Verlegenheiten entscheidend. Es muß ja Krieger geben, denn, es ist Krieg immer gewesen, und Krieg wird sein. Er ist uralt. Schon zur Zeit Noths wollte Laomor mit Waffengewalt gehen andere kleine Könige erdrücken. Da schnallte Abraham selbst mit seinen vielen Knechten die Waffen an sich, und — zog zum Kriege, überfiel den siegestrunkenen Eroberer, schlug ihn und rettete die Bedrängten. Der Krieg ist auch immer jung, ist im Kinde. Es liebt den Trommelschlag, der Knabe prangt im Kriegskleide, Montur genannt. Sogar das Roß liebt die Trompete. Waffenübungen sind den Schülern am liebsten, und Feuer und Knall sind ihre Lust. Es ist, als ob der Krieg uns in die Brust eingepflanzt sei. Wen ergreifts nicht, wenn die Trommel für's Vaterland wirbelt, und das Recht, die Ehre, der Boden, die Verfassung, das Eigenthum, und die Freiheit der Heimath vertheidigt werden sollen. Ja, namentlich den Jüngling reißt es fort mit Sturmeswehn für's Vaterland in Kampf und Tod zu gehn! Und wer möchte sich nicht einen hohen Militärrang, einen Militärverdienstorden, wer sich nicht Narben erringen? Wer auf dem Schlachtfelde stirbt, von dem sagt man erst noch, er sei auf dem Bette der Ehre gestorben. Aber, wie ganz anders, ja in einem völlig entgegengesetzten Sinne, erscheint uns alles militärische Streben in einem

uns fremden Lande, dessen Interesse wir nicht theilen können? Für ein fremdes Land, einen fremden Fürsten, eine fremde Verfassung, vielleicht im ungerechtesten Kriege, verbluten oder verstümmelt werden, hat keinen vernünftigen Zweck. Darum kann wohl nur der Abentheurer oder der an allem Anderartigen Verzweifelnde seine Rettung im Kommisbrot suchen. Ja, aus dem Soldatenstande einen Beruf machen, heißt wahrhaftig nicht, seine Lebensaufgabe lösen, sondern, sie ungelöst lassen. Im glücklichsten Falle würde dir eine Pension für lange Dienstjahre, oder eine Ehre für deinen Muth zu theil. Ei! Welch ein Unterschied ist erst auch noch zwischen dem Krieger, der allenfals aus innerem Antriebe in irgend einen Kriegsdienst tritt, den Krieg und die Waffe studirt, und sich in seinem Stande seiner Stellung und seiner Selbst würdig benimmt, und dem, der einzig aus Verachtung der Pflicht, aus Trägheit im ergriffenen Beruf, in's Spiel, in die Völlerei und in die Unzucht versunken, von Schuldherrn verfolgt, nach Verbrechen, deren Folgen er entfliehen will, schnell den Soldatenroß anzieht! Eben Versunkene, Verzweifelnde, wanken oft lange zwischen Schauspieler und Soldat. Aus dem Schauspielergewande kann sich Jeder leicht selbst wieder herausziehen, aber aus dem Soldatenroße kann Mancher nur durch schwere Opfer wieder losgekauft werden. O, wären Losgekaufte nur wieder in's rechte Gleis gekommen! Viele verwildern bald genug — unverbesserlich, unerrett-

bar, müssen sogleich wieder dienen auf's neue, der Trommel folgen, werden degradirt, und vom Regiment verjagt. Ihrer wartet Schande. Der Eltern Segen kann auf sie nicht kommen, die Freunde haben sie verloren. Die Thüre zum Gefängniß ist ihnen schon lange offen, oder sie fallen ehrlos, frühe als Taugenichtse der öffentlichen Arbeit und Armuth anheim. Besser, sie wären im Kriege erschossen worden!

Noch könnte und sollte ich vielleicht, weil Viele von Euch sich den Studien, welches Faches nur immer! widmen, und die Hochschule besuchen werden, von der Hochschulzeit und von Studien sprechen. Wirklich will ich darüber Etwas, was jedoch mehr und minder sich auch die Nichtstudirenden bemerken sollten, sagen.

Ihr fühltet Euch als Studirende schon zu Hause höher als Andere, d. h. Ihr kamet Euch selbst höher vor, deswegen jedoch den Andern nicht auch. Vieleher hielt sich der junge schlanke Offizier in seiner hübschen Montur, mit feinen Epauletten, seinem Schnurrbart und langen Carras, oder ein Handlungsjunge in einem reichen Handlungshause, oder selbst ein geschickter Handwerksbursche, für eben so hoch oder noch viel höher. Jeder Stand hat seinen Stolz, daher die Reibungen. Aber wie in monarchischen und aristokratischen Staaten überall von einem Adelsstolz, in merkantilischen vom Geldstolz, in artistischen Ländern vom Künstlerstolz, in gelehrten Städten von dem Gelehrtenstolz

gesprochen wird, so überall, wo Militär ist, vom Militär, wo studirt wird, vom Studentenstolz. Machen die Studien stolz? Oder denken sich die Studirenden schon als Studirte? Als Gelehrte und Weise? Immer waren nur die Mindervortrefflichen eitel, dünkelfast, hochmüthig, die Ersten nie. Wer zuvörderst sein will, muß bescheiden sein. Die Korporale und Weibel sind meist viel eitler, als die Generale und Präsidenten. Von der Bescheidenheit, von der Demuth Christi will ich nichts sagen, sonst sezet Ihr mir augenblicklich seine höhere Natur entgegen. Auch die Bescheidenheit des Sokrates citire ich nicht, weil er sie nur gegen die hochmüthigen Sophisten als Ironie anwandte. Aber den Plato, den göttlich Genannten, den Herrlichsten unter den Gelehrten, nein! den Weisen in Griechenland und den unssterblichen Pythagoras, von dem man sagte, man könne nicht sagen, ob er schöner oder reicher oder beredter oder tugendhafter oder gelehrter gewesen, diese citire ich. Das nahm sich doch gar nett aus, als Plato bei den olympischen Spielen einem Fremden, der kein Zelt mehr finden konnte, das Seinige zur Theilnahme anbot, mit ihm nun einige Tage und Nächte aß und trank und plauderte und schlief, ihm alle Gefälligkeit erwies, ihm auf die Frage, ob er den Plato kenne, erwiederte: „Ja, allerdings kenne ich ihn, weil ich selbst auch von Athen bin“, sich ihm dann, weil er Plato besuchen wolle, als Mitreisenden anbot, in Athen dann den Fremden Plato's Wohnhaus zu-

führte, vor seinem eignen Hause stille stand, klingelte, der Diener herunter kam, die Pforte öffnete, der Fremde anfragte, ob Plato zu Hause sei, und ob er ihn sprechen könnte; der Diener dann aber, da er seinen Herrn neben dem Fremden stehen sah, nur die Augen aufsperrte und nichts sagen konnte, endlich, als der Fremde, böse geworden, heftiger fragte, zornig erwiderte: Da steht er ja, Plato, mein Herr! und Plato lächelte. Wie mußte der Fremde staunen! O, der Bescheidenheit Plato's! Ungähliche plagen mit einem elenden Titelchen, mit den kleinsten Verdiensten augenblicklich heraus. Auf die Bescheidenheit sollte sich der Studirende schon im Gymnasium, im Lyceum, in der Gelehrtenschule eben sowohl als auf die Wissenschaften vorbereiten. Poltronerien, Grobheiten, Impertinenzen bereiten nicht vor. Auch Studentenstreiche, die häufig so wohl aus der Unbescheidenheit als aus dem Muthwillen hervorgehen, sind, weder im verjüngten noch größten Maaßstabe, Vorbereitungen. Cicero sagt, die Studien oder Wissenschaften sollten bilden. Streiche bilden nicht. Etwas wird man allerdings, denn auch die moralische Knäuferei taugt nichts, jungen, muntern, zum Theil wilden Talenten zu Gute halten müssen und wollen. Wir müssen hier eine Weile stille stehen. *noch ein mu ...*
 Handelt es sich nicht um eigentliche Tugenden, so handelt es sich so doch um die Sitten, die mit Sittlichkeit das Wurzelwort theilen. Es gibt Sitten, die eben nichts

anders als der Ausdruck eines nichts sagenden Gebrauches sind, und darum mit dem Begriffe „Gebrauch“ zusammenfallen. Von diesen heißt im Scherze: der Gebrauch sei ein guter Mann; er lasse mit sich machen, was man wolle, und der Pumpernickel werde gesungen; wo es „der Brauch“ sei. Es gibt jedoch auch Gebräuche, die man an sich haben, die man üben muß, wenn man ein gesitteter und sittlicher Mensch sein will. Zu den Ersten gehören eine Menge Kleider-, Tisch- und Sprechmoden (aber ja nicht alle!), zu den letztern die Wohlansständigkeit, von der Plato so viel und schön gesprochen. Sie fällt mit der Anmuth, mit der Charis beinahe zusammen. Roheit, Barschheit, je nach der Gesellschaft selbst die Derbheit, gehören aber nicht zu ihr; auch die Poltronerie nicht. Diese ist das Gegentheil der Bescheidenheit und eine Verachtung des Wohlansständigen und Anmuthigen, eine Frechheit gegen würdige, freundliche Sitten. Sie ist etwas Kynisches (Kynisches) d. h. Hündisches.

Wie? wenn der junge Bursche (ältere Poltrons gibts wenige, junge nur zu viele!) in eine Gesellschaft, wo nur immer! sei es auch in einem Gasthose, oder gar, wo die besten Sitten gelten müssen und von Allen erwartet werden, eintritt, einpoltert, frech um sich schaut, noch frecher die Frauen in's Auge faßt, herauf und herunter stolzirt, den Kellner barsch ankommandirt, den Hut tiefer in den Kopf drückt, sich den Schnurrbart vor dem Spiegel streicht, dann?

den Hut an eine Wandschraube hinauf wirft, das erste Glas herunterstürzt, mit Wohlgefallen wahrnimmt, daß man sich an ihm ärgere, den Stof schwingt, den im Zimmer ihm Begegnenden nicht ausweicht, auch das zweite Glas herunterstürzt, das dritte, beim Einschenken vorsätzlich, vornehmgleichgültig meist verschüttet u. s. w. soll das des Jünglings werth sein? Was soll man thun? Ihn glauben machen, man ehre, man fürchte ihn? Man verachtet den Ekelhaften, man flieht seine grobe Atmosphäre, man isolirt den N... mitten in der Gesellschaft, im Lande, macht ihn zum Robinson. Oft aber findet der Grobian noch einen größern. Dann fühlt er sich beschämt und im Schatten, oft entblößt ihn ein lustiger Witzbold, oder ein feiner Geisreicher, an den er sich wagen will. Seinen Meister findet Feder! Am meisten solcher Poltrons habe ich unter Studenten, Adelichen, Offizieren und Musterkartenreutern gefunden. Die Studenten fand ich noch am gutmüthigsten, die Adelichen am unerträglichsten, die Offiziere am größtten, die Musterkartenreuter am lächerlichsten. Folgende Geschichte, Jünglinge, ist sehr interessant:

Ein ältlicher, kleiner Mann in schwarzer Kleidung, saß in einem Gasthose des Abends beim Kerzenlichte an einem Nebentischen in einem Billardsaale, rauchte seine Pfeife, und las eine Zeitung. Im Saale spielten viele Offiziere Billard. Einer paradirte und solzirte mit seinem Queue auf und nieder, besah das Männchen verächtlich, nähete sich

ihm, und sagte: Warten Sie, Herr Schulmeister! ich will Ihnen die Kerze puzen, löschte sie ihm aus, und lachte hell auf. Der Fremde aber steht ganz ruhig auf, zündet die Kerze an einem andern Tische wieder an, und liest wieder. Bald naht sich der Dffizier wieder, blüht sich, und fragt, „und was denn, Herr Schulmeister! lesen Sie immer? Belehren Sie uns über irgend Etwas“ und — drückt ihm die Pfeife entzwei. Laut lacht der Poltron; die Uebrigen lachen Alle mit. Ganz ruhig sagt der Fremde zum Kellner: Geben Sie mir eine andre Pfeife! Dieser Herr da hat mir die Meinige zerbrochen. Die Dffiziere sagen: Fürwahr: das ist ein köstlicher Kerl! den bringt nichts außer Fassung! Bald verließen Alle das Zimmer, und begaben sich in den Speisesaal hinauf, der Fremde allein blieb zurück. Als Alle droben saßen, geht auch Er hinauf, sucht den Poltron, schreitet langsam und fest zu ihm hin, nimmt ihn bei einem Knopfe seines Kamisols, fixirt ihn ernst, und sagt mit starkem Tone in gebrochnem Deutsch zu ihm: Herr! Sie haben mich beleidigt! Ich will Genugthuung. Lachend wollte ihn der Dffizier von sich stoßen. Der Fremde aber ließ den Knopf nicht los, und sagte: Ich bin Dffizier wie Sie. Ich bin Kapitän bei der Artillerie in England. Er nahm, es zu beweisen, sein Diplom aus der Brieftasche und legte es ihnen vor. Sie erstaunten. Es war ihnen nicht recht. Seine Worte waren noch: Herr! Sie müssen sich mit mir schlagen. Ich fodere Sie! Und

zwar auf die Pistole, denn ich, als der Beleidigte, kann die Waffe bestimmen. Morgen um sieben Uhr erwarte ich Sie auf dem N. Plaze. Der Offizier wollte noch lachen, aber es ging nicht mehr. Einige lachten noch. Kefer noch sagte der Fremde: Lachen Sie nicht, meine Herren! denn auch Sie müssen sich mit mir schlagen. Sie haben alle gelacht. Auf früh sieben! auf die Pistole! Adieu, meine Herren! Ja, auf Wiedersehen. Und er verließ sie.

Die Sache kam ihnen sehr spaßhaft und ernsthaft vor. Die Tafelfreude war hin. Der Poltron war wortarm, sein Scherz trocken. Es ging nicht mehr recht. Gerne wollte er aus der Sache nur einen Spas machen, die Andern aber sagten, das gehe nicht mehr. Die Nacht war in ihm unruhig. Um sieben Uhr zogen sie sämmtlich in Erwartung der Dinge die kommen werden, an den bezeichneten Ort. Der Fremde war mit seinem Johann schon lange da. Er war angethan mit seiner kostbarsten Uniform und vielen Ruhmeszeichen. Neben ihm stand ein Tischchen mit einem Kästchen, worin sechs der kostbarsten Pistolen, Arbeiten der besten Meister. Man mißt einsilbig, schweigsam die Schußweite. Niemand lachte. Der Kapitän trat einige Schritte vor, und sagte: Meine Herren: Ich bin der Beleidigte! Ich habe den ersten Schuß. Lassen Sie mich aber vorher einmal meine Pistole probiren. Johann! wirf einmal ein Stück Gold in die Höhe. Er warf, der Kapitän schoß es im Fallen. Wirf noch einmal Etwas.

Er warf eine Pflaume. Er schoss auch sie. Der Saft bespritzte alle. Der Poltron erblaßt, zittert. Auf allen Gesichtern lag tiefster Ernst. Der Kapitän stellt sich auf seinen Standpunkt. Da sprach er: Meine Herren! Ich verzichte auf meinen ersten Schuß. Schießen Sie, Herr! zuerst. Sie treffen mich doch nicht, Sie sind ja todtenbläß. Sie zittern. Ihr Gewissen zittert in ihrer Hand. Sie sind eben nur ein Poltron; Sie sind ein schlechter Mann. O, Sie treffen mich nicht. Schießen Sie, wenn Sie können. Der Poltron wußte nicht mehr, wie ihm wegen dieser Verachtung war. Aber, er mußte schießen. Er traf nicht. Festen Muths war der Kapitän gestanden. Dann ergriff dieser — eben die furchtbare Pistole, lud sie langsam. Todtenstille herrschte. Da sprach er wieder: Nun, meine Herren! werde ich schießen. Die Kugel soll durch sein Herz gehen. God damn! Da sieht er; bald vor Gottes Gericht! Gnade ihm Gott! Seine Seele muß aus seinem Leibe heraus. Beten wir Alle für seine Seele vorher noch ein Unser Vater. Gut ab! meine Herren! Unwillkürlich zogen sie alle den Hut ab. Da sprach er laut, langsam, feierlich dem schon Halbtohten und Allen das Unser Vater vor. Das Amen betonte er furchtbar. Sie setzten die Hüte wieder auf.

Nun! nun! Er nimmt Postur, spannt, zielt, zielt lange. Himmel und Erde bangten. Plötzlich — schießt er seine Pistole in die Luft, wendet sich, sieht alle verächtlich

an, und sagt: Meine Herren! Dieser ist nicht einmal einen Schuß Pulver werth! pakt ein, und — verläßt sie.

Der Poltron wird niemals mehr einen Schulmeister gehöhnt haben!

Dem Poltron gegenüber steht der Gef. Man kann jedoch Beides sein. Ersterer affectirt Muth, Mannheit, Thatkraft, letzterer Artigkeit, Höflichkeit, feine, gleichsam feisirte, gepuderte Sitten. Meist ist er ein feiler Schmeichler, und Frauenknecht. Alles an ihm ist gepuzt und gepüzelt. Seine Kleidung, sein Hut, seine Kravatte, sein Rock, seine Weste, seine Beinkleider, seine Stiefel und Schuhe, sein Stöckchen und sein Spiel damit sind immer nach dem Modejournal von gestern oder gar von heute. Materie und Form, Leib und Seele sind an ihm Eins, d. h. die heutige Mode. Er ist beim Frauzimmer lauter Süßigkeit, Zucker und Honig. Er schmeichelt und lügt, er büßt sich und kriecht. Ist dieser Wicht oder der Obige ekelhafter? Der Gef ist nur ein Poltron auf dem entgegengesetzten Pole. Eben solch' ein Gef mit Rosen statt Schnallen auf den Schuhen, und feingedrechelt in Allem, wollte die Aufmerksamkeit, die Bewunderung aller Anwesenden auf sich ziehen, aber, sie bewunderten ihn nun einmal nicht. Immer hatte er an seiner Kleidung zu ordnen, immer besah er sich im Spiegel, und alle seine Bewegungen waren gar zierlich. Er bewunderte sich selbst, war wie Narcis in sich selbst verliebt, aber Andere bewunderten ihn nun einmal nicht. Es

war ihm ärgerlich. Ein Herr saß lesend. Diesem wollte er sich bemerklich machen. Aber gerade dieser sah ihn nicht einmal an. Unwillig fragte er ihn gar köstlich: Darf ich fragen, welches das Buch sei, das uns Ihre angenehme Unterhaltung entzieht? Der Lesende, nachlässig den Titel aufschlagend, erwiedert: Der unbescheidene Neugierige. Das Herrchen, plötzlich tapfer geworden, äußert: Herr! Sie sind mir Genugthuung schuldig! Der Fremde aber: Gut! mein Herr! Ich war ja schon Soldat, als Ihr Vater noch mein Regimentschneider war. Ein schallendes Gelächter trieb den Gef aus dem Saale. Vespasian sagte einmal zu einem geschminkten Offizierchen: Ich wollte lieber, du röchest nach Knoblauch statt nach Pomade. Auch ein Gef ist wahrhaftig keinen Schuß Pulver werth.

Allerdings wähnen die Gefen, noch zehnenmal eitler als das eitellste Mädchen, sich dadurch beim Frauengeschlechte beliebt zu machen. Um Dieses flattern sie vom frühen Morgen bis Abends spät, und träumen immer von Frauenglük, obschon sie keines Frauenglükes werth sind. Jünglinge! woran Euch die Frauen messen, wornach sie Euch werthen, wenn Ihr Solches noch nicht wisset, so belauscht, ohne Unbescheidenheit, gelegentlich die Gespräche der Frauen über die Männer und Jünglinge. Ihr werdet bald inne werden, daß Verstand, intelligible Tüchtigkeit, Sittlichkeit, Berufstüchtigkeit, Manneskraft und Muth, die moralische und ökonomische Schutzkraft des Mannes — ja, daß sie diese

nur ehren, diesen nur sich und ihr Glück anvertrauen, diese als Maassstab an Euch legen. Denen, die darin die Ersten sind, ziehen sie allen Andern vor.

Ein dunkles Gefühl sagt ihnen, daß darin ihr Schutz für sie sei. Das Weib will durch den Verstand und die Tüchtigkeit des Mannes geschützt sein. Frauen verachten den Dummen auf's allerärgste, Frauen wollen, daß der Mann sie an Intelligenz übertreffe, Frauen wollen mit ihrem Manne stolzieren: O, Diesem habe ich gefallen! Frauen verachten den, der sie nicht mit festem Arm und sicherem Fuße führen könnte, in Gefahren vor Menschen und vor Thieren von ihnen wegflöhe, sie nicht mit seinem Talente zu ernähren im Stande wäre. Nie trauen sie darin dem Gekem, und, wenn ihm irgend Eine doch die Hand reicht, so reicht sie sie nur seiner Familie, seinem Gelde, der Konvenienz. Die Frauen haben in Dingen, die sie angehen, einen Takt, dessen Feinheit namentlich die süßen Herrchen gar nicht ahnen. Gekem sind nur für Märrinnen, und nur Märrinnen sind für sie. Am meisten Gekem gibts unter den Offizieren und jungen Kaufleuten.

Kleidet Euch, Jünglinge! rein und geschmackvoll; huldigt der Mode, nur nicht in Allem, und nicht sogleich; laffet Euch nicht von Paris verschreiben, was wir allenfalls den Kinderchen unter den Mädchen verzeihen wollen; helfet den Vorwurf, daß die Männer noch eitler als die eitelsten Märrinnen seien, zerstören; ahmet nur die naturgemäßen und

ästhetischen Moden nach; zeigt, daß Ihr etwas Tüchtigeres wollet als Mode, etwas Tüchtigeres geben könnet als Mode, etwas Tüchtigeres seid als Mode.

Lasset mich noch von einem dritten auch hier wieder sprechen: von der Lektüre.

Die Kinder- und Knabenjahre sind mit der Schulbücherzeit vorüber, und die Fibeln aller Art sind nun, wir wissen selbst nicht, wo.

Als ich ein Kind war, las ich auch was und wie ein Kind, nun ich aber ein Jüngling bin u. s. w. Ich lese, was Andere lesen, lese, was ich kriegen kann, lese, was mir als kurzweilig angerathen und gegeben wird. Es soll zwar gut sein, aber, besser wäre doch noch besser! Alles zu lesen, hat man nicht Zeit. Wer Alles lesen wollte, was an jeder Oster- und Michaelismesse angezeigt wird, würde, läse er sogar Tag und Nacht, innert der dreihundert und fünfundseshszig Tage des Jahres nicht fertig werden. Man muß auswählen. Man soll das Gute und das Beste wählen. Man muß wissen was, und eben so wohl, warum man lesen wolle. Man lese ja nicht, nur um die Zeit zu verjagen. Es wäre um die Zeit schade! Leset auch nicht nur Hänke und Schwänke. Lasset diese den nur den Spaß Liebenden. Leset nicht Liebesromane von blauen Augen und silbernen Monden und kispelnden Harfen und feuzenden Felsen und rieselnden Bächleins und allerlei Ach und O, von Daphnen und Chlotilden. Solche Lektüre verweich-

licht, zerstört die Mannskraft des Gemüthes. Lasset Siegwarts Klostergeschichte dem Kloster, und Werthers Leiden dem Werther. Die alten Griechen verachteten solche Lektüre. Ja, lasset solches den fünf unklugen Jungfrauen, deren Ihr doch keine ehlichen wollet. Oder, wollet Ihr Romanhelden werden? Werdet Helden im Arbeiten, Helden im Kampfe gegen das Unrecht und das Elend des Lebens. Das Lesen von Mitterromanen könnte Euch allenfalls dazu weken, hiefür begeistern, stärken, wenn in ihnen nicht so viel Märresches, Unwahres und Unmögliches wäre. Ihr sollet ja auch keine Don Quigote's werden. Die meisten Theaterstücke sind zweifelhaften Werthes. Poesien anderer Art, die edlern, fordern oft vielen poetischen Sinn. Das Epos ist des Jünglings wahre Sphäre. Homers Odyssee, der Nibelungen Lied, Herders Eid, Ihr könnet solches nie zu häufig wieder lesen. Alles Meisterhafte muß man vielmal lesen. Sonst bildets nicht, sonst wirds nicht Saft und Blut, sonst wächst es nicht in uns, und wir, wir wachsen nicht mit ihm. Selbst die ausposauntesten Klassiker enthalten viel Unbildendes und Verbildendes. Ich meine auch die Deutschen. Vergöttern sollte man Keinen! Sind sie der Genius der Zeit, und soll nur noch der Cultus dieses Genius gelten, so — geht man irre. Es muß von jedem Buche, das wir lesen, ein wenig Geist und Gemüth in uns kommen, etwas auf ewig Behaltenswerthes genommen werden können. Von unsitt-

lichen, lasterhaften, irreligiösen Büchern spreche ich, wie viele ihrer herumgeboten werden, auch nicht ein einziges Wort!

Die religiösen Schriften in unserm Büchergestell müssen die schönsten sein. Ueber unsern Beruf müssen wir nothwendig sehr viel lesen. Reisen und gute Geschichtswerke sind sehr empfehlenswerth. Manche Bücher weist ein vernünftiger Mensch schon weg, nachdem er einige Seiten gelesen. Schon mancher Titel ist nichts werth. Man muß geradezu sogar von sehr gepriesenen Büchern sagen: das habe ich nicht gelesen und werde es nie lesen! Ein witziger Schriftsteller räth die Bücher an, die allgemein gelobt werden, und doch beinahe Niemand lese.

Wir sind in Gedanken auf der Hochschule. Auf Hochschulen und beim Regimente kommen Duelle vor. Das Alterthum kannte sie nicht; es kennt sie der ganze Orient und Süden nicht. Sie gehören dem keltischen Stamme an. Es ist gewiß, daß man den vollen Mannsmuth nur vor dem Tode zeigen kann, und dem Leonidas, Winkelried, Lanjünais und Hauptmann Weiß kann kein einziger Mensch seine Bewunderung, sein Erstaunen, seine Verehrung versagen. Der Duellant steht vor seinem Tod hin. Der Kampf klingt hell und ist schön, wenn die silbernen oder stählernen Waffen auf einander schlagen. Jeder solcher Kampf ist poetisch. Gilt es die Ehre, so liegt Großes in ihm. Aber der große Gustav Adolf verachtete

und haſte ihn doch; er ſagte, daß das Blut nur fürs Rechte, für Tugend, Religion und Vaterland vergoſſen werden, und wer Blut, auch im Duell, vergieße, ſein eigen Blut hergeben ſoll. Darum ließ er einmal, zum Schein in einen Duell zweier ſeiner Offiziere einwilligend, einen Galgen für den Sieger erbauen. Da unterblieb der Duell. Weiſe Regierungen bieten alles auf, um die Muſenſöhne vom Duelle abzuhalten. Länger wird man den Kriegern, deren Handwerk ſonſt blutig iſt, und die ihren Muth ſtets üben müſſen, den Duell als ein Uebel laſſen müſſen. Im Civilſtand iſt er Unſinn. Die Wiſſenſchaften ſind ganz unblutig. Dennoch rieth ich Jedem, der Gelegenheit findet, die Fechtkunſt zu lernen, die Gelegenheit zu benutzen. Das Fechten auf den Hieb hat etwas Männliches, Heroiſches, und ſtählt den Arm außerordentlich, das auf den Strich ſtärkt das Auge. Jeder Krieger ſollte Fechten lernen.

Die Zeit der Hochſchule iſt eine gar köſtliche, iſt unleugbar die ſchönſte des ganzen, noch ſo langen und noch ſo glücklichen Lebens. Es kann mit ihr höchſtens die Zeit der erſten Liebe rivaliſiren. Das ganze Leben hindurch wallt uns das Herz bei der Erinnerung daran, und alle Pulse ſchlagen voller, raſcher. Ja, das Hochſchulleben iſt ein Hochleben, ein Gensleben, ein Leben der dritten Potenz oder Staffel. Es erhebt ſich über die Erde und und alle alltäglichen Verhältniſſe; es fährt durch die Lüfte hoch und über den Wolken der Tiefe, und die Berge und

Thäler des vulgaren Lebens tief unten verschwimmen in
 eine Ebene. Frei sein von gar allem Eltern- und Lehrer-
 zwange, Meister aller seiner Zeit bei Tag und Nacht, in-
 nige Bruderschaften, genug eigenes oder fremdes Geld!
 Spaziergänge und Ritte, Gläser und Lieder, und — Stu-
 dien und Wissenschaften vom frühen Morgen bis Abend,
 bis um Mitternacht, und wenn man will, noch länger!
 Gar keine Sorgen, als etwa die fürs noch weit entfernte
 Examen kennen, nichts thun müssen, sondern alles nur
 wollen, und Niemandem als sich Rede stehen sollen —
 welch ein Leben? Täglich an tüchtiger Kenntniß gewin-
 nen, an Kraft und Muth fühlbar wachsen, für die In-
 telligenz sich eine endlose Bahn eröffnen sehen! O, man
 möchte das Hochschulleben umarmen, und glühend heiß an
 seine Seele drücken! Aber! absit, was der Würde der
 Hochschule widerspricht, was die Studien gefährdet und
 zernichtet; absit die Trägheit und die Zeitvergeudung für
 unnütze und schädliche Dinge; absit die Unmäßigkeit, die
 Kärmersucht, das Laternenzerschlagen, die Noheit und Grob-
 heit, die Schlägerei, die Mißhandlung der Philister, das
 Prügeln der Handwerksknoten, das Hohnretzen der Of-
 fiziere u. s. w. Dies, was Cicero von der Wirkung der
 Wissenschaften in uns sagt, und studire Platos Gedanken
 von der Grazie, die in den Musen sei.

Ach! Ich sah (jedoch, Gott sei Dank! nur selten und
 ja nicht nur auf Hochschulen, denn die Sünde ist überall zu

Haufe!) schöne edle Jünglinge, junge Cedern Gottes auf Libanon, zusehends verdorren. Der Wurm fraß ihre Wurzel. Sie blühten Rosen gleich, aber Sirachs Wort von Würmern und Heue in den Herzen wurde in ihnen wahr. Unreine Liebe (ach, es ist Schade ums heilige Wort Liebe!) brachte sie um. Ich sah Jünglinge herrlich hinan gen Himmel streben. Bald wurden sie lahm. Die Bökerei hatte sie lahm gemacht. Ich sah Andere, die mit vollen, runden, rothen Wangen, mit einem freudigen Auge, mit anmuthigen Bewegungen, mit der Schönheits- und Anmuthslinie in jeder Geberde, angekommen sind, aber — nach zwei, drei Jahren waren die Rosen gelb, die Backenknochen ragten wie den Kalmüken hervor, die Freude des Auges war erloschen, die Bewegungen geschahen alle im Bifzaf, selbst ihre Handschrift war ein Zeuge ihrer Veränderung geworden. Es zeigt sich ja Alles an Allem! Ach, die Sünde, die Sünde! Wen? muß man fragen, wen haben nicht manche Eltern, wen die Schwestern nach der Rückkehr umarmen müssen? Ein Skelet! Einen Sohn, einen Bruder, der mit unbestektem Gewissen und reinem Leibe Abschied genommen, nun aber . . . ? O, Salzmann! du hast in deinem Karl von Karlsberg auch von diesem Elend gesprochen. Begreiflich! daß solche traurige Erfahrungen an Jünglingen aller Stände vorkommen! Herder hat das Corps der Studiosen noch für das edelste Jünglingscorps erklärt.

Leider vernachlässigen immer noch viele ihre Collegien, und sitzen beim Glas oder bei der Karte, oder der Tanz zieht sie bei jeder Gelegenheit an oder der Fechtboden. Sie renomiren auf den Straßen, als ob sie Zacharia Renomisten nicht kennen, oder ihn zur Nachahmung studirt hätten. Träg widmen sie die meiste Zeit der Tabakspfeife oder dem Sopha, dem Bette. Und einzig die ernstlichen Examen zwingen sie bisweilen zum Buche. Die literarischen Sammlungen werden von ihnen nicht benutzt, die der Wissenschaften und Künste nicht beachtet. Nichts Höheres, Edleres bewegt sie. Ihr Leben ist ein elender Schlendrian, nur der Besatzungsdienst eines gemeinen Soldaten, ein träges Gehen im Tretrade. Und doch eilt die Zeit, die heilige, im Gallopp dahin! Vom Umgange mit Gott geht in solcher Weise sogar die Ahnung der Möglichkeit verloren. Für sie gibts keinen Sonntag mehr, und der Universitätsprediger sieht sie nie in seiner Kirche, noch weniger ein Anderer. Der religiöse Gesang erstirbt in ihnen bis auf den letzten Ton, und an dessen Stelle treten wilde Kneipenlieder.

Andererseits lernte ich Studirende von fast unbegreiflicher Religiosität und Sittlichkeit, vom wunderbarsten Fleiß und der höchsten Kunst im Studieren, wahrhaftige Muster in der Wahrheit und dem Edelmuthe, kennen. Da, die Hochschule wurde ihnen zur höchsten Weisheits- und Lebensschule. Solche müssen die Lust ihrer Eltern, die

Liebe ihrer Geschwister, die Erde und der Segen ihres Vaterortes und Vaterlandes geworden sein. O könnte, den Erstern ein Leichenstein noch auf der Hochschule, oder sonst irgendwo in der Ferne, gesetzt werden, den Edeln ein Ehrendenkmal daselbst zur Ermunterung und Verpflichtung Aller! Ein edler Jüngling ist ja wohl Gottes und der Menschen Freude.

Hinsichtlich der Studien, Jüngling! nimm die Zeit wohl wahr. Anfangs erscheint sie dir lange. Hier gilt was der alte Hypokrates vom Studium der Arzneikunde gesagt hat: Kurz sei das Leben, lang die Kunst, ebenfalls, und hier des Dichters Wort: Die That sei kurz, doch lang die Reue. Gedanke des Seufzers im Gemüthe vieler Heimgekehrter, nachdem sie in den Prüfungen durchgefallen: O wenn mir nur Jupiter die verlorenen Jahre wieder brächte! Und Mancher seufzte: Lebte ich noch eine Hochschulzeit, ich sing' es klüger an. Aber ... hin ist und bleibt hin!

Der Theolog hat eine Wissenschaft mit vielen Fächern vor sich, der Jurist eine noch größere, am meisten Fächer umfaßt die Arzneikunde. Der Arzt muß am längsten studiren. Vortheilhaft ist die Benutzung zweier Hochschulen, nothwendig ein zweifacher Cours in jedem Hauptfache. Der zweite Cours erst schließt das Fach auf. Der Erste gibt den Stoff nur, der Zweite die Form, den Zusammenhang, die Wissenschaft oder den Geist, das Mark und Blut und

das Leben des Faches. Der Gewinn geht nicht nach einer arithmetischen, sondern nach einer geometrischen Progression. Studire geregelt. Fange beim Anfange an. Hüte von Buchstabe zu Buchstabe fort. Sprünge bestrafen sich. Thoren fangen sogar beim Ende an. Ein solcher hörte zuerst als junger Theolog Pädagogik und Metaphysik. Studire nach einem Plane. Frage solche, die am Ende des Curfes sind. Dann weiche nicht von ihm ab. Studire die Hauptfächer mit zehnfachem Fleiße. Lies nicht Allerlei, sondern nur das Nöthige und Klassische; große Werke um des Stoffes, kleine um des Lesens willen, und um dich zu orientiren. Lies Geistreiches! Alles höre und nimm an nur als Stoff zu künftigen Studien, die erst recht nach den Schulstudien und den Examen anfangen können und müssen. Nie schließe ab, und vor einem System hüte dich noch. Das nur gelernte, oft ganz einseitige Studiren muß sich verändern, und das Schulwissen durchs Leben erweitern und verklären lassen. Verlängere deine Zeit auf der Hochschule mit Einwilligung deines Vaters oder Vormundes so sehr du kannst. Sie ist ja im glücklichsten Falle allzu kurz. Thales und Pythagoras studirten in Aegypten bei zwanzig Jahren. Plato hörte den Sokrates Jahrzehnde, und Aristoteles war bei Plato zweiundzwanzig Jahre Studios der Philosophie. Drei, vier, fünf Jahre stehen in keinem richtigen Verhältnisse zum langen praktischen Leben. Unzählige kommen

in dieser kurzen Zeit noch nicht ins rechte Gleis, und werden nur allzubald, mit Verlassung, selbst Verhöhnung aller Systematik und Theorie, grobe Mechaniker in ihrem lebendigen und geistigen Berufe und Verhältniß. O, was haben wir noch für Theologen, Juristen und Aerzte! Wer jedoch einmal das rechte Gleis gefunden hat, und mehrere Jahre dann in diesem gelaufen, kann, sogar wenn er wollte, nimmermehr aus ihm heraus. Er muß denken, er muß in Allem Geist sein! Auf tausend Studirende einer Hochschule dürfte man etwa Fünzig als Muster in sittlicher und wissenschaftlicher Beziehung, Fünzig als Warnungen, und Neunhundert für Solche halten, die zwischen beiden stehen; doch stehen gewiß von jenen Neunhundert volle Zweidrittheile den ersten Fünzig näher. Es ist begreiflich, daß die Lärmer und Ungeleiteten und Unsitlichen die größte Aufmerksamkeit auf sich ziehen, weil das, was nicht sein soll, am stärksten in die Augen springt, und sich das Wahre und Gute meist verborgen hält.

Aber auch Euch noch ein Wort, junge Kaufherren und Handwerker! Sind die Studiosen auf Hochschulen noch Lehrlingen, Lehrlingen der Wissenschaft, darum Bursche genannt, jedoch frei, so seid Ihr schon Commis und Gesellen, d. h. Gehülfen. Beide sind in einem ganz andern Verhältnisse als Erstere, Letztere aber unter sich dann wieder sehr verschieden.

Der Commis, Handlungsdiener, führt ein vornehmeres Leben, kleidet sich besser, kömmt in angesehenere Gesell-

schaften, steht in Verbindung meist nur mit Kaufleuten, ist in stärkerem Geldbesitze, in Gefahr eines üppigern Lebens u. s. w. Nur mangelt ihm sehr oft die Zeit. Er ist vielleicht mit Ketten an sein Schreibpult, seine Rechnungsbücher, an seine Waaren gebunden. Aber an freien Tagen, sein austaffirt, spielt er den Herrn, und steht er vielleicht hoch auf den Handwerksgefallen, den Commis nur in einem andern Verhältniß, herunter. Sein Stolz taugt nichts. Geldsäcke geben kein Lob, und die sogenannten feinem Sitten der vornehmen Kaufmannswelt sind nicht mehr werth, als die derben des Mittelstandes. Nicht selten will das Geld über den Adel, die Epaulette, die Wissenschaft und die Kunst hinauf, sich weit überschäzand. Weit besser wäre es, der junge Handlungsdiener qualifizierte sich allmählig durch Handelsstudien und ein in allen Dingen weises Benehmen zu einem künftigen Patron eines Handlungshauses. Kann und soll er sich nicht stets in der Rechnung, der Sprache und Waarenkenntniß vervollkommen? Wenn die Handlungskunst und Wissenschaft sich nicht stets vervollkommen läßt, so ist ihr Werth erbärmlich klein, so ist sie minder als das schlechteste Handwerk, oder auch gar nichts werth; sollte sie nur Klugheit sein, so ist ihrer, ohne eine Lehrzeit, Jeder fähig, der Grüz im Kopfe hat; nur als Kunst des Gelderwerbs auf Kosten Anderer, ist sie sogar verächtlich. Und doch tritt gerade in Handlungsjungen und Commis die Verachtung Anderer, wenig-

stens in den Handelsstädten, am derbsten auf. Sie geben den Ton an, rennen nach Vergnügungen in allen Richtungen und Lebensgebieten, und zeichnen sich durch Unpümpigkeit und Sinnlichkeit jeder Art aus. Der Regel nach sind sie die kenntnißärmern und eitlern Jünglinge, und ihr Werth in der Gesellschaft ist nur eben ein goldener Nimbus. Der Studios sieht mit Verachtung auf sie.

Rohrer sind, der Regel nach, die Handwerker, Gesellen genannt. Sogar manche Meister sind noch roh, roh sind oft die Mitgesellen. Am meisten muß sich der Geselle vor seines Gleichen in Acht nehmen. Wandert er lieber, als daß er arbeitet, zieht er dem Kneipenleben nach, kündigt er sich dem Meister, wenn dieser Ordnung und gute Arbeit will, sogleich wieder auf, und antwortet er, wenn er von früh Morgens bis zum Mittagläuten einen Schuh fertig gemacht hat, schon den Lohn fodert, auf die Frage des Meisters: Warum nun schon wieder weiter? Es ist ja erst Ein Schuh fertig? „man kann ja nicht ewig beieinander sein;“ treibt er sich in wüster Gesellschaft herum, macht er immer blauen Montag, und vergeudet er allsonntäglich den Wochenverdienst — wird er dann je hernach ein Meister, geschickt und wacker, sein und werden? Er wird ein Pfuscher, ein Taugenichts. Da wo der Handwerker als Gesell einen Meister in Allem finden und am meisten und das Beste lernen kann, da ist er am rechten Orte, da mag er lange bleiben. Man kann es so machen, und dennoch sehr

weit wandern. Fremdes Brot essen thut wohl, und wenn der Handwerker zehn Jahre nicht zurückkehrt, hat's nichts zu sagen. Es gibt Handwerksgefelln, die sich in der Fremde bald so ausbildeten, daß sie selbst sehr geschickte Meister lehren konnten.

Ist die Klippe des Studiosen das Kenomiren, die des Kaufmannscommis die Vergnügungsfucht, so ist die Grobheit die des Gefellen. Vor der Unreinheit und der Völlerei müssen sich alle Drei gleichermaßen hüten, vor dem Spiele die jungen Kaufherren am meisten. Die Vergnügungsfucht wendet erst noch entschieden vom Religiösen gänzlich ab, entfremdet das Herz allem Christlichen, reißt vom Gebete ab, und entheiligt den Sonntag unverantwortlich. Gehört sie zum großen Ton, den auch die Niedern nachäffen, so gehört sie dennoch zum Falschen.

Ja, Jünglinge! wie habt Ihr Eure Lernzeit in der Fremde, und Euer Wandern und Reisen benützt? Es ist eine Frage an Alle! Habt Ihr nichts, oder nicht das Rechte und das Rechte nicht recht gelernt? Seid Ihr wahrhaftige Meister Euers Wissens und Könnens geworden? O, wenn das bei Allen der Fall wäre! Wie? wenn jedoch bei Vielen nicht? Ei! mit dem Wechsel der Länder und Städte nur, nur mit dem Wechsel der Herren und der Lebensgenossen, oder mit dem der Gasthöfe und Kneipen ist nichts gewonnen!

Die Saatzeit ist nun vorüber. Man ist eben nur Einmal jung! Versäumtes kann man nie mehr, oder nur sehr

kümmertlich nachholen. Und — die Hand aufs Herz, oder gen Himmel geschaut, und sich selbst ernst angefragt: bin ich nicht schlimmer geworden? Trage ich noch ein unbestektes Jugendgewissen in mir? Heraus mit der aufrichtigsten Antwort, falle sie so oder anders aus! Nur keine Lüge, weder gegen Gott noch sich selbst!

Aber, Jünglinge! Es ist nun hohe Zeit, mit unsern Gedanken über das Leben vorwärtszurücken, und an die Zeit der Heimreise zu denken. Es kommt die Zeit, und ist immerdar für Viele schon jetzt, daß sie heimkehren müssen. Die Meisten kehren heim. Das Vaterland ruft! Die liebe stille Heimath ruft. Vorüber ist die Zeit der Hochschule, oder die Commiszeit in einer Handelsstadt, vorüber die Gesellenzeit für den Handwerker — vorüber alle Wanderschaft bis auf Eine. Vielleicht hat sich Euer Herz, möchte ich Solchen sagen, schon vielmal darnach gesehnt. Nun könnet Ihr sagen: Die Rolle ist gespielt, der Vorhang fällt darnieder! Augusta*) lebe wohl, lebt wohl, geliebte Brüder! Etwas dieser Art, dieses Gefühls kommt beinahe über Alle und in jedem Gemüthe vor. Auch winkt Euch vielleicht (wer kann es wissen?) im Vaterlande jetzt schon zwei Blumen: die süße Hoffnung und der himmlische Genuß.

Die Füße sind schon bereit, bereit ist der Reisestof oder

*) Name der Universität Göttingen.

das muthige Roß oder der Wagen. Alles wie man es gerade hat oder haben kann! Du hast nach Hause geschrie-
ben. Sie bereiten sich auf dein Kommen. Sie zählen die
Wochen und Tage. O, erfassest du solche Liebe noch? Hast
du dich ihrer in deiner langen Abwesenheit nicht entwöhnt?
Schlägt dein Puls noch laut für deine Heimath, für dein
elterliches Haus, für Alle, alle die Deinigen, die dir der
Tod noch nicht genommen? Oder findest du Mehrere nicht
mehr? Während sie oft für dich bangten, bangtest auch
du etwa für sie, denn, Alle waren in Gefahr. Man weiß
bei keinem Abschied auch auf noch so kurze Zeit, ob man
einander wieder finden werde. Gewiß ist, daß sie daheim
dir ihre treue Liebe bewahrt haben, du jedoch hast Ihrer
in deinem Sturmleben auf deinem wilden Wandern oft
vergeffen. Das Reisen und die Fremde zerstreut, hin-
gegen das häusliche stille Leben hält zusammen.

Hast du nun all dein Eigenthum, deine Geschicklichkei-
ten, Kenntnisse, Künste, ich möchte sagen, eingepakt,
festgeschnürt? Weißt du nun, was du mit denselben kannst
und sollst? Sei es, wie es wolle! Auf mit dem Koffer
auf den Wagen, dem Felleisen aufs Pferd, dem Tornister
auf den Rücken! 'Sist Alles Eins! Nur andere Manier!
Lebe wohl! Land meiner zweiten Heimath! lebe wohl!
nicht auf Wiedersehen nur, sondern auf immer. Wir wer-
den einander nicht mehr sehen. Ich ziehe heim! Aber dir
bin ich Zeitlebens für deine Belehrungen und Warnungen,

für deine Freude und Gefälligkeit, für alle deine Liebe, ich bin dir für alles Gute auf ewig dankbar. Ich muß heim und will heim. Ja, ich komme!

Die Freunde, die ich hier noch umarme, werde ich nimmer, dafür werde ich die meiner Jugend wiedersehen. Es ist ein Tausch, und ebenfalls wieder ein schöner. Zwar versprochen wir einander — das Unmögliche. Wie sollen wir wieder und wo zusammen kommen? Länder liegen zwischen uns, und Bergketten trennen wie ewige Scheidewände. Die Freiheit ist bald hin, die Sorge kommt, die Pflicht langt an. Der Beruf bindet, vielleicht binden bald noch stärkere, noch heiligere und liebere Bande. Man kann bald nicht mehr, wie man will. Das ist Schicksal. Darum muß es sein!

Der Wagen rollt, das Roß trabt, der Reisestock schreitet zu Fuße. Alles geht dem Vaterland zu. Man kommt ihm allmählich näher. Die Sehnsucht wird größer. Als du in die Fremde zogest, lag die ganze Welt vor dir wie eine Landkarte ausgebreitet, jetzt, da du ins Vaterland heimkehrst, verengt sich alles, und nur die kleine Heimath schwebt dir immer vor. Wie ganz anders jetzt als damals! Du warest eben noch mehrere Jahre jünger, hattest noch keine Erfahrungen. Ist es dir so ergangen, wie du erwartetest, hofftest? Gestaltete sich in dir und um dich her nicht Alles ganz anders? Was ist aus dir geworden? Worin bist du dir noch gleich, worin ähnlich? Was hast du verlernt,

verloren, gelernt, gewonnen? Ueberwiegt der Gewinn den Verlust — weit? Doch! man ist auf der Heimreise zum Denken, jedenfalls zum moralischen und allem Rechnen nicht sonderlich aufgelegt. Man ist mehr Gefühl, mehr Phantasie, für die sich nahende Zukunft, ist Hoffnung und Vertrauen! Aber denken muß man doch auch, und das Gefühl, Anders geworden zu sein, muß nothwendig Gedanken rufen. Und — was daheim thun? was thun in der neuen und doch alten Welt? Es wird Etwas, und zwar etwas Erkleckliches gethan werden müssen! Darum reistest du in die Fremde, darum wandertest du, darum warst du draußen, darum kehrst du wieder heim, darum erwartet man dich wieder, will man dich wieder im Vaterlande, in der Heimath, in der Mitbürgerschaft.

Die Sehnsucht wird immer größer. Da werden endlich die Berge der Heimath sichtbar, sichtbar wird dir der Kirchturm. Noch nie hast du diese so gerne gesehen. Dein Herz klopft. Du schreitest durchs Thor, lenkest in deine Straße ein, siehst dein Haus. Du liegst den Deinigen im Arme. Alles freuet sich, alles jubelt. Der Sohn, der Bruder ist wieder da, ruft's durch die ganze Nachbarschaft. Es ist wahrhaftig, als ob ein verlornener Sohn wieder gefunden worden. Ja, du bist nun wieder da. Und es kommt dir gar sonderbar vor, daß du wieder, ja wieder da seiest. Augenblicklich ist dir die ganze Vergangenheit zum, freilich wahren, Traum geworden.

Jüngling! Nun ist der Vormittag vorüber. Der Mittag ist da. Es muß eben nicht schon zwölf Uhr an der Uhr des Lebens sein. Unser Geschäftstag hängt nicht nur von der Sonne, sondern auch von unsern Geschäften und manchen andern gegebenen Verhältnissen ab. Jedenfalls geht dir nun auch ein ganz neues Leben auf. Gut, wenn du mit gesundem Leib und unbeflecktem Gewissen, als tüchtiger junger Gelehrter oder Kaufmann, oder Künstler und Handwerker, als Meister deines Faches angelangt bist. Des freuten sich die Engel und Menschen, übers Gegentheil müssen sie trauern. Er wird und muß sich nun bald Vieles offenbaren!



C. Der Mittag.

Jünglinge! Der Mittag ist da; jedenfalls ganz nahe! Ich habe Euch wie Sonnen aufgehen lassen, Euch durch die ersten Morgenstunden durchgeführt, Euren Vormittag geschildert, Euch, erzählend, warnend, ermunternd, bis hieher gebracht. Nun fragt es sich ganz ernst, was aus dem Kindlein und Knaben geworden, was und wie Ihr seid, wenn Ihr aus der Fremde schon zurückgekehrt sein solltet.

Hier könnte ich Euch verlassen, wenn es sich nur um Erinnerungen gehandelt hätte; es handelt sich aber auch, und mehr noch, um den künftigen Weg, um den Weg vorwärts von da an durch den Mittag und Nachmittag bis zum Abend, ja, bis zum Sonnenuntergange. — Denn, wisset: der Untergang kommt wie der Aufgang, und beim Untergange heißt es dann: was ist aus dem Manne geworden?

Ein rechter Führer führt nicht nur zum Thore heraus, nicht nur eine Strecke weit, sondern, so weit, bis er beruhigt sein, bis er sagen kann: Reisen Sie nur weiter; Sie können sich jetzt nicht mehr verirren. Gehen Sie nun nur frisch immer auf dieser Straße vorwärts; und lassen Sie sich durch keine Abwege rechts oder links verlocken. Kennt

er den Weg selbst genau, so bezeichnet er ihnen allenfalls noch die Stellen, an welchen ein Irrthum, ein Zweifel, eine Ungewißheit möglich wäre, so gut als er kann. Er will Verirrungen nicht nur nicht verursachen, d. h. verführen, sondern solche nicht einmal veranlassen, ja, er will solche unmöglich machen. Darum schaut er den Reisenden noch eine Weile nach, und ruft ihnen noch einmal aus treuem Herzen Warnungen und Ermunterungen laut nach. In solchem Falle sind nun Wir mit einander. Ich zeige Euch den Weg bis an Euer Ziel, den Weg bis zum Sonnenuntergang, bis Ihr einkehrt in die große allgemeine Herberge. Ich spreche jedoch vom Künftigen als ob es schon jetzt sei, vom Entfernten als ob es schon nahe und da sei. Das ist so die Weise der Wegweiser und Führer. Sollte aber wirklich noch ein Führer nothwendig sein? Sind wir nun nicht ganz erzogen, nicht selbstständig, nicht gebildet und ausgebildet? Wir sind gelehrte und gereiste Leute, mündig, thatkräftig, der Geographie kundig! Aber, Jünglinge! Es kommen noch mehrere Mondphasen, die auf die Witterung des Lebens Einfluß üben, noch mehrere Krisen, die da drohen. Solche Krisen waren die Konfirmation, die Berufswahl, und wie wir in die Fremde eingingen. Nun kommen Andere. Ihr werdet der Einen oder Andern bald ansichtig. Dann denket Meiner!

Auch der des Landes kundigste Reisende dankt Dem doch, der ihm den Weg zeigt, auch der geübteste Seemann läßt

sich noch durch die Sterne führen, und schaut in die Seekarte; er beschaut den Kompaß oft. Ein Wegweiser ist ein Kompaß. Wohlan denn!

Ja, du bist nun, Jüngling! wieder heimgekehrt, bist in deinem Vaterland und Vaterorte. Du bist wieder in der Elternhause, bist daheim. Du besuchst nun zuerst deine Verwandte und Freunde. Du thust daran recht. Sie freuen sich, daß du dich ihrer sogleich in Liebe erinnerst, noch bist wie früher. Du bist nur ein wenig männlicher, stärker, kecker geworden. Sie haben es gerne, wenn sie an dir keinen Stolz finden, wenn du die alten Bekannten wieder duzest, wenn sie viel heimatlichen Sinn in dir wahrnehmen. Ungerne sähen sie das Gegentheil, ungerne, wenn du ein Poltron oder Gef geworden wärest, und dadurch beweisen wolltest, du seiest im Auslande gewesen. Ei! Wenn du erst noch von oben herunterschautest, (wie klein du vielleicht bist!) oder wie aus den Wolken gefallen thätest, als ob du deine alten Bekannten und die alten traulichen Worte der Heimath nicht einmal mehr verstehest, nicht einmal mehr deutsch könnenst, und mit Verachtung von den Sitten der Heimath als von engen, einfältigen krähwinklichten sprächst, immer schimpfstest, das Leben des Auslandes gen Himmel erhöhdest, und fortan mit — Wiederabreisen dräutest! Nun! so reise wieder! Nimm deinen Tornister und Reisestof, und dein Geld u. s. w. wieder. Man kann dich gar füglich entbehren! Es könnte dir

jedoch noch froh drum werden, daß du diese Heimath hast, und daß sie dich höher schätzt und liebt, als etwa du sie. Sich aufblasen macht nur dem Schein nach größer. Doch, Jünglinge! Wenn man nicht gerade Euch vor solcher Thorheit warnen muß, so muß man doch Andere warnen!

Nun muß aber Etwas gethan werden. Nur frisch an's Werk und wohlgemuth, Arbeit macht gesundes Blut! Die Zeit der Besuche der Verwandtschaft und Freundschaft und der angenehmen Umgebungen ist nun vorüber. Es warten und kommen nun andere Dinge, und viele Augen, junger Mann! sehen nun auf dich. Man erwartet nun schriftliche und thatsächliche Ankündigungen deines Daseins und Wirkens.

Das nächste ist nun die Einrichtung des Berufs. Es folgt die eheliche Verbindung, dann das Berufs- und Familienleben. Mehrere andere Obliegenheiten und Verbindungen ergeben sich wie von selbst. Du wirst sehen, daß alles wie im Gallope, alles im Sturmschritt eilt! Es eilt Alles noch schneller als bisher, und die Jahre werden Monate.

Zur Einrichtung des Berufs bedarfst du Geld. Man nennt das Geld den Herr. Ohne Geld ist wenig, in manchen Dingen gar nichts zu machen. Du hast zwar schon oft die Nothwendigkeit des Geldes gefühlt, dich aus Mangel desselben oft peinlich beschränkt empfunden, dein Sinn ging jedoch darüber leicht hinweg. Das Geld war

dir doch nicht ganz unentbehrlich. Du bedurftest nur wenig, und Freunde halfen dir. Deine Arbeit gab dir die nöthigen Gulden und Thaler, oder dein Vater, wenn du Studien auf einer Hochschule machtest, die Hunderte, Tausende. Vielleicht kann eben Er dir nun auch mit solchen Summen helfen, aber — auf andere Bedingungen. Vielleicht lehnt er dir nur gegen Zinsen oder auf die künftige Erbschaft an. Ja, der herrliche Morgen und Vormittag, da dein Herz noch unbesorgt, mit den Lerchen Psalmen und allerlei Lieder sang, sind nun auch darin vorüber.

Ja, du mußt nun arbeiten und — zinsen. Zinsen ist langweilig, wem nur immer man zinsen muß. Das Entlehnte gehört nicht dir. Es gehört einem Andern. Du mußt dich aber, wenn dein Vater dir das Nöthige nicht geben kann, an Verwandte, an deine Taufzeugen, die du vielleicht ganz vergessen hast, an völlig Unbekannte, die man dir anrath, um bedeutende Summen wenden. Du hast noch nie petitioniren, noch nie um Geld so höflich thun müssen. Du kamst erst noch mit reichen Hoffnungen heim, du wähtest, man werde dir sogar zuvorkommen, werdest, weil du geschickt und tüchtig seiest, überall offene Kassen finden; man werde sich ein Vergnügen daraus machen, dir die Summen, so groß du sie wünschest oder doch bedürfest, antragen, und was dergleichen Floskeln, bunte Blumen deines Herzens gewesen sein mögen. Nun aber? Wie öde wills um dich werden? Wie verlassen findest

du dich? Der Zorn ergreift dich. Du willst wieder fort, dahin, wo es dir wohl war. Aber, entweder will man, gleichgültig, dich wieder ziehen lassen, oder die Eltern mahnen dich zur Geduld. Sie wollen das Mögliche für dich thun. Oder Freunde, die ähnliche Erfahrungen gemacht haben, warnen dich vor übereilten Schritten. Du bleibst!

Jünglinge! Ihr bedenkt vielleicht nicht, daß Andere ebenfalls für sich selbst sorgen müssen, weil Niemand für sie sorgt, daß Viele, wegen äußerst widriger Erfahrungen, sehr mißtrauisch gegen die, die borgen wollen oder müssen, geworden sind, daß Ihr zu große Summen von ihnen wünschet, und — daß die Zahl der Uneigennütigen, Großmüthigen wegen der Natur des Menschen überhaupt und des Reichthums insbesondere sehr traurig klein sei. Wohlwollende Reiche werden erst noch von hundert Seiten angesprochen. Zu hundert Händen müßten sie auch hundert Kassen, wohl gar auch hundert Garantien haben! Oder, noch Eins ins Ohr! Ihr sprecht von großen Summen als von Kleinigkeiten, und als ob das Geld so auf der Straße gefunden werde, und denket Euch das Zinsen und Wiedererstaten auf bestimmte Zeit zehnmal zuleicht. Ich erzähle Euch wieder Etwas:

Ein junger, so eben aus der Fremde heimgekommener, gar nicht untüchtiger Bursche, suchte, um Geld zur Einrichtung seines Berufs zu bekommen, sogleich seinen

goldnen Dheim auf, und bat ihn, ohne Vorrede, mit kurzen dürren Worten um — nur fünfhundert Thälerchen. Aber ebenfalls ohne Vorrede und kurz und dürr schlug sie ihm der Dheim ab. Mißmuthig, zornig warf er sich auf ein Sopha. Da klopfte Jemand. Herein! rief der Dheim. Ein junger Handwerker trat sehr schüchtern ein, machte ihn mit seiner Lage mit vertraulichen Worten aufmerksam, entschuldigte seine Verwegenheit, ihn, den Unbekannten und ihm doch Bekannten, mit einer Bitte anzugehen, und bat ihn dann, wenn er's wagen dürfe, und es nicht viel zu viel sei, um die große Summe von — zweihundert fünfzig Gulden. Er werde gern und redlich zinsen, nur bitte er, die Summe innert drei Jahren in bestimmten Zeiten abbezahlen zu dürfen. Augenblicklich sagte sie ihm der Herr zu, nachdem er ihn erst noch angefragt hatte, ob diese Summe für ihn gewiß ausreiche, und ob er nicht einer größern bedürfte? und der junge Handwerker diese Fragen, die Erstere mit Ja, die Andere mit Nein, beantwortet hatte. Der Nefse sprang auf, und fragte, warum er diesem Unbekannten sogleich die gewünschte Summe gegeben, ja, ihm noch mehr angetragen, ihm selbst hingegen rund abgeschlagen habe? Lächelnd erwiederte der Dheim: Ich hätte ihm sogar fünfhundert Thaler gegeben, dir gebe ich nicht zweihundert und fünfzig Gulden. Er sprach von zweihundert und fünfzig Gulden, du von fünfhundert Thälerchen. Das, mein lieber Vetter! das ist der Unterschied! Wer das

Geld hochschätzt, dem darf man leihen, dem hingegen nicht, der ganz leichtsinnig von großen Summen spricht. Merke dir das!

Beinahe Alle bedürfen eines Kapitals, um ihren Beruf einrichten zu können. Manche brauchen nur wenig, Viele viel, und Viele sehr große Summen; bei Tausenden. Besitzen sie das Nöthige nicht, so müssen sie es borgen. Borgen macht Sorgen, wenn man nicht leichtsinnig ist. Das Borgen macht zum Schuldner. Die Meisten fangen mit Schulden an. Paulus sagt zwar: Seid Niemandem nichts schuldig als die Liebe. Allein! die Meisten können diesem guten Rathe kein Genüge thun.

Wir sprechen nun von den verschiedenen Berufsmeisterschaften. Am Namen Meister stoßen wir uns wieder nicht. Es ist ein schöner Name! Sei es nur! Du fühlst dich vielleicht wirklich als einen Solchen. Die Gesellen werden vom Worte gar sehr gereizt. Nun ist's erungen! Aber, es kommt nun Alles darauf an, wie du dich benimmst. Erst jetzt bist du in der rechten Lehrzeit, ja, in der Probezeit! Meine nur nicht, man beachte dich nicht. Die Neugierde der ganzen Nachbarschaft sieht, ohne daß du es ahnst und wahrnimmst, deine Schritte und Tritte. Merke dir nun aber, junger Meister! folgende zwei kurze Geschichten: Die Erste spricht von einem Anfänger, die Andere von einem Aeltern.

Ein junger Handwerker, der eine sehr gute Lehrzeit bei

einem sehr geschickten Lehrmeister gemacht, und die Fremde als Geselle etliche Jahre wohl benutzt hatte, kehrte in seine Heimath zurück. Er fand seine Eltern nicht mehr, sondern nur noch Geschwister, die Alle genug für sich und ihre Haushaltungen zu sorgen hatten. Er wollte nun seinen Beruf treiben, hatte jedoch kein Geld, und weder Material noch Handwerkszeug. Sein reicher Taufpathe streckte ihm hundert Gulden vor, er mußte aber dafür sein Handwerkszeug als Pfand einsetzen, für Material blieb ihm kein Groschen übrig. Er mußte solches auf Borg kaufen, kaufte nur wenig, und — weil er erst Ende Jahres bezahlen könne, theurer. Er miethete sich eine Werkstätt, und fing an zu arbeiten, aber Niemand kam, bei ihm Arbeit zu bestellen. Er wurde unwillig. Er hoffte, die Kunden (Arbeitbestellenden) werden bei Hunderten herbeiströmen. Er hatte nicht bedacht, daß man auf seine Ankunft in seinem Sinne nicht gewartet hatte, daß schon andere Meister seines Faches da waren und seien, daß Niemand gern von seinen Arbeitern weggehe, und daß er, gleich Andern, warten lernen müsse. Es kamen keine Nachbarn, keine Verwandte, noch Freunde, keine Unbekannte. Unmuthig wollte er wieder aus und draus, woher er gekommen. Seine Brüder sprachen ihm Muth ein, und empfahlen ihn, wo sie konnten, zur Arbeit. Endlich kommt Jemand. Er macht die Arbeit gut und billigern Preises. Er arbeitet und hämmert; er ist in der Werkstätt, auch während er nichts zu arbeiten

hat, damit man ihn, wenn man ihn haben wolle, nicht suchen müsse! Es kommen nun Kunden, Allen begegnet er höflich, und hält Allen pünktlich Wort. Er bleibt Abends, ausgenommen an den Sonnabenden, zu Hause, und liest etwas Nützliches. Am Sonnabend geht er zum Bier, und macht sich in der Gesellschaft bekannt. Auf den Tag am Ende des Jahres bezahlt er seinen Waarenkonto. Man freut sich, und will ihm gern wieder Waaren geben. Er arbeitet und spart fernerhin, und läßt sich das Eine so wenig als das Andere verdrießen. Er kann nun schon in der Mitte des Jahres bezahlen. Bald bezahlte er die Hälfte der Waare oder des gekauften Materials baar und kriegt er deswegen die Waaren wohlfeiler. Nach wenigen Jahren bezahlte er alles Gekaufte sogleich baar, und gewann sieben bis zehn Prozente. Endlich läßt er die Waare unmittelbar aus der Fabrik kommen. Er ist — geborgen. Er fing Morgens früh zu arbeiten an, und hämmerte noch, wenn die ganze Nachbarschaft schlafen wollte. Man fragte: Wer arbeitet denn auch des Nachts noch so spät? Eher hämmerte er die ganze Nacht, als daß er nicht Wort gehalten hätte. Einmal (er hatte eilige Bauarbeit) arbeitete er ohne Gesellen durch eine ganze Woche Tag und Nacht. Man konnte es nicht begreifen, ärgerte sich über das ewige Hämmern, warnte ihn vor Ueberanstrengung, aber sein Kredit wuchs dadurch. Er aß um Mitternacht ein Stück Brot und trank ein Glas Brantwein, und ließ sich

nicht irren. Körperliche Ermüdung hebt sich bald wieder. Geld hätte er, bei wem und wie viel nur immer, im Ueberfluß bekommen können. Er hatte keines mehr nöthig. Immer war er mit Arbeit überhäuft. Gesellen und Lehrlingen hätte er die Menge bekommen können. Sie lernten bei ihm. Er behandelte sie sehr billig, freundlich. Er hielt auf Ordnung. Es durfte keine Pfuscharbeit aus seiner Werkstatt gehen. Er untersuchte vorher Alle. Er legte Geld an den Zins. Mit dem Heirathen (wie gerne auch Er geheirathet hätte) wartete er so lange, bis er sich etwas Nüchtiges erworben hatte, damit er die großen Ausgaben für eine Haushaltung nicht fürchten müsse. Endlich verheirathete er sich mit einer sehr sittlichen, religiösen, frohmüthigen und häuslichen Person, kaufte sich ein Haus, staffirte es hübsch aus, gewann immer mehr Arbeit, Geld und auch Kinder, und brachte es viel weiter als mancher Kaufmann, der hoch oben anfing. Er blieb zwar nur ein simpler Handwerker, war aber sehr glücklich dabei. Allgemein achtete man ihn. Er hielt Friede mit aller Welt, sein Herz war immer froh, in Gesellschaft lustig, und seine Kinder gediehen.

Welche Umwandlung innert nicht vieler Jahre! Anfänglich war nicht einmal der Hammer in seiner Hand sein Eigenthum, später wunderte man sich sehr über sein Vermögen, und leicht hätte man in einer Steuerkommission, in welcher nur Reiche saßen, wie dort Gesler vor

Stauffachers Hause, fragen mögen: Kann man es leiden, daß ein Handwerksmann ein so hübsches Haus und so viel Vermögen hat. Noch später konnte er, so oft er wollte, spaziren und reisen, sich Gesellschaften mit großen Ausgaben machen, sich sehr erleichtern, und dennoch alles Wünschbare an seine Kinder, an seine Söhne wenden. Er war und blieb von Sorgen völlig frei, und mußte von seinen Kunden niemals Geld à Conto begehren, sie nie um seiner Konti willen treiben. Jünglinge! Solches Alles sah ich mit meinen eignen Augen!

Ich kannte auch einen ältern Handwerker. Sein Beruf foderte die Art. Seine Kunst hatte er in Wien erlernt. Er brachte von daher eine Menge kunstreiche, selbst verfertigte Zeichnungen, und führte dann in seiner Vaterstadt neue geschmackvollere Formen ein. Seine Weise aber war die: Alle Morgen war er der Erste in der Bude. Dann theilte er jedem Gesellen und Lehrlingen seine Arbeit zu. Die schwerste nahm er immer auf sich, hieß aber Alle, ihm zuzuschauen. Jeder durfte ihn bei jeder Arbeit um Rath fragen, und jedem Gesellen und Lehrlingen zeigte er Einmal mit Sorgfalt jeden Handgriff. Fehler, die sie aus Unwissenheit machten, verbesserte er selbst, gönnte Allen eine rechte Mittagsmuße, ließ sie Abends zur bestimmten Zeit los, von der Arbeit, arbeitete dann noch allein, gab gut und viel Speis und Trank und guten Lohn, steigerte guten Arbeitern den Lohn von selbst, rechnete und bezahlte

pünktlich an jedem Sonnabend Abend, schloß sein Haus zur bestimmten Zeit, ließ Verspätete nicht mehr ein, und zahlte sie am folgenden Tage unerbittlich aus. Kehrete ein so Entlassener später etwa wieder zu ihm zurück, so nahm er ihn wieder an. Am Ende jeder Woche nahm er bei der Abrechnung ein Examen vor, d. h. er ging die Arbeit eines Jeden durch, beurtheilte, lobte oder tadelte sie. Ueber Unordentlichkeit in der Arbeit und im Lebenswandel war er bitter. Das Schwätzen bei der Arbeit konnte er nicht leiden, war aber selbst immer heiter und scherzhaft. Sein Scherz galt oft mehr als der Ernst vieler Andern. Auf den Kirchbesuch hielt er viel. So gedieh ihm Alles wohl. Er war in großer Achtung bei seinen Berufsgenossen und in der Bürgerschaft, kam zu großem Wohlstand, hielt sich ein schönes Haus, lebte von seinem sechszigsten bis zum einundachtzigsten Jahre reichlich aus den Zinsen, und hinterließ zum Segen seiner meist dürftigen Verwandten ein gar nicht unbedeutendes Vermögen.

Ich meine, diese zwei haben die Wahrheit des Sprichwortes: das Handwerk habe einen goldnen Boden, hell an's Sonnenlicht herausgestellt, aber ihre Meisterschaft war Gold, Gold ihr Benehmen im Berufe. Auch das sah ich. Ich sah aber auch das ärgste Gegentheil.

Ich sah, wie sich ein junger Meister dem Glücke geradezu in den Schooß setzen konnte. Er fand einen prächtig eingerichteten Beruf, Werkzeug und Materialien und Arbeit

und Kunden genug vor. Er konnte ganz schuldenfrei anfangen. Er war verständig, geschickt, seiner Lustigkeit wegen hatte man ihn gerne. Aber — er war personifizirter Leichtsin. Er kam mit Federn in den Haaren erst, wenn der Vormittag beinahe vorüber war, aus dem Bette in die Werkstatt, besuchte, ehe der Mittag da war, noch ein Wirthshaus, des Nachmittags und Abends noch zwei oder drei, rühmte sich, alle Abende im ganzen Jahre nie zu Hause zu sein, kam unzählige Male erzberauscht nach Hause, wüthete herum, fing Zank und Prügeleien an, setzte das Haus wegen unvorsichtigen Umgangs mit dem Feuer in Gefahr, lebte mit der Frau in Unfrieden, erzog seine Kinder übel, wurde von den Gefellen verachtet und betrogen, von Gerichten gestraft. Die Kunden verloren sich, die Arbeit wich. Nun muß er auf sein ganz schuldenfreies Haus Geld aufnehmen und noch höhere Zinsen bezahlen als Andere. Er kann nicht zinsen. Er verliert Haus und Hof. Der Hunger kommt in's Haus zum Zank und zur Unordnung. Die Ehescheidung folgt. Niemand borgt ihm, Niemand stellt ihn als Arbeiter an, Niemand will ihn im Hause haben. Er irrt herum, zerrissen und schmutzig. Er erbettelt von seiner armen geschiedenen Ehefrau und seinen Kindern Bazen, um — sie in Branntwein, seiner noch einzigen Nahrung, zu vertrinken. Aber alles Unglück macht ihn nur noch leichtsinniger, noch chroloser. Eines Morgens wird er endlich, nahe an sechszig Jahren, in einer kalten Dach-

kammer, in der er hauste, in seinem Bette, in Schmutz
 und Elend tod gefunden. — Welche Gegensätze! O, für
 den ist das goldne Handwerk eine Bleischlafe geworden!
 Er war ein Bild des Handwerkers, wie er nicht sein soll;
 darum ging es ihm auch, wie es ihm nicht hätte gehen
 sollen! Gleich ihm Keiner? Ja, wer den Morgen ver-
 schläft, am Vormittage schon das Wirthshaus aufsucht,
 lange zu Tische sitzt, wen das Wirthshaus alle Abende zum
 Essen, Trinken, Spielen an sich reißt, wer die Gefellen
 ohne Aufsicht läßt, Frau und Kinder vernachlässigt, gegen
 Mitternacht erst mit Wein oder Bier angefüllt, dem Schlafe
 wie ein Bleiklumpen in die Arme fällt, und Schulden macht,
 dessen Ende tritt gewöhnlich schon mit dem vierzigsten Jahre
 ein. Verehelicht sich ein solcher Handwerker erst noch frühe,
 gewinnt er schnell viele Kinder, thut er erst noch groß,
 macht er jeden Anlaß zur Belustigung sogar mit Frau und
 Kindern mit, hält er keine Rechnung und weiß er nie recht,
 was er schuldig ist, weicht mit dem Berufsflöße erst noch
 das Gebet und aller christliche Sinn aus dem Hause, wird
 auch der Sonn- und Festtag immer entheiligt, so — gehts
 nur um so schneller. Er fällt dem Schuldenthurme, dem
 Kranken, dem öffentlichen Arbeitshause zu, wird seinen
 Freunden widrig, dem Gemeinwesen eine Last, den Seini-
 gen eine Schande, sich selbst ein Elend.

Junge Meister! Wisset, daß man in unsern Zeiten von
 einem Handwerker zehnenmal mehr als in den frühern fo-

dert, daß man vielleicht in den Forderungen immer höher steigt, daß man aus dem Handwerke eine Kunst muß machen können, daß Sparsamkeit nöthig ist, daß Großthun nichts taugt, die ältern Kunden wegsterben und nicht so viele junge wieder kommen, daß man im Wechsel der Mode später nicht mehr gehörig Schritt halten kann, und die Arbeit im vorgerückten Alter so leicht nicht mehr geht, und daß oft der Arbeitslohn sich noch vermindert, wegen des raschen Verkehrs in unsern Tagen viel ausstehendes Geld lange nicht ein, und Manches verloren geht, und daß der Handwerker sich am allerehesten das Sprichwort: Man soll sich einen Noth-, Tod- und Ehrenpfenning auf die Seite legen, merken soll. O, dann nur, aber dann gewiß, hat das Handwerk noch heute einen goldnen Boden, wenn der, der es treibt, selbst auch gutes Dukaten- und nicht, nach der Weise Vieler, nur Flitter- und Schaumgold ist.

Zwekmäßig, mein lieber junger Meister! möchte es sein, von Zeit zu Zeit über dein Fach Etwas zu lesen. Wir haben jetzt beinahe über alle Berufsarten zwekmäßige Schriften mit Bildern. Prüfe sie jedoch so gut du kannst, und schließe dich an einen Gewerbs- und Handwerksverein an. Solche Vereine waken, erhalten wach, veranlassen neue Gedanken, reizen zum Erfinden und Probiren. In Solchem eben ist das Leben des Handwerkmannes. Wahrhaftig! Solche Vereine bilden mehr als Innungsgesetze, und wohl stünde es den Meistern und Gesellen an, statt des Kneipenlebens,

bildende Vereine und Mittel aufzusuchen. Wie? sollte an ihnen das Sprichwort: „Wir lernen alle Tage, und lernen niemals aus“ unwahr sein?

Allerdings kann sich nun auch zeigen, ob man den rechten Beruf ergriffen habe, ob er für die Zeit, den Ort, die Kräfte, die man hat, passe, ob der Beruf sich in irgend einer Zeit, Handels- oder Modewendung nicht selbst aufgegeben habe, den fleißigsten, geschicktesten und sparsamsten Berufsmann verlasse u. s. w. Viele Handwerker müssen ändern. Sie verlassen die Werkstätte ungerne, räumen auf, verkaufen den Werkzeug, und suchen ihr Brot in irgend einem andern Verhältniß, manchmal mit Glück, bisweilen zu noch größerem Unglück. Das Sprichwort sagt: Zehen Handwerke, eif Unglücke! Hütet Euch davor nach Möglichkeit!

Der Kaufmann konnte keine Schulen wie der Handwerker durchgehen. Was man ihn lehren kann, ist nur Mittel zum Zwecke. Was der Handwerker macht, ist Selbstzweck. Der Kaufmann legt in dem Augenblicke seine rechnende Feder nieder, in welchem er merkt, daß er nichts gewinnen, wohl gar verlieren könne. Der Handwerker hat an seiner Kunst um ihrer selbst willen Lust. Der Kaufmann will nur Handelsglück. Zwar freut ihn die Einrichtung seines Handelshauses, dessen Ordnung und Regel, ihn freut die Güte seines Waarenlagers, und seine Spekulationen begeistern seine Einbildungskraft wie seine

Hoffnung. Sein Schicksal liegt in einer Lotterie, darum
 ist er so gespannt, aufgereg, lebhaft, denn auch die
 Furcht wirft ihn hin und her. Was er thut, ist jedoch
 nur Mittel. Dieses hat er einstudirt und eingeübt, aber
 das Handelsglück, das läßt sich nicht studiren. Alle Kor-
 respondenz hilft nichts, wenn keine Waarenbestellungen
 kommen, alles doppelte Buchhalten nichts, wenn für die
 verkaufte Waare das Geld nicht fließt, wenn die Zin-
 sen das Kapital und den Gewinn aufzehren, Handlungs-
 häuser, denen man kreditirt hat, umfallen. Der Kauf-
 mann weiß nie wie viel er hat und nicht hat. Sein Glück
 ist nicht nur rund und auf der Erde, sondern erst
 noch vollkommen polirt und auf dem Glatteise. Darum
 kann man ihm kaum Rätke geben. Man sagt ihm nur
 etwa: Er soll wohlfeil einkaufen, und so verkaufen, daß
 er dabei gewinne, die Waaren vollkommen kennen, und
 nur an sichere Häuser verkaufen, nicht zuviel mit nur
 fremdem Gelde manövriren, seine Unternehmungen, wenn
 sie im Kleinen gelingen, nicht plötzlich zu weit ausdeh-
 nen, nicht Einem Hause allzuviel anvertrauen, sein
 Vermögen nicht nur an Einen Ort legen, die Zeichen
 der Zeit verstehen lernen, und Derartiges mehr. Das
 nützt aber Alles beinahe nichts. Den Handelstakt kann
 man sich nicht geben, und das Glück nicht bannen; die
 Zukunft kann man nicht kennen, und den Drohungen,
 Wendungen, dem großen Handelsgang der Zeit nicht in

den Arm fallen. Der kleine Kaufmann und Krämer ist sicherer, aber im Großhandel kommt unglaubliches Unglück, wie Gegentheils auch unglaubliches Geldglück vor. Ich fasse alle mein Räthe an Euch in die Worte:

Erhebet Euch im Glücke nie, und verzagt nicht im Unglück! Seid vorsichtig im Fürchten und noch zehnmal mehr im Hoffen! Verwechselt fremdes Geld niemals mit eigenem! Haltet Eure Bücher in strenger Ordnung, und seid unbedingt gewissenhaft.

Junge Juristen, Aerzte, Seelsorger! Nur wieder wenige allgemeine und dann noch einige besondere Worte! Am wenigsten sollte zu Euch gesagt werden wollen, weil Ihr ja dem gelehrten Stande angehört, und gründliche Studien über all Euer theoretisches und praktisches Leben gemacht haben werdet, allein, es waren eben nur Studien, noch keine oder nur wenige Uebungen. Nur diese geben Erfahrungssätze, und diese nur alsdann Fertigkeit, Gewandtheit und Sicherheit im Handeln für alle wahre Lebenszwecke, für die Gesellschaft und Euch. Darum kann ein guter Rath (wenn er befolgt wird!) Goldes werth sein.

Ihr seid in Euren Bestrebungen weit aus einander, und dennoch einander nahe. Als die Träger der heiligsten Interessen der Menschheit seid Ihr Eins im Wesentlichen, nur in den Richtungen geht Ihr aus einander. In der Idee seid Ihr Eins! Ihr seid die Führer der Menschen! Der Arzt will nur Kranke heilen, der Jurist nur Rechte

bestimmen, der Theolog predigen und seelsorgen. Bedenket, das Recht sei ein heiliges Ding, ein gesunder Körper ein sehr köstliches Ding, und eine Seele das Allerköstlichste. Den Streit der Fakultäten brauchen wir hier nicht.

Zuristen! Studirt nun das Recht nicht mehr wie auf den Hochschulen nur in den Büchern, sondern im Gemüthe der Menschen, als der rechten Erkenntnisquelle, traget es in die Praxis aus Euch und Andern hinaus, und bewahret Euch im Publikum den Glauben, daß Ihr am meisten ausgebildetes Wahrheits- und Rechtsgefühl, nicht bloß Rechtskenntniß oder wohl gar nur Rechtsformen und Gesetzeskenntniß habt. Zuristen heißt auf deutsch nicht, wie ein altes Sprichwort sagt, „böse Christen,“ sondern Rechtsmänner. Weil das Recht auch zum Christenthum gehört, so gebührt es Euch schon dem Namen nach zu den guten Christen zu gehören. Gerade der Rechtsmann darf unter den Christen darum am wenigsten die Wahrheit und das Recht verdrehen und unterschlagen. Recht und Wahr sind durch den Mittelbegriff „richtig“ untereinander innigst verschmolzen. Alles kommt nun darauf an, wie Ihr Eure Laufbahn eröffnet, und ob Ihr Euch im Advokatie-, Rechnungs-, Geld-, Bureau-, in Gesetzes-, Richter- und vollziehenden Geschäften als Männer von Ehre und Gewissen zeigt. Nicht die Ungerechten, sondern die Gerechten müssen in Euch sogleich eine Zuflucht

sehen. Jener ganz junge deutsche Jurist, der durch rabulistische Künste einen furchtbaren Mörder vom Galgen rettete, erst nachher aber, als der Gerettete wieder frei geworden, noch etwa zehn Mordthaten verübt hatte, die gräßliche Folge seiner Rabulistikerei einsah, wies, von Stund an, und unbedingt Jeden, dessen Causa er nicht ganz rein fand, ab, und heiligte seinen Beruf nun durch Annahme nur des Rechts und der Wahrheit. Mieth und Gaben geben, heißt, Andere bestechen, verderben, corumpere; sie annehmen: sich selbst verderben. Kräftig ergriff jener schweizerische Landvogt einen Bauern, der ihm für seine Bemühung vorbeigänglich einen Hasen in die Küche legen wollte, beim Kragen, und schmiß ihn mit dem Worte: Schurke! Meinst du, ich verkaufe meine Rechtsvertheidigung? die Treppe herunter. Morus starb lieber unter dem Henkersbeil, als daß er dem Wunsche und Befehl des Königs, dem Beispiel aller Gerichte, ja sogar dem Flehen seiner Gattin, seiner Tochter, seines Tochtermanns zu lieb, eine einzige Unwahrheit gegen die Ehre der Königin unterschrieben hätte. Er galt für den gerechtesten und höflichsten Mann und Anwalt des ganzen Reiches. Als ein reicher Nachbar ihm, um ihn in einer Rechtsache für sich zu gewinnen, sechs prächtige, mit gehobener Arbeit getriebene silberne Flaschen übersandte, sandte ihm Morus mit einem Billet dieselben mit dem köstlichsten Portwein gefüllt, wieder zurück. „Es sei ihm

angenehm gewesen, daß der Herr Nachbar wahrgenommen, es sei bei ihm heute Wein abgeladen worden, und ihm Gelegenheit angeboten, ihm einige Flaschen voll zu kosten zu geben. Es sehe ihm mit Vergnügen noch viel mehr zu Diensten.“ Selbst jener junge deutsche Jurist, der einen überwiesenen Mörder seiner Braut nur durch psychologische Ueberlistungen zum Geständniß bringen konnte, kann unsre Achtung nie gewinnen.

Ein Seelsorger, der Seelen verderbt, ein Arzt, der mordet, und ein Jurist als Unrechtsanwalt, sind ein schreckliches Trio. Anwälde! nur dann hält man Euch für Juristen, wenn Ihr die Sache des Ärmsten so eifrig als die des Allerreichsten und Mächtigsten vertheidiget!

Der Arzt erkenne den Werth eines menschlichen Körpers nicht nur auf dem anatomischen und physiologischen Standpunkte, sondern auf dem noch viel höhern, d. h. auf dem der Verbindung der Intelligenz mit dem lebendigen gesunden Körper. Es komme ihm nie aus dem Sinne, daß er im Dienste der Natur und also ihres Schöpfers stehe, daß man mit den Lebenskräften keines einzigen Menschen, ja, keines empfindenden Wesens, spielen dürfe, daß sein Wissen und Nichtwissen, seine Weisheit und Thorheit, seine Sorgfalt und Unachtsamkeit lebendig und tod mache, in die Grube hinein, oder wieder herausführe, Fluch und Segen ihm wie der Schatten folge. Er studire immer und ewig noch! Er studire Naturphilo-

sophie und Religion! In Letzterer übe er sich selbst auch, um trösten zu können. Es steht nicht gut, wenn der Arzt beim Sterben des Patienten sich augenblicklich auf und davon machen, und das Feld sogleich dem Seelsorger überlassen muß. Ein altes Büchlein zeigt uns in einem Holzschnittchen mit der Unterschrift: „Religio Medici,“ einen sich vom Felsen ins Wasser Stürzenden. O, furchtbare Folge des groben Materialismus! Den Neid gegen seine Genossen lasse er nie in sich aufkommen. Die Idee des großen Berufes kann und soll ihn erdrücken. Er heile, wenn immer möglich, die Armen oder doch die Ärmsten, gerne umsonst, und erhole sich an den Begüterten und Reichen, die das Kranksein noch minder als die Armen gerne tragen, und gerne viel für die Gesundheit bezahlen. Ach! arm und krank zugleich sein, ist ein furchtbares Unglück!

Den Ärzten insbesondere ist zu wünschen, daß sie ihren Beruf mit glücklichen Kuren an Vermöglichen oder Vornehmen eröffnen. Hievon und vom Gegentheil kann auf immer oder auf lange Zeit ihre Mühe und Lebensfreude, ein großer Theil ihres Schicksal abhängen.

Gottesgelehrte! Ihr müßt nun ganz ideal sein. Ihr habt es mit keiner Materie zu thun. Eure Materie ist die Idee selbst. Euch ist die heiligste Aller anvertraut. Ihr seid die Auskünder der höchsten Geheimnisse Gottes auf der Erdenwelt, die Ausbreiter der Thatsache alter und neuer Bündnisse der Gottheit und der Menschheit,

und daß der Mensch dem Himmel angehöre. Ja, Euer Gedanke ist — Gott selbst, und Euere Erkenntnißquelle einzig das Wort unvergänglicher Schriften in und außer dem Menschen. Vor Euren Augen sieht Jesus Christus! Nur von seinem Geiße, wie dort Simeon, getrieben, dürft Ihr in den Tempel gehen, nur Religiöses dürft Ihr vortragen, nie Andersglaubende verdammen, nie Kranke und selbst Verbrecher ohne Trost lassen, nie Einen Armen hart angehen, nie, es sei denn in Christi Sinn, strafen. Keinem Stand wird so viel Ehre erwiesen, wie dem Euern, Keinem wird so viel Vertrauen angetragen, Keinem folgt so inniger, so kindlicher Dank! Nur dieser Stand gehört Allen: den so eben Geborenen und den Sterbenden, ja Geforbrenen, den Gesunden und Kranken, den Reichen und Armen, allen Guten und Bösen, in solchem Grade und in solcher, so ganz geistiger und heiliger Weise an. Auf den Landpfarrer wird von gar Allen, wie auf den König, geschaut. So viel Recht zu wirken hat nur Er. Keine Landgemeinde freut sich beim Einzug eines Juristen, oder eines Arztes so wie beim Einzug eines Pfarrers, und die Wehklage über seinen Verlust dauert am längsten. Die Angesehenen fürchten sein Wort, obschon sie es nicht eingestehen, die Verachteten freuen sich desselben, die Mütter wollen seinen Segen für ihre Kinder, und die Kranken schicken zu ihm am Ende noch. Das mag Euch, junge Theologen! entschädigen, wenn Ihr verkannt werdet, wenn

die Noth sich rühmt, Euch beleidigt zu haben, und der Spott über Heiliges vorbeigänglich auch Euch trifft, entschädigen, wenn Ihr nicht den hundertten Theil dessen wirkt was Ihr wirken wollet. Aber, erfahren werdet Ihr auch, daß von keinem Stande so viel wie von dem Euri- gen gefordert werde, und daß man ihm kaum das Menschliche verzeihen wolle. Aber eben durch Erwartungen ehrt man den Stand und Mann, und, wem Viel gegeben ist, von dem wird man viel fordern.

Darum noch zwei Worte:

Seid Vorbilder der Heerde im Glauben und Leben, treue Hirten! Verwirklichtet Eure große Idee in Euerm häuslichen Leben nach Möglichkeit, und gestaltet Euer Familienleben in allen Dingen würdig durch Friede und gebildete Rechtschaffenheit. Und bildet Euch selbst immer mehr und vielseitig aus. Wer ein Geistes- und Gottesmann sein will, muß alles mit der Kraft eines edlen Geistes betreiben, und nach sich Alles und Alle bilden. Nach eitler Ehre strebet nicht, und Nahrungsorgen dürfen Euch nie bitter noch grämlich machen. O, traget einen heitern Lebensmuth in Euch. Wo Ihr hinkommet, da muß es heller werden. Ehret Euern Stand, so ehrt er Euch. Vergebet Euere Würde niemals Etwas durch Vulgaritäten. Weichet den Reibungen mit dem Staate aus. Sorget für die Kirche, die Schule, das Haus. Das Saatkorn und die Ernte sind groß genug. Verweltlicht Euch

nicht in der großen Stadt, verbauert nicht auf dem Lande. Stehet nie in den Studien stille. Immer müßet Ihr bereit sein, wieder ein Examen zu machen. Eure Zwischenstunden seien bildenden und segnenden Nebenbeschäftigungen gegeben. Mit Euern Amtsgenossen und den Kirchenvorgesetzten lebet in Frieden. Vergebet immer, liebet immer, arbeitet immer, gebet immer. Dann mag Euch Euer Wirken gelingen, dann gibts eine Saat auf die Ewigkeit, dann Garben! Dann könnet Ihr einmal getrost sagen: Es ist vollbracht, dann die Himmel offen sehen, wie Stephanos, und mit ihm rufen: Herr Jesus! nimm meinen Geist auf! Wisset, die rechten Lehrer leuchten, wie des Himmels Glanz, und die Viele zur Gerechtigkeit weisen, wie die Sterne immer und ewiglich! Ja, Gottesgelehrter: Du sollst dich selbst selig machen, und die, die dich hören! Nur suche nicht, daß es dir, sondern bevorzugen, die dir anvertraut sind, daß es deiner Gemeinde wohlgehe.

Ich bin ernst geworden, aber mit Gottesgelehrten darf und soll man nur ernst reden.

Mit Uebergebung aller andern Stände, weil alles Gesagte leicht auf sie übertragen werden kann, und wir in alles Einzelne einzugehen, nicht Zeit haben, nur noch ein Wort an den großen und allgemeinen Lehrerstand, durch dessen Hand wir Alle ohne Ausnahme gegangen sind. Der Lehrerstand ist erst in unsern Tagen ein großer

Stand geworden. Ehemals hatten in unsern Landen nur die Lehrer auf den Hochschulen eine Bedeutung. Es gab nur Klosterschulen, Land- oder Gemeindeschulen keine. Sie waren zu Grunde gegangen. Die Römer hatten solche. Schon Hadrian, der Kaiser, sorgte für Pensionen aus der Staatskasse für Lehrer nach langen Dienstjahren. In christlicher Zeit stiftete erst Karl der Große viele Schulen. Vor seiner Zeit konnten unzählige Pfarrer kaum oder gar nicht lesen, ja, es gab bis zur Reformation noch viele Solcher. Vor der Reformation zogen gar manche Lehrer nur so von Dorf zu Dorf herum, und schlugen, wo man sie haben wollte, wie Messkrämer, fürs Essen und den Taglohn ihre Bude auf. Was, wie viel und wie mögen sie gelehrt haben? Sie zogen nach Wochen oder Monaten weiter. Luther pries den Lehrerstand sehr, erklärte ihn für sehr mühselig, und war der Meinung, der Schullehrer verdiene, nach zehen Jahren schon, aufs Beste pensionirt zu werden. Der große Grynaüs sagte: „ich wollte wohl Schulmeister sein, wenn ich denn nicht immer wieder von vorne anfangen müßte.“ Doch! die Wahl ist nun geschehen. Ihr habt Euch in den Schulen schon vorgesehen, und Euch auf Schullehrerseminarien zum Schullehrerberufe, auf Gymnasien auf eine höhere Stellung, vielleicht auf Hochschulen auf eine Professur, herangebildet. Es handelt sich nur noch um Rätbe fürs neue wirkliche Verhältniß, um Rätbe fürs Leben. Doch wie? Sollten hier Rätbe noch

nöthig sein? Hier weniger, als irgendwo oder wann? Wer Andere weise Leben lehren können, demnach lauter Rath sein soll, der wird ja keines Führers bedürfen? Er muß vollkommen selbstständig da stehen. Jedenfalls aber spreche ich hier nur mit Primar- und Sekundarlehrern, mit Real- und Gymnasiallehrern, oder wie man sie nennen will, und zwar auf dem rein praktischen Standpunkte. Nimmer sind solche Rätze zu verachten. Mit meinen Rätzen sollten die Erfahrungen übereinstimmen.

Beinahe überall ist der Schullehrer gedrückt. Die Kinder plagen ihn, die Eltern klagen, die Vorgesetzten tadeln, die Verantwortlichkeit ist groß, die Controllirung scharf. Er soll Unmögliches leisten. Sein Einkommen ist klein, ist ein „Halbsattfold.“ Er ist ein Knecht seines Amts und seiner Zeit, und wie sonst Keiner an die Stunde gebunden. Der Schüler Unordnung und Zurückbleiben wird von Vielen nur ihm angerechnet, der Fortschritt dem Schüler. Dank wird ihm wenig gezollt. Sein ganzes Leben ist ein Nothfall.

Darum, Schullehrer! wenn du die Jugend nicht unbedingt liebst, über Alles liebst, wenn du es dir als möglich denkst, irgend etwas Anderes mit Frohsinn und Gelingen zu sein, als eben ein Schullehrer, so — tritt aus diesem Stande wieder heraus, ja! tritt wieder und noch zu rechter Zeit heraus, wenn du nicht ein entschiedenes Lehrertalent hast, wenn dich miserable Talente der Schüler ärgern, Hoheit und Undankbarkeit kränken, der Ungehorsam dich

zornig, und der langsame Gang dir Verdruß macht. Tritt jetzt noch heraus, wenn du die Freiheit und Selbstständigkeit liebst, oder auch nur Anerkennung finden, und auf die ältern Jahre dir Etwas versparen willst. In Träume vom Danke der Nachwelt wiege dich nicht ein. Solche Träume sind Schäume! Wo die Gewalt erst noch in den Händen des Volkes ist, wird der alt gewordene Lehrer auf die Seite gestoßen, und an vielen Orten gilt ein alter ausgedienter Schullehrer nicht mehr als ein Invalidenroß. Die Forderungen sind groß. Auf Befehl von oben soll er sich alles Neue, weil es besser sei, aneignen, nach dem Willen des Volkes aber bei allem Alten bleiben. An Mitteilen zur Fortbildung fehlt's meist. Benutze Schullehrerconferenzen! Studire, probire aber mit Vorsicht. Ueber die hintersten Schulbänke ärgere dich nicht. Bedenke, daß es in der Natur der Sache liege, daß du alljährlich die Vordersten, Besten entlassest, damit sie weiter gefördert werden. Sie müssen aus der Schule heraus ins Leben hinein! Nimm jeden Anfang und das Heraushobeln der Anfänger aus dem Nothen immer mit ein wenig Abänderung im Behandeln vor, damit du dir ja keinen Mechanismus noch Schlendrian angewöhnest. Es kann und darf dir das Schulhalten nur in stets geistigem Behandeln des Stoffes gefallen. Der Buchstabe des Buches müßte tödten. Im Behandeln der Kinder darf Niemand dir Vorbild als Jesus, der größte Kinderlehrer sein. Wie du

denkst, daß er in deinem Falle die Kinder behandelte, so solltest du die Kinder, die Schüler, die Schülerinnen behandeln.

Mein muß dein Herz, wohlwollend dein Gemüth, unbedingt gerecht und partheilos dein Loben und Strafen sein. Eine große Menge Lehrer ist für die Reichen, und gegen die Armen partheiisch, eine große Menge zeigt Eigennutz, eine große Menge ist der Laune unterworfen, unterworfen dem leidigen Schulmeisterstolze, der mit seinen geringen Leistungen prahlhast, und an dem Pfarherren, der doch ganz andere, längere und höhere Studien gemacht hat, reibt. Gerade in unsern Tagen, in welchen der Staat die Schule hebt, die Kirche drückt, geht der Schullehrerstand in seinem Bestreben sich zu emancipiren, viel zu weit. Immer sei der Schullehrer bei den Kindern heiter und munter, und Ordnungsliebe, Kenntnisse, Geschicklichkeit und Bescheidenheit seien seine Zierden. Fehler dagegen müssen sich bestrafen. Auf dem Lande füllt der Schullehrer seine übrige Zeit am schönsten mit landwirthschaftlichen Beschäftigungen aus. Anders ist allerdings die Stellung des Lehrers auf einer höhern Stufe mit ausgewählten Schülern, die sich der Wissenschaft widmen, und mit einem bessern Honorar. Wohl dem Lande, das treffliche Schullehrer hat, und Ehre dem, das verdienstvolle Schullehrer im Alter pensionirt. Das Einlegen in Schullehrerwitt-

Prophet, n. v. Schenklich, paphrosidion

wenkaffen kann den Staat seiner Pflicht nicht entladen, weil es nicht viel leisten kann.

So seid nun eben in Euerm Berufe, und weihet Euch ihm. Ihr steht nun selbstständig da. Euer Vorbild ist die Pflicht nur, Euer Vorbild müßt Ihr Euch nur selbst sein. Wie?

Jünglinge! Eben hier müssen wir nun mit einander ein nicht ungewichtiges Wort sprechen, doch hättet Ihr es entweder früher erwarten mögen, oder auch es gar nie erwartet.

Ihr steht nun da! Ihr seid bereit, gerüstet. Die Renn- und Wettbahn ist eröffnet, die Trompete hat gerufen. Das Publikum ist zahlreich um Euch versammelt. Alle schauen Euerm Auftreten, Euerm Laufe mit Interesse, aus Neugier oder Patriotismus, oder mit Gemüthlichkeit, die Euch Nahen mit Furcht oder Hoffnung zu. Es heißt nun aber nicht mehr: Was wird aus ihm werden, sondern, wie wird es ihm ergehen? Aufs Glück wird es ankommen?

Ihr werdet die Rennbahn kennen wollen. Sie ist der Beruf, das selbstgewählte und studirte Lebensverhältniß. Ihr werdet sie jedoch immer besser kennen lernen. Erfahrung lohnt Belehrbare. Vielleicht ist die Euch bestimmte, eröffnete Rennbahn länger oder kürzer als Ihr meint, vielleicht eben oder bergan, gerade oder mit allerlei Krümmungen, eben oder glatteißig, oder aber dornig, sumpfig,

mit spizigen Kieselsteinen befäet. Wie sie bis zum Ziele sei, sehet Ihr gewiß nicht recht, oder gar nicht, weil Ihr das Ziel nicht sehet. Es steht in den Wolken, hinter dem Berge, oder es erwächst erst allmählig aus der Erde.

Kennt Ihr nun Eure Füße und Eure Laufbahn gehörig? Euren Willen erkennet Ihr, Ihr seid selbst Euer Willen. Der Wille ist des Menschen Gott, aber nur ein selbstgemachter. Ist Euch das Ziel erreichbar? Wer hat das Ziel unter Denen, die vor dir liefen, erreicht? Wie leicht oder schwer? Wie frühe oder spät? Liegt Alles an der Naturanlage, oder am Willen, oder aber am Glück? Wer hat es gerade mit deiner Anlage, mit deinen Einsichten und Kenntnissen und Kräften, gerade mit deiner Willensrichtung und Willenskraft erreicht?

Solche Fragen müssen allerdings im Jünglinge, im jungen, denkenden, rüstigen Manne auftauchen. Die Phantasie will ja die Zukunft schauen, die Denkkraft es denken, die Müßigkeit es erstreben. Man will doch nicht in's Blaue hinein, nicht zum Ungewissen laufen, rennen. Und sind Diejenigen, die es erreicht haben, die besten Führer? Können etwa nur die Besten, welche anlangten, gute Rätze geben? Solltest du nicht die Theologen, Lehrer, Künstler, Aerzte, Handwerker, Juristen, Kaufmänner, kurz Diejenigen, die in eben dem Verhältniß waren, in welchem du nun bist, und nicht vergeblich liefen, anfragen, ja nachahmen?

Sa, wen sollst du dir als Vorbild wählen? Jeder Stand hat glückliche und hochbeglückte, geehrte und hochverehrte. Es muß die gleiche Bahn, der gleiche Lauf zum gleichen Ziele führen? Ist's wirklich so? Ist hier kein Irrthum, keine falsche Rechnung möglich, ja, ist der Nachahmung das Beste zuzutrauen? Große Vorbilder begeistern ja! Eben zur Nachahmung werden Euch Jünglingen große Beispiele aufgestellt. Aber wie? wenn kein Einziger gerade die Füße, die Augen, die Lunge des andern Kennenden hat? Wenn Keiner gerade bei dem Ziele anlangen soll, bei welchem irgend ein Anderer anlangte? Wenn Jeder, ohne Ausnahme, eine eigne Kennbahn zu durchlaufen hätte?

Sezen wir uns hier ein wenig auf jene grüne Bank unter die Pappelbäume, diese Palme des Nordens, und erwägen wir, was ich sagen will, mit Vorsicht und Ruhe, Will ich aber nicht flach werden, nicht Vulgariten, aber auch nicht Paradoxien aussprechen, so komme ich wirklich in etwelche Verlegenheit, und leicht könnte ich meine schöne Aufgabe: „Mit denkenden Jünglingen zu sprechen“ gefährden, zernichten. Doch eben die denkenden Jünglinge werden mir aus der Verlegenheit helfen!

Es begegnen uns zwei kindische, aber auch eine gewiß männliche Frage: wer soll nachahmen — was und wen soll man nachahmen — die dritte: warum soll man nachahmen? Auf die Erste sagt man uns augenblicklich: der Mensch, der soll nachahmen — auf die Zweite, die Doppelfrage: Nach-

ahmen soll man die Güte, und nachahmen die Guten, auf die Dritte aber: damit man gleich denen werde, die man nachahmt. Nun, diese drei Antworten hätte auch ich ohne vieles Kopfzerbrechen geben können, nur wären sie mir, obschon sie nur A B C Antworten sind, nicht eben zuerst in den Sinn gekommen. Ich hätte geantwortet und antworte: Niemand, d. h. kein Mann sei bestimmt, dem Andern gleich zu werden, darum soll und könne Keiner den Andern wahrhaft nachahmen. Wie so denn? Wir wollen nachdenken. Der Satz ist wichtig, und reich an praktischen Regeln für's Berufs-, für's Haus-, für's bürgerliche und alles Leben, und ich vermüthe, daß wir darüber völlig Eins werden.

Der Mensch ist unter dem Herzen der Mutter völlig unselbstständig, daselbst nur ein Theil der Mutter gewesen. Er theilte deren Fühlen, Wollen und Denken, aber nur im verjüngtesten Maasstabe, noch ohne eigenes Bewußtsein, noch ohne irgend eine Eigenthümlichkeit außer der in der Anlage. Darum hat er aus jener Zeit Alles vollkommen vergessen. Endlich zur Welt geboren, war ihm nur das Bettchen, die Stube und was in derselben war, die Welt. Diese war doch schon geräumiger und heller. Er fühlte sich bestimmter. Es entzündeten Bilder in seiner Seele, Umrisse zu Vorstellungen und Gedanken. Er trat zum Hause heraus. Im Hause ahmte er seinen ältern Geschwister, außer ihm Kameraden und Mitschüler gar bald, einer-

feits mit Nothwendigkeit, anderseits mit etwelcher Selbst-
 ständigkeit, Persönlichkeit, Eigenthümlichkeit, Beides weil
 er Mensch war, mit mehr und minder Glück nach. Man
 foderte ihn oft auf zu thun wie es Sitte sei, d. h. wie An-
 dere zu thun; that er aber Thorheiten wie Andere, so wurde
 er doch mit dem Beisage, daß er nicht die Thorheiten, son-
 dern nur das Vernünftige Andern nachahmen soll, getadelt.
 Man setzte also in ihm ein Erkenntnißvermögen, und eine
 Erkenntniß des Thörichten und Vernünftigen, von allem Bei-
 spiel ganz unabhängig, voraus. Man foderte immer mehr
 Selbstständigkeit und Kraft, sich nur durch sich selbst zu
 bestimmen, vom Beispiel Anderer sich loszumachen, es sei
 denn das Beispiel löblich. Auf's Nachgeahmt haben durfte
 er sich immer weniger berufen. War noch vom Nachahmen
 des Schönen die Rede, so hieß es, es sei dasselbe gar
 schön; nimmer aber meinte man das Nachahmen, sondern
 das Schöne selbst. Fragtet Ihr aber, warum das Beste
 nachahmen, so sprach man von wetteifern, und ein junger
 Mensch müsse Ehrliche haben, und um eine Prämie zu be-
 kommen, der Oberste werden u. s. w. Das kam Euch
 ein wenig kauderwelsch vor, und mit Recht dachtet Ihr,
 daß nicht Alle eine Prämie bekommen, nur Einer der
 Oberste, Erste, in der Schule sein könne, oder wohl gar,
 daß es Euch nicht möglich sei, zu sein wie der Erste. Oder,
 Ihr seztet vielleicht sogar sophistisch oder schalkhaft bei,
 daß es unartz schein, irgend Einen, sogar den Freund,

von der Prämie oder dem ersten Plaze zu verdrängen, worauf die Mutter oder der Vater sich eben so schalkhaft über Euer Zartgefühl verwunderten. Als Ihr aber die Schule verlassen hattet, konfirmirt waret, hörte plötzlich alle und jede Ermunterung zur Nachahmung selbst der Allerbesten auf; alle Anforderung beschränkte sich nun auf Eure Pflicht, nur mit Guten umzugehen. Ja, Ihr wurdet immerfort nur durch das Wort: Ihr solltet nun aus Euch selbst wissen, was schön und recht sei, also unmittelbar auf Euch selbst gewiesen.

Es ist auch in der Fremde nie eine andere Forderung oder Belehrung an Euch gestellt worden, wie sollte eine andere an denkende, d. h. selbstdenkende Jünglinge ergehen. Wer nicht selbst denkt, denkt nicht. Das Nachahmen Anderer ohne eignes Denken, ohne eigne Erkenntniß des Wahren und Schönen wäre ja nur ein Kopiren, das Nachahmen ohne Selbstthätigkeit im Geiste nur ein Nachäffen.

Und warum denn Nachahmen? Nur damit Etwas gemacht sei, wie es ein Anderer machte? Warum Wett-eifern? Nur damit man mit den Andern am Ziele anlange? Nur damit man ihnen allenfalls zuvorkomme? Eher sollte man sagen: Jüngling! ahme nicht nach, sondern werde Andern ein Beispiel zur Nachahmung! Gehe nicht Andern nach, sondern gehe ihnen voran! Oder, sollen Alle nachahmen? Wer geht dann vor? Der Beste! Wer hat diesen als Beispiel und Vorbild vor seinen Augen? Auf

wen soll der Erste Schüler sehen? Man müßte sagen: auf den Lehrer. Der Schüler jedoch ist kein Lehrer, und kann und soll es noch nicht sein.

Der Mensch ist ein Individuum, zu deutsch ein Eines und untheilbares Wesen, ein abgeschlossenes Wesen. Er soll es sein. Er ist ein Selbst, ein Original. Der alte Theophrastus Paracelsus schrieb unter eines seiner Porträte: Sei nie eines Andern! und die Bauern nennen da oder dort einen Menschenaffen einen Unselbst. Jeder tüchtige Jüngling ist ein Ritter des Mittelalters. Er zieht mit seiner Kraft und seinem Gedankenschwerte aus und herum, wie ein Don Quixote, doch nicht als ein solcher, dessen dichterischer Geist übersprudelte, und seine Fehden, muß er wie ein Göz von Verlichingen nothfällig nur mit Einem Arm selbst ausfechten. „Da tritt kein Anderer für ihn ein; auf sich selber steht er da ganz allein!“ Ja, nie soll der Mann, sei er Theolog oder Jurist oder Arzt oder Lehrer oder Handwerker oder Künstler oder Kaufmann oder was nur immer, Eines Andern sein, einem Andern angehören, einem Wesen seines gleichen zuschwören, einer Schule oder Parthei Unterthan sein. Es soll ihm Alles, alles Sein und Denken nur Stoff sein, den er denkt, erfaßt, behandelt — auf seine Weise. Nie haben Nachbeter sich selbst Ehre gemacht, niemals der Menschheit bedeutend genützt. Nur das, was der Mensch ist, ist sein Werth, nur was er ist, greift tief ein.

Eben darum, weil Jeder eine ganz eigenthümliche Natur, Keiner wie ein Anderer ist, Keiner einen Andern (Sondern irgend Etwas Anderes) nachahmen soll, kann der Mensch nicht recht nachahmen. Wer einen Großen nachahmen will, muß schon groß, wer einen Starken nachahmen will, schon stark, wer einen Schnellen nachahmen will, schnell, wer einen Geschickten nachahmen will, geschickt, und wer einen Geistreichen nachahmen will, selbst schon geistreich sein, also, wer das Talent hätte, einen Edeln, Weisen, Heiligen, wahrhaft um der Nachahmung oder um des Nachgeahmten willen nachzuahmen, hätte auch das Talent, Etwas Edles, Weises, Heiliges zu sein für sich wie durch sich selbst. Zuerst wenn wir ganz der Andere wären, wäre eine wahre Nachahmung möglich, freilich dann nicht mehr nöthig. Darum soll der Jüngling, junge Mann und Jeder immer nur sich selbst nachahmen, d. h. seine Kenntnisse, seine Einsichten, Kräfte, als sein Denken und Thun in den Dienst seiner Idee, seiner Vorstellung vom Vollkommenen setzen, sich von sich aus, von Andern aus, vom Leben aus, d. h. mit freier Benutzung aller Mittel zum Vollkommenen, zum Vollkommenen in seiner Art nur, und wie er es kann, ausbilden. Jeder kann in einer Art, Jeder, dem nicht alles Talent versagt ist, doch in seiner Art etwas Rechtes werden. Es ist unglaublich was der Mensch, wenn er beharrlich Alles daran setzt, Etwas zu leisten oder zu werden, leisten und werden kann. „Wer aber mit der Schule lebt,

muß mit der Schule untergehen; wer eines Andern ist
 und sich durch ihn dressiren läßt, ist nur gemeiner Soldat;
 wer Andern folgt, muß alle Fehltritte derselben mitmachen,
 wer nur abschreibt: Systeme oder Handlungsweisen, der
 marschirt nach der Trommel, der geht nicht frei und froh,
 und wird zuletzt ganz willenlos. Er muß zuletzt in seinem
 Zimmer nur marschiren. Man nennt es schön, es ist jedoch
 nicht frei. Wer in irgend Etwas erst noch der Menge
 huldigt, ruft am Palmsonntage „Hosianna“, am Charfrei-
 tage „kreuzige ihn“, am Pfingsttage: „was muß ich thun,
 daß ich selig werde. Ich will an den Gefreuzigten glau-
 ben!“ Nach einem nicht verstandenen, geistlos behandelten
 System verdrehen viele Prediger die Köpfe, nach einem
 mißverstandenen und einseitigen System tödten viele Aerzte
 die Kranken, nach falschen Erziehungsregeln richten manche
 Pädagogen die Böglinge fast zu Grunde, und nach unsichern
 Handlungsansichten Anderer verliert mancher Kaufmann sein
 Vermögen. Es kann weder in der Theorie noch in der
 Praxis ein Mensch dem Andern unbedingt folgen, weil Je-
 der sich irrt. Muß man sich irren, so kann man's allenfalls
 auch auf eigne Faust! Man hat aber doch den eignen Kopf,
 die eignen Augen, die eignen Füße und Hände zum eignen
 Möglichstwahren, Möglichstguten und Edeln empfangen.
 Die Nachahmer äffen gewöhnlich erst noch gerade das
 an ihren Vorbildern nach, was sie nicht sollten, d. h. das
 Unvollkommene, Fehlerhafte, ihren Geist aber können sie

nicht nachahmen. Alexander der Große trug eine Schulter höher als die andere. Das ahmten seine Höflinge nach. Ich sah Maler falsche Colorite, hörte Prediger falsche Deklamationen nachahmen, und junge Philosophen ahmten einen Philosophen, theils in der Grobheit, theils in seinem unmäßigen Kaffeetrinken nach. Ja, Solches kann man sehr leicht. Aber meinest Ihr Jünglinge, wenn Ihr Karl den Großen, den Arzt Boerhave, den Astronomen Herschel, den begeisterten christlichen Prediger Chrysostomos, den göttlichen Plato, den Wundermann Pythagoras, den Malermeister Raphael, oder einen reichgewordenen Kaufmann nachahmt, ein großer Karl, Plato u. s. w. zu werden? Man kann theils die Talente, d. h. das Ursprüngliche, theils den eigentlichen Genius oder Geist, der das Talent regiert, und theils auch die Verhältnisse und das Glück, nicht nachahmen. Nein, nein! Jeder muß sich wie die Kreuzspinne ein eigenes Netz weben, Jeder sich in seine eigene kleine selbstgewobene Welt setzen, Jeder nur mit seinen Waffen erobern, Jeder nur mit seinem Winde segeln! Schon die eigne Physiognomie, der eigne Gang, die eigne Schrift eines Jeden deutet darauf hin, es müsse so, anders könne es nicht sein.

Man gibt den Kindern Loffius Bildersaal, Federsens Leben und Ende gutgesinnter Menschen, Snells und Ewalds Beispiele des Edeln und Guten, damit sie sie nachahmen, aber — Robinsons und Hemsferks Abenteuer, die Reisen

in die Höhlen des Unglücks und Gemächer des Sammers, der Grönlandfahrer Gefahren und Kämpfe mit Wallfischen, Eisbären und Eisbergen, Le Vaillants Elephanten-Jagden, und die Räuber- und Mördergeschichten aus Italien reizten Euch viel stärker. Sollte der Mensch das Ungeregelte mehr als das Geregeltte, den Streit mehr als den Frieden, das Böse mehr als das Gute lieben? Wirklich sind unter Knaben noch nie Tugendbündnisse, wohl hingegen Verschwörungen zum Raube vorgekommen. Sie kopirten, wie bekannt, Schillers Räuber. Diese lernten das Kopiren sehr frühe. Mancher Jüngling lernt alles Schlechte erst in der Fremde, dort aber auf lange Zeit, oder, im allernüchternsten Falle, auf immer kopiren.

Man spricht mit Ruhm von alten hebräischen und christlichen Weisen, von den sieben Weisen Griechenlands, von Neuern aller Völker und Stände. In allen Ständen soll es Vorbilder geben, nach welchen der Jüngling und Mann sich richten, denen er nachstreben, denen gleich zu werden, er sich bemühen soll. Wir wollen hier wirklich Einige der Vorzüglichsten mit ein Paar Worten bezeichnen! Ich sage jedoch nicht „zur Nachahmung“, sondern nur zur Erfreuung, damit wir wissen, wie weit man im Heiligen und Hohen schon gelangt sei.

Justin, der Märtyrer, wegen seines Bekenntnisses vor den Kaiser berufen, reist, von weitem her, hin, und schreibt unterwegs eine herrliche Vertheidigung des Evangeliums,

von der er wußte, daß sie ihm den blutigsten Tod bringe. Sie hat ihm denselben wirklich gebracht.

Dreimal wurde Plato von Athen nach Syrakusa beufen, um den lasterhaften Hof aus seinem moralischen Kothe herauszuheben. Welch' ein Vertrauen zu ihm! Das Volk, das überall einen sittlichen Hof will, errichtete Triumphbögen vom Hafen bis zum Pallaste. Er galt wie ein Gott! Als er, auf seiner Flucht übers Meer von Seeräubern aufgefangen als Sklave verkauft worden, verheimlichte er seinem Herrn sogar seinen Namen. Der Sklave wurde bald der Freund des Herrn. Es wurde des Letztern Stolz, ihn ohne Lösegeld loszugeben.

Die Athener schrieben auf das Grabmal Zenos, des strengsten Moralphilosophen, der mehr als achtzig Jahr alt gestorben, daß sein ganzes Leben mit seinem Systeme im vollkommensten Einklang gestanden.

Sokrates, der heilige Heide, wird von seinen höchsten Verehrern sogar mit Jesu verglichen. Wie muß derjenige sein, der auch nur von der fernsten Ferne hin zur Vergleichung soll dienen dürfen? Ja, er ehrte die Götter und veredelte die Jünglinge! Den Giftbecher trank er so ruhig als wir ein Glas Wasser, und sprach mit den Weinenden während des Trinkens immer getrost von der unsterblichen Heimath, wie wir Christen.

Alfred, der König, war der gerechteste Richter, der mildeste Mensch, der Gelehrteste unter den Gelehrten, der

Geduldigste unter allen lange und schmerzlich Kranken, der Sittlichste unter den Besten, der Christlichste unter den Christlichen seines neuen Reiches.

Antonin, der griechische Kaiser, schrieb als Kaiser ein tief religiöses und tugendhaftes Tagebuch, nur für sich selbst. Ihm lag Alles daran, daß er seiner Seele Zustand erkenne, und ihn dann recht behandeln könne. Sein Ideal war religiös-sittliche Vollkommenheit.

Wer hat Gellert in der wahren Weisheit übertroffen? Er eilte beinahe allen Menschen vor. Engel werden allerdings weiter vorne gestanden sein! Man wallfahrtet zu seinem Grabmale auch jetzt noch.

Und wer will bestimmen, ob Haller, der wahrhaft Große, im Ruhm durch ganz Europa, oder in der Gelehrsamkeit, oder im Edelsinn, oder in der Kindlichkeit, oder in seinem tief religiösen Gefühle größer gewesen sei, und von F. F. Zolliker, Prediger, sagte Garve, der Menschenkundige, der ihn am besten kannte, er sei in seinem achtundzwanzigsten Jahre schon so vollkommen gewesen, als es ein Mensch werden könne.

Was sagen wir dazu? Das sind Ehrensäulen! Ihr kanntet sie jedoch schon, so daß ich sie gar nicht, oder nur als Namen hätte bezeichnen müssen, allein es vergnügte mich innig, mich selbst auch an sie zu erinnern; denn Jünglinge! Wenn Christus zu den Jünglingen, die vor ihm saßen, sagte: Was ich Euch sage, das sage ich Al-

len? so muß der nur menschliche Lehrer zu seinen Jüngern sagen: Was ich Euch sage, das sage ich auch mir. So Etwas mußte eben nur Christus nicht.

Führen wir noch einige Lebensregeln an. Erwartet jedoch nicht die Alltäglichen, d. h. schon tausendmal wiederholten, wie z. B. das Thalesische: Die Selbsterkenntniß ist die schwerste — das Solonische: Vor dem Tode sei Niemand glücklich — oder das Salomonische, daß Alles seine Zeit habe, oder daß Alles eitel sei. Wohlbekannt sind aber auch: Höre viel und schwaze wenig, oder, wer nichts begehre, sei reich, wer alles begehre arm, oder auch: sei stets des Todes eingedenk. Wir wollen einige Minderbekannte, wie Perlen an einer Schnur, anführen:

Scheide vom Gemeinen das Eigene, vom Heiligen das Weltliche; hemme die thierische Lust, sichere die Rechte, erbaue Städte, und grave Gesetze in Tafeln.

Des Menschen größte Gefahr liegt in andern Menschen.

Vergiß gegebene Wohlthaten augenblicklich, empfangene nie!

Die Vorhersehung der Zukunft ist des Mannes werth.

Seze dich nicht aufs Fruchtmaß.

Friß kein Herz.

Grabe den Namen Gottes nicht einmal auf deinen liebsten Fingerring, damit er dir nie gemein werde.

Halte kein Mahl ohne Salz.

Laß keine Schwalbe in deinem Hause nisten.

Die Tugend ist eine Rüstung, die unverwundbar macht, und die ihm ohne seinen Willen gar Niemand rauben kann.

Schüre das Feuer nicht mit dem Schwerte.

Es gibt durchaus keinen Menschen ohne allen Sinn und Trieb zur Tugend.

Einige edle Naturen verstehen ihren eignen Sinn und Trieb nicht allemal sogleich, und verlieren die eine Hälfte ihres Lebens in widersinnigen Versuchen.

Viele, obschon belehrt, gelangen doch nie zur Erkenntniß.

Pisse nicht gegen die aufgehende Sonne.

Manche Menschen bellen alle die an, die sie nicht kennen.

Wenn Ihr nicht hofft, werdet Ihr das Angehoffte nicht finden.

Aber Goldgraber werfen oft viel Erde auf, und finden nur weniges.

Gerade durch die Unglaublichkeit entschlüpft das Wahre.

Vielwisserei ist bald nützlich, bald schädlich. Manche finden in ihr immer neue Gründe fürs Thörichte. Darum thuts mehr Noth, den Uebermuth des Vielwissers zu dämpfen, als eine Feuersbrunst.

Der herbere Tod erlangt auch größern Ruhm.

Man kann nicht zweimal in den gleichen Fluß steigen.

Alle Geborne wollen nicht nur etwa Leben, sondern auch

Tod haben, und hinterlassen Kinder, daß denen auch Tod werde.

Ein thörichter Mann begreift nicht mehr von der Stimme des Dämons (Genius, Geist, Leitstern,) in ihm, als ein Kind von der Rede des Mannes.

Selbst den Namen des Rechts würden die Thörichten nicht wissen, wäre nicht Furcht und Strafe.

Die bessere Seele durchzukt oft den Leib, wie ein Blitzstrahl die Wolke.

Ja, bunte Perlen! Perlen voll praktischer Weisheit! Die Einen sind ganz sonnenklar und durchsichtig, Andere, wie delphische Orakelsprüche, dunkel. Versuchet die Lösung selbst.

Junge Männer! Ihr habt Euch nun Euern Beruf und einen Theil Eures Lebens eingerichtet. Ihr laufet nun Eure Bahn. Es ist jedoch Großes und sehr Großes zu besprechen übrig. Das Größeste kommt erst noch nach. Die Aussicht wird immer weiter. Es geht ja immer noch Berg an. Neue Freuden, neuer Schweiß, neue Pflichten!

Ich habe mit Euch schon, da ich von Euerm Vormittag sprach, von dem geschlechtlichen Verhältniß gesprochen, und Warnungen und Winke, und zwar nicht nur wenige, gegeben. Es fragt sich nun, was Euer Bewußtsein Euch jetzt dazu sage, wie Ihr in dieser Beziehung zu Euch selbst stehet? Angenommen, Ihr habet gerechte Anwartschaft auf eine glückliche Ehe, sprechen wir nun väterlich von

der ehelichen Verbindung. Es ist Zeit, denn Ihr seid im Mittag Eures Lebens. Will man sich verehelichen, so sollte man, (so denke ich es mir,) doch nicht bis zum Abend warten. Denn, Alles hat seine rechte und seine unrechte Zeit, und „zu früh und zu spät ein Ding nie recht geräth.“ Es wird jedoch schon die Frage, ob man sich verehelichen soll? verschieden, mit Ja und Nein beantwortet. Es versteht sich aber augenblicklich von selbst, daß die Zahl der Verneinenden zu der der Bejahenden sich nur wie zwei oder drei zu hundert verhält. Der Schöpfer hat dafür gesorgt, daß nur sehr Wenige verneinen können oder wollen. Er selbst hat die Ehe möglich gemacht, selbst sie durch die Natur gesiftet, selbst sie anbefohlen, und für die, welche dem Bibelworte glauben, für die Ehe erst noch einen besondern Segen angeordnet. Doch nimmt es sich sonderbar aus, wenn ein Unverehelichter Andern die Verehelichung anempfiehlt, in welchem unnatürlichen Falle die katholische Geistlichkeit ist, wenn sie von Gottes Anordnung und Willen hierin spricht. Sie kann aber nicht gern davon sprechen. Schon ein scherzhafter Grieche alter Zeit erwiederte einem Unverheiratheten, der ihm die Verheirathung warm anempföhlen: Nun! so gib mir Eine von deinen Töchtern! Ein Anderer äußerte Einem, der ihn fragte, was er meine, ob er sich verheirathen solle oder nicht: Thue, was du willst, so wird es dich gereuen! Es ist in dieser Antwort um leicht aufzufindender Gründe

willen, viel Wahres. Ein Sprüchwort sagt: Ein lediger Leib ist Goldes werth. Auch goldene Ketten binden, sagt man. Der Verehlichte entbehrt allerdings mancher Freiheit, und kann und darf nicht mehr zügellos leben, aber der Unverehlichte muß wahrer Frauenliebe, der Liebe einer eignen Kinderwelt entbehren und ist ebenfalls nicht frei. Ihn drückt erst noch, besonders wenn er älter geworden, ein stetes Gefühl der Unbehaglichkeit, der Verlassenheit, der Isolirtheit mitten in der Welt. Er ist eine Art Robinson. Im Alter reuet es ihn, daß er sich auf eine Insel verschlagen ließ, nur läßt ers nicht an sich kommen, und vergeblich beruft er sich darauf, daß auch berühmte Männer: Philosophen und Kaiser (Kant und Joseph) unverehlicht geblieben. Liebe und Sorgfalt für sein Haus kann er sich keine kaufen, Haushälterinnen und Schwestern sind keine Gattinnen, und sterbend kann er Niemandem seinen Segen hinterlassen. Gibts ein heiligeres Schauspiel als der Abschied eines sterbenden Vaters von seinen Kindern? Sogenannte Knabenhaushaltungen taugen nichts. Neufersifelten, beinahe nie, wird von einem Manne gesagt, er sollte nicht heirathen, das Gegentheil aber wird von Neunundneunzig gegen Einen gesagt. Im Gespräche über Söhne und Töchter wird immer gefragt, ob sie noch nicht verheirathet seien? Man hält das Heirathen und nicht das Gegentheil für Ordnung und Natur. Das ist es eben! Mag jener Grieche recht oder nicht recht haben, mag uns

das Heirathen oder Nichtheirathen gereuen — nur Ersteres ist Natur, die Natur aber ist Gottes Ordnung. Alle Völker haben in der Ehe etwas Gutes gesehen; überall sind Verlobungsfeste fröhliche Feste, und die Hochzeitstage galten in aller Welt, von Adam an, für die herrlichsten, glänzendesten, für Blumen im Lebensgarten, für helle Sternensonne, die auf immer durch die Erinnerung ins dunkle Leben herunterleuchten. Kann man, so feiert man ja den ersten Hochzeittag nach fünf und zwanzig Jahren in einer „silbernen,“ nach fünfzig Jahren in einer „goldnen Hochzeit.“ Doch ist der erste Hochzeittag der goldene, der Zweite aber nur Silber, der Dritte ist nur noch unedles Metall, wenn wir aufs Sinnliche sehen. Der Erste wirkt wie die Hoffnung, der Zweite wie die Gegenwart, wie Sein und Haben, der Dritte wie die Erinnerung. Der Dritte kennt keine irdische Sorge mehr, und steht am Grabe. Er löst sich in Lob und Dank gegen Gott, und dann auch in himmlische Hoffnungen auf. Darum kann er unter den Dreien der weiseste und heiligste sein. Der alte Orpheus lehrte die wilden Thracier die Ehe, Rom zerfiel als es die Ehe zu verachten anfing, alle Religionsstifter erklärten die Ehe für heilig, alle weisere Gesetzgeber ließen den sonst nur physischen und ökonomischen oder nur bürgerlichen Ehevertrag durch die Religion weihen, und alle Staatsmänner sahen in der Ehe die festeste Grundlage des Staatswohls. Es ist ein schlimmes Zeichen für den Staat

als den Träger der bürgerlichen oder äußerlichen, und für die Kirche als die Trägerin der religiös-sittlichen oder innern Ordnung, wenn sich der Haß gegen die Ehe vergrößert, und sich die Zahl der Hagestolzen vermehrt. Es deutet auf einen am Guten nagenden Krebs. Der Staat besteht durch seine Bürger. Darum haben schon manche Gesetzgeber die Hagestolzen, die nicht für die Fortdauer des Staates sorgen, diese doppelt und dreifach besteuern wollen. Auch Luther, der große Kirchenvater für die Eide unserer Confessionen, foderte die Jünglinge seiner Zeit dringend auf, gegen ihre Neigung zur Ungebundenheit und Sorgenlosigkeit sich zu verehlichen, und herzlich und derb nach seiner Weise, aber mit tiefer Wahrheit, sagt er dem, der eine Junge, Schöne, Reiche, Sanfte, Geschickte und Tugendhafte, aber keine andere, haben wollte: Ja, du N. . ., man wird dir eine malen! Jünglinge! Wer nur eine, in aller Beziehung vollkommene Gattin haben will — ja, der bleibe unverehlicht. Salomon sagt, er habe unter tausend Männern nur Einen gefunden, der seinem Ideal entsprochen, unter tausend Frauen gar keine. Er kann jedoch auch keinen Mann gefunden haben, der vollkommen gewesen wäre. War er doch selbst, als er Solches schrieb, sehr unvollkommen, viel unvollkommener, als er in seinen jüngern Jahren gewesen! Jüngling und Jungfrau, Mann und Frau, ja, der Greis und die Greisin sind noch unvollkommen, und Vollkommenes kann auch an und

in der Menschheit auf Erden nicht gefunden werden. Die Unvollkommenheit gehört zur Ehe, wie zur Menschheit und zur Erde. Vollkommenes kann sich nicht mit einem Unvollkommenen verbinden. Es gesellt sich zur Ehe nur Gleiches. Darum lassen wir das lächerliche Wort aus der Oper: Mann und Weib und Weib und Mann, gränzen an die Gottheit an, ungesungen!

Wir rathen also dem Jünglinge, der nur ein vollkommenes weibliches Wesen ehelich mit sich verbinden möchte, an, zuvörderst sich selbst vollkommen zu machen, und dem jungen Manne, der einen Engel suchen will, sich die Mühe nicht verdriesen zu lassen, sein ganzes Leben im vergeblichen Suchen zu verschwärmen, Allen hingegen, sich zu verehlichen, im Ehestand nichts Unmögliches zu wollen, sich in die Welt und alle deren Verhältnisse zu fügen, und — sich die Ehe zu einer Tugendsschule machen zu wollen. Aber eben wollen Manche nicht mehr in die Schule gehen. Mann und Frau, Gatte und Gattin können einander verstittlichen und — entstittlichen, können, werden, wenn sie sind, wie sie sein können, mit einander zufrieden leben, und viel Glück mit einander haben. Der Himmel hingegen schwebt noch für Beide, schwebt für jede Ehe noch viel zu hoch, und die Sterne kann Niemand, wäre er in seiner Vollkommenheit riesengroß, herunterlangen. Doch, dem sei wie ihm wolle, den Meisten kömmt einmal die Stunde, in der sie sich geneigt fühlen, ihren Stand

zu verändern, oder, wie sich unsre Voreltern ausdrückten, in die heilige Ehe zu treten. Ich weiß aber nicht, ob die Wahl eines Berufes oder einer Ehegattin entscheidender fürs Lebensglük und die Sittlichkeit sei. Gewöhnlich sieht man nur aufs Erstere, und denkt, mit dem Zweiten gebe es sich von selbst, und doch gibt es sich wahrhaftig nicht von selbst, oft noch weniger als mit dem Lebensglük, denn die Sittlichkeit ist zarter, freier, verderbbarer. Man sagt: Drei Tage seien für den Menschen entscheidend: Erstens sein Geburtstag. Nun ja! das versteht sich von selbst. Durch diesen wird er ein ganzer Mensch, und betritt er seine ewige Laufbahn. Alles hängt für ihn an eben diesem Tage. Wie furchtbar wichtig war das Wort des sonst so milden Jesus über Judas, den Mann der Sünde und des Todes: „Es wäre besser, er wäre nie geboren worden.“ O, daß dieses Wort sonst auf keinen andern Erdgeborenen paßte! Solche sollten ihren Geburtstag nie, oder nur mit Todesangst feiern. Der zweite Tag ist der Confirmationstag. Dieser kann wirklich auch viel entscheiden, aber das spätere Leben, das Leben, in welchem das Gelübde gehalten werden soll, ist lang, und ändert oft an ihm unerwartet und unbegreiflich viel. Mancher taugt noch während der Confirmationszeit und noch geraume Zeit nachher nichts oder nur sehr wenig, aber das Leben mit seinem hohen Ernste und seiner Güte corrigirte ihn, und er wurde noch ein wackerer edler Mann. Wie Viele hin-

gegen sind nur in der Confirmationszeit gut und ernst, nur am Confirmationstage im Gelübde heilig, nur beim ersten Abendmahle wahrhaft christlich. Dann verlöscht das Licht in ihrem Herzen wieder, das Wort verhallt, die Kraft erliegt, die Tugend schwindet, und das Gelübde löst sich bis in seine letzten bindenden Fäden auf. O, dieser zweite Tag wirkt auf sehr Viele nicht entscheidend, selbst wenn das Gelübde in einen Eid (was nie geschehen sollte) verwandelt worden wäre. Knaben und Töchter sollen nicht Eide schwören! Der dritte entscheidende Tag ist der Sterbetag, weil dieser den Menschen der Erde und allen deren Verhältnissen in einem Nu entreißt, ihn aus der Zeit in die Ewigkeit und plötzlich in ganz andere Verhältnisse versetzt, und sich eben so schnell die neue Welt in ihm und um ihn nach der alten vergangenen, oder nach der gestaltet, wie er die erste Zeit und Welt seines Lebens sich gestaltet hat. Ja, sie schließt sich ihm im Himmel auf oder zu. Dieser Entscheid liegt jedoch, so wenig als sein Geburtstag, in seiner Hand. Da entscheidet ein Anderer, Höherer, und ein ganz freier Geist! Aber die Benutzung der Confirmation, des Berufes Wahl, und die Wahl des Ehegatten sind ihm zum Theil freigelassen und gegeben. Ein Theil des Entscheides für irgend einen Beruf liegt, wie wir gesehen und wissen, schon in seiner Geburt und den durch deren Zeit und Ort abhängigen Verhältnissen, und in der von Gott ihm ver-

lieben Organisation seines körperlichen und intelligibeln Wesens. Auch die Berufe können glücklich und unglücklich, gut oder böse machen; auch sie haben, wie das Leben, ihre glatten Flächen zum sichern und freudigen Fortsegeln, und — ihre Sandbänke und drohenden zackigen Klippen.

So ist es auch mit der Wahl eines Ehegatten, so mit dem Tage der Verlobung und Verehelichung, und entscheidend kann auch dieser wirken. In Vielen entscheidet er gar über beides: über Glück und Sittlichkeit. Man sagt: wenn noch irgendwo der Himmel auf Erden zu finden sei, so sei er in einer glücklichen Ehe zu finden — wenn noch eine Hölle, so müsse sie in einer unglücklichen Ehe zu finden sein. Nicht Ein Verehelichter kann sich allem Einfluß seiner Gattin entziehen, denn, Keiner ist hienieden ganz selbstständig. Wäre ers, er pafte nicht einmal für die Ehe. Sind aber die Gefahren (des Berufes und) der Ehe stärker als der Mann, so geht er unter, und Millionen verweinten in der Ehe ein unglückliches Leben. Die That ist kurz, die Reue lang. Darum, junge Männer! merket auf das, was ich sage:

Man gibt eine Menge Vorsichtigkeits- und Klugheitsregeln für die Auswahl einer Gattin an, vergißt jedoch zuvörderst an den Wählenden zu denken. Ein Ehegatte ist nicht wie eine Sache, oder auch nur wie ein Beruf, ein an sich todtcs Ding, dem wir erst Leben einhauchen

müssen, das sich durch uns allenfalls neu bilden und umgestalten könne, sondern selbst auch ein lebendiges Wesen mit Willenskraft, die sich in ihm nach seinem Denken und Fühlen einrichtet. Er ist ein Mensch wie wir. Darum handelt es sich gar nicht nur um die Frage, ob die Jungfrau den Jüngling, sondern auch, ob der Jüngling der Jungfrau gefalle, und ob beider Sinn und Trachten, beider Denken und Fühlen, Alter und Verhältniß zu einander passen. Entscheiden aber die Eltern, wie es an Höfen, in Fürsten- und andern vornehmen Familien der Fall ist, in welchen oft Kinder schon in der Wiege für einander bestimmt, mit einander verlobt werden, Verlobungen entzweite Familien wieder miteinander versöhnen, Länder aneinander gebunden, und Völker erobert werden sollen, ja, dann gestaltet sich Alles freilich ganz anders. Aber im gewöhnlichen bürgerlichen Leben wird, wenigstens dem Jüngling, dem Sohne, freie Wahl gelassen, hingegen für die Tochter noch oft genug nur durch die Eltern entschieden. Alsdann müssen doch die Eltern am Bewerber um irgend eines Grundes willen, irgend ein Wohlgefallen haben.

Recht artig singt der Lieblingsdichter Castelli vom Wohlgefallen an der Jungfrau. Er sagt uns in der Schilderung der Jungfrauen, welche wir nehmen sollen und welche nicht. Man kann aber nicht geradezu so nehmen, wie beim Raub der Sabinerinnen. Die raubenden römischen Jünglinge hatten auch nicht einmal mehr als einen Augenblick

Zeit, die Jungfrauen zu beschauen und deren Vorzüge abzuwägen. Denn als der Sturm über die Mädchen kam, werden sie erst noch gleich aufgeschreckten Rehen gestoben sein. Darum mußten sich die Römer einzig durch das Neufere leiten und verleiten lassen, und die Langsamsten mußten nehmen, was übrig geblieben war. Vielleicht sind diese noch gar nicht am übelsten gefahren, denn der Schein trägt etwa einmal zum größten Vortheil. Damit fragt es sich auch und zwar zuerst: Wen kannst du bekommen? Es geht darin oft sehr sonderbar. Der Schönste, Reichste, Vornehmste kann, gegen alle seine Erwartung, zurückgesetzt werden. Das Sprüchwort sagt: Wer das Glück habe, führe die Braut heim. So sollte denn nur das Glück, der sogenannte Zufall, über ein so wichtiges Verhältniß entscheiden? Da ist das Sprüchwort, daß die Ehen im Himmel, dessen Beschlüsse wir nicht sehen, geschlossen werden, viel besser.

Jüngling! Wenn du nur einigermaßen ein Recht auszuwählen haben sollst, so mußt du irgend einen Vorzug an dir haben. Du mußt viel Talent, Geist, Kenntnisse, Geschicklichkeit, oder große sichere Moralität, oder ein sicheres Vermögen u. s. w. haben. Auf nichts will man nichts stellen. Der trefflichste Habenichts kann bisweilen nicht vortheilhaft auswählen, der reichste Taugenichts sich aufs Beneidenswerthe verelichen. Oft entscheidet Schönheit, doch beim Mann selten, denn, der größere Theil selbst

der schönsten Jungfrauen weiß wohl und glaubt's, daß man von der Schönheit nicht gegessen habe. Oft zieht die vornehmere Verwandtschaft vor. Nicht seltener entscheiden Gesundheit, Jugend und Berufsart. Wer im Besitze aller oder wenigstens mehrerer Vorzüge wäre, hätte gut wählen; wer Aller ermangelte, an Allem ein Bettler wäre, müßte eben wie der langsamste Römer thun, und sich mit der Erhaschten zufrieden geben. Viele begehrten die junge schöne Königin Viktoria in England, aber die vergebliche Hoffnung machte sie nur wahnsinnig, statt glücklich. Schlichte Bürger dürfen ihre Augen nicht zu Viktorien erheben, und gemeine Unterthanen erobern keine Königinnen. Im alten Indien mußte Jeder in seiner Kaste, wie seinen Beruf, so seine Gattin wählen, und in Aegypten war der ausgepfiffene Stand der Schweinehirten auch in der Wahl einer Gemahlin in sich eingesperrt. Der Zigeuner muß eine Zigeunerin ehlichen. Wer sonst wollte ihm seine Tochter geben? Und der Bettler wird die, die er wie einen Groschen zufällig auf der Straße findet, nehmen müssen. Könige hingegen und Fürsten ehlichen Königinnen, Fürstinnen, und wenn Bettler mit ihren Dulcineen nur leere Bettelsäcke, so erobern Könige mit den Ihrigen Länder und Völker. Die Meisten müssen demzufolge wirklich ganz indisch in ihrer Kaste heirathen. Die Kaste gehört zur Geburt in der Zeit und im Ort, die Geburt aber steht in den Sternen, und die Magier könnten desnachen, wie den

Tag der Geburt und des Todes nebst dem Schicksal, so auch die Braut und unsre Ehe oben in den Sternen lesen. Werden die Ehen so nicht wirklich im Himmel geschlossen? Sie sind Sachen des Schicksals. Eine Jungfrau, die wir nie finden, immer suchen, machte uns ja nur zu Don Quixoten. Sie zu finden bedürften wir eben der Führung der Schicksals- oder Himmelsmächte.

Der Maasstab, nach welchem Jünglinge die Jungfrauen werthen, ist ungemein verschieden. Die Jüngern sehen meist auf Schönheit und Jugend, die Aeltern weit mehr auf Vermögen und anderartige Verhältnisse. Man spricht aber auch von einer Menge Frauentugenden, und meint phantastisch, alle seien gleichermaßen zum Glück der Ehe unentbehrlich. Sie heißen: Sittsamkeit, häuslicher Sinn, Verstand, Sanftmuth, ehrenwerthe Verwandtschaft, körperliche Schönheit und Reichthum. Diese wären die heilige Zahl Sieben. Wie oft jedoch werden nicht alle sieben beisammen sein, wie schön die Phantasie und die Hoffnung des Suchenden sie in einen zierlichen Blumenkranz verbinden kann! Die heilige Zahl kann bis auf vier und drei und zwei heruntersinken. Es gibt aber noch mehr als die genannten Sieben. Jugend und Geschicklichkeiten oder irgend eine Tauglichkeit für den Beruf, den wir treiben, fürs Verhältniß, in dem wir sind, sind ebenfalls, je nach unsern Umständen, für uns Tugenden oder Vorzüge. Manches vortreffliche Stadtfräulein paßte nicht für einen

Landwirth, und die Vornehmerzogene nicht für den Handwerker. Eine kräftige Jungfrau trat mit ihrem Bräutigam, der Schmid war, sogleich vor die Esse und den Ambos, und hämmerte mit ihm von Stund an trotz einem Schmiedegesellen ihr Lebenlang. Vortrefflich ging eine Andere in den kaufmännischen Beruf ihres Gatten ein, und nahm die ganze Correspondenz auf sich, und wieder eine Andere besorgte eine große Landwirthschaft mit dem besten Geling, wenn hingegen Andern der Beruf des Mannes gleichgültig ist, ganz fremd bleibt, oder wohl gar widrig und unausstehlich ist und wird. Wessen Beruf nicht sehr hoch steht, muß darauf Rücksicht nehmen. Keine Frau kann für ihren Professor den Katheder besteigen, Keine auf der Kanzel für ihren Pfarrer predigen, Keine im Rath und Gericht statt ihres Gatten sitzen, aber manchem Künstler, Arzte, Kaufmann, Handwerker und Landmann kann sie gute Dienste im Berufe leisten. Es will Alles erwo-gen sein!

Es kommt auch das Intelligible und Gemüthliche in Anschlag. Es sind bei gleicher Zahl der Vorzüge nicht Alle für Alle, und mancher Mangel der Geliebten hat für diesen oder jenen Bräutigam beinahe gar keine Bedeutung. Die Ungeduldige ist zwar nicht für den Ungeduldigen, und die Eigensinnige nicht für den Eigensinnigen; denn, zwei harte Steine malen selten reine; dennoch ist eine Ungeduldige für gewisse Männer sehr passend, und die Eigen-

sinnige, wenn sie überwiegenden Verstand hat, für viele Haushaltungen ungemein nützlich. Zwei Schönheiten, zwei Reichthümer, zwei Sittsamkeiten u. s. w. reimen sich gut, niemals jedoch oder nur sehr selten, zwei gleiche Mängel. Wenn ein Blinder den Andern leitet, fallen Beide in die Grube, und wenn Jedes dem Andern gerade die Fehler, die es selbst an sich hat, vorwerfen kann, gehts nur um so schlimmer. Darum wähle ja keine, die keine Fehler an sich hat, es sei denn, du findest keine Andere. Hier soll das Sprichwort „gleich und gleich gesellt sich gern“ mit Vernunft angewendet werden. Ungleiches reimt sich oft besser. Es liegt in der Natur der Sache, daß der Mann, weil er sich selbst nicht genügen kann, und darum noch Etwas außer sich sucht, gerade das, was ihm mangelt, in seiner Gefährtin sucht und finden will. Er kann seine Ergänzung suchen. Plato stellte den geistreichen Mythos auf, daß der Urmensch ein Doppelmensch gewesen, seine Ergänzung an sich selbst gehabt, und also nichts außer sich haben suchen müssen, dann aber sich in Mann und Weib getheilt habe; daß seitdem der Mann das Weib aufsuche und das Weib sich finden lasse, und im Grunde, in der Verbindung Jedes sich ergänze. Wirklich läßt sich ein solches Suchen, ein gewaltiges, tiefnatürliches Verlangen, ein wunderbares dunkles Sehnen nach dem ihm mangelnden Gegensatze nicht läugnen. Es ruft auch in der That dem Begriffe von der großen geschlechtlichen Wahlverwandtschaft, die durch die

ganze belebte Natur hindurch geht. Eben darum gefällt dem Einen Jüngling Ein Mädchen über alle Maassen, ein Anderer hingegen würde eben dieses Mädchen nie lieben können. Er fühlt sich von ihm nicht angezogen, fühlt sich abgestossen. Es ist nicht seine Ergänzung. Daher heisst es: Schau sie mit meinen Augen an, so wird sie auch dir gefallen. Mädchen und Jünglinge, die Allen gefallen, sind demzufolge wahre Phönixe. Einzelne missfallen Allen. Auch diese sind Phönixe. Darum kann noch jeder Jüngling und Mann eine Gefährtin, jedoch, weil nur die Männer suchen, nicht jedes Mädchen einen Gefährten finden, denn, Mädchen, die sich finden machen, gefallen nur Thoren oder Sündern. Die Erfahrung sagt, daß sich die Kraft der Milde, die Milde der Kraft, jedes sich seinem completirenden Gegenseize zuneige. Es geschieht oft beiderseits ohne irgend ein klares Selbstbewußtsein. Hierin liegt das Geheimnißvolle, das wahrhaft Mystische, das natürliche Sakrament der Ehe. Mit klarem Selbstbewußtsein hingegen sucht ein Armer eine Reiche, der Städter ein Landmädchen, der Herr seine gute Haushälterin, der Sittenslose eine Strengsittliche, und der Stolze, Harte, Zornige eine Bescheidene, Weiche und Sanfte. Der kyrenaische Philosoph Aristipp, der sich gar gerne an Höfen, bei den Reichen und an deren Tafeln aufhielt, antwortete auf die Frage, warum die Philosophen immer die Reichen, die Reichen hingegen nie die Philosophen aufsuchen: weil die

Philosophen einsehen, was ihnen mangelt, die Reichen hingegen nicht. Interessant, aber auf dem gleichen Standpunkte, ist die Thatsache, daß manche Jungfrauen ältere Männer allen jüngern vorziehen. Wenn jedoch eine reiche Jungfrau einen dürftigen Bräutigam nur wegen seiner Dürftigkeit vorzieht, so wird sie gewiß von werthlosen Ansichten misleitet.

Noch haben wir Etwas vergessen. Wir holen es, aber nicht nur der Vollständigkeit, sondern wegen seiner Wahrheit und Wichtigkeit nach. Eine zierliche Frauentugend ist auch die Religiosität oder Frömmigkeit. Trachte nach dieser! Manche Bewerber schauen darauf zu ihrem endlosen Nachtheile gar nicht; Andere hingegen fodern von ihrer Braut sogar ein enges und engherziges Christenthum. Thue was du willst. Es gibt Jungfrauen für alle wahre und alle falsche Bedürfnisse und Meinungen. Wähle nur keine Zereligöse, Glaubensleere, keine, die die theologischen Sänkereien kennt, keine Nationalistin noch Mystikerin. Eine einfache, glaubende, thätige christliche Frömmigkeit reicht für sie (so wie für die meisten Männer,) vollkommen aus. Die Theologisirende würde mit dir zanken, die Mystikerin dich vielleicht verurtheilen, und die Nationalistin die Kinde r dem gefühlsleeren Geschwätze zuführen. Systeme sind nicht für Frauen. Sind sie sogar nur für einzelne Männer! Die Natur selbst hat uns alle ihre Systeme hinter Miegel und Schlösser gelegt, und wir Männer

selbst können sie mit Eisen und Feuer und allen unsern Spekulationen nicht öffnen. Des Weibes System ist die Natur, die es selbst ist, und dieses sein System ist sein Bestes und Wahrestes. Sein System ist ein tiefes Gefühl fürs Religiöse und Sittliche, ein Takt fürs Leben, wie ihn der Mann, der Begriffe sucht, nicht hat noch haben soll. O, ein Weib ohne Religiosität, eine Frau ohne Gottesfurcht im Herzen, eine Hausmutter ohne thätige freundliche Frömmigkeit... Jüngling! o diese nimm nicht, auch wenn sie dich wie Madame Potiphar am Kofe ergriffe. Usteris Muttertreu zeigt dir in einem lieblichen Bilde, welche du wählen, welche nicht wählen sollst. Es weist dich nicht auf die, welche üppig und frech nach dir schaut, sondern auf die, welche mit einem jungen Mädchen fein freundlich, demüthig und fromm in die Kirche geht. Diese ist eine brave Hausfrau, eine lehrende Mutter, eine Mitleiderin in der Krankheit geworden. Das Sein und Ergehen der Andern können wir errathen. Bist du selbst religiös und christlichen Glaubens, so wirst du gewiß nicht das Gegentheil von dir hierin wählen.

Manche fodern etwelche Gelehrtheit, wenigstens Belesenheit, Künste der Stimme, der Hand, des Fußes, der Zeichnung, des Klaviers und des Tanzes Kunst. Gelehrsamkeit ist für die Frauenzimmer nichts als ein Luxusartikel und Flitterstaat. Hierzu ist es nicht geeignet und darum nicht bestimmt. Seine Natur ist anders, und seine

Bestimmung ist das häusliche Leben. Es soll nur eine achtungswerthe und liebe Gattin, eine vortreffliche Mutter und Erzieherin, eine angenehme Gesellschafterin und eine geschickte Haushälterin sein. Gelehrte Frauen vernachlässigen gewöhnlich den Gatten, die Kinder, das Hauswesen, und können im Wissen dem Manne doch nicht Schritt halten. Sie halten sich meist nur ans Wort der Bücher, und beinahe all ihr Sinn geht nur aufs Einzelne und auf den Glauben an Dieses. Das Wissen aber geht auf's Allgemeine. Es gibt und soll nur wenige Frau von Stael, von Genlis, Hanke und Karoline Pichler geben. Allenfalls mag der reiche Jüngling eine gelehrte Braut suchen. Angenehm und schätzenswerth jedoch ist etwelche Belesenheit. Das Lesen edler Schriften ist ja ein treffliches Bildungsmittel, und die Bildung als Frucht des Lesens eine herrliche Würze am Tische und im täglichen Umgange. Manche Jungfrau macht gar nette Gedichte. Ehre diese Kunst und freue dich ihrer. Sie kann dein Hauswesen an Familienfesten erheitern, verklären. Der Frauen Dichtkunst ist lauter Gemüth. Kaum entbehrlich ist der Frauen- gesang. Gatte und Gattin müssen miteinander singen können. Der Gesang vereint nicht nur ihre Töne, sondern auch ihre Seelen. Die Kinder hören gar gerne Vater und Mutter miteinander singen. Sie kommen ihnen dann als Engverbundene, ja als Eins vor. Eine kunstreiche Hand hat nicht minder großen Werth. Die Zeichnung bildet Aug'

und Sinn, und macht sich oft sehr nützlich. Ein schönes Klavierspiel entzückt an der Braut, und entzückt noch an der Frau, wenn nur durch dasselbe keine Vernachlässigung des Hauswesens entsteht. Meist verstummt es im Laufe der Zeit von selbst, wenn die sogenannten Kammeramseln vielmehr stimmig zu singen anfangen, und die kleinern und größern Kindlein von Vormittag frühe bis Abends spät an Leib und Seele besorgt werden müssen. Manche Mutter spielt nach zehen Jahren kaum noch Einen Ton. Die Tanzkunst ist, auf's allerwenigste gesagt, keine der ersten Künste, ob schon das Wohlgefallen an ihr den Herodes zu einem unsinnigen Schwur und zum Verbrechen verleitet hat. Sein Sinn dafür sei nicht unser Maassstab. Die beste Tänzerin zu sein mag für eine Jungfrau ein Ruhm sein, für eine Gattin, Hausfrau und Mutter ist es keiner mehr. Der Vernünftige wählt, wie Plato sagt, was Stand hält, was bleibenden Werth hat. Immer zwar mag das Schöne mit dem Nützlichen verbunden werden, wie die Alten lehrten, aber was nichts als schön ist, muß im Hauswesen zurückgesetzt sein. Man fodert von der gebildeten Jungfrau nicht selten auch die Kunst französisch sprechen zu können. Auch dieses Können ist gut. Alles Können ist besser als Nichtkönnen, wie das Wissen besser als das Nichtwissen ist. Fertigkeit in fremden Sprachen kann in den vornehmern Ständen sehr wünschenswerth, eine Zierde, ja sogar eine Nothwendigkeit sein, in den nichtvornehmen ist sie es

nicht. Wie viel und sehr viel ist bei der Wahl einer Gattin zu erwägen!

Man sagt, man kenne nur dasjenige weibliche Wesen, mit welchem man ein Viertel Salz gegessen, dem zufolge sehr langen Umgang gehabt habe, den wenigsten Wählern jedoch ist zur Wahl so viele Zeit gegeben. Nicht selten taugt eine so lange Bedenkzeit viel minder als eine kurze. Die lange Zeit läßt oft zu viele Fehler entdecken, wekt den berechnenden Verstand und erkältet so, daß oft sogar nach etlichen Jahren der Bekanntschaft das Band erst noch zerissen wird. In manche Jünglinge fällt die Liebe wie ein Blitz hinein. Dann entstehen Romane, Liebesromane, wie sie in tausend Büchern zu lesen sind, im Leben selbst jedoch auch in größter Menge vorkommen. Die Liebe der Jünglinge hat meist etwas Romanhaftes an sich. Nöthig zur Liebe ist's nicht; es erregt nur. Durch's Romanhafte wird die Liebe zur Poesie, darum, wer in der Zeit der Liebe nicht phantastet, keine Phantasie, und wer alsdann nicht dichtet, keine Poesie in sich hat. Die Griechen stellten die plötzlich entstehende Liebe als einen Gottespfeilschuß, einen Blitz in's Herz vom Bogen Amor's dar. Aber in Manchen entsteht die Liebe gar langsam. Es wird gefragt, ob die sympathetische oder die konventionelle Liebe und Berechnung für das Glück der Ehe und der Zukunft der sicherere Grundstein sei? Man kann antworten: was schnell aufschießt, verwehrt schnell wieder. Der Hopfen wird in-

nert weniger Monate fünfzig Fuß hoch, aber ist im Herbst
 schon verwehrt, die Eiche hingegen wächst Jahrhunderte
 lang, und lebt dann tausend Jahre. Allein, eine allmählig
 entstandene sympathetische Liebe, eine Verbindung aus in-
 niger feuriger Neigung sollte denn doch, weil sie natürlich
 ist, eher das Glück der Ehe auf die Dauer bedingen, als
 eine Verbindung, die einzig durch äußere Verhältnisse her-
 beigeführt worden ist. Aber die Erfahrung sagt nun ein-
 mal doch auch, daß unzählige Verbindungen, die beinahe
 ohne Liebe, beinahe ausschließlich durch Konvenienzen ent-
 standen sind, vergnügt und glücklich gerietben. Mit gränzen-
 losen Leichtsinne aber verbinden sich Unzählige, wie Kinder.
 Der erste Blick, das erste Wort entscheidet oder ein Flitter-
 staat, ein netter Fuß u. s. w. Herr! gib mir diese Diene,
 denn sie gefällt meinen Augen, sagte ein augenblicklich
 Verliebtgewordener zum Vater einer Tochter im alten
 Orient. Er gab sie seinen Augen; eben nur diesen! Die
 Ehe war unglücklich. Ein Jüngling in Paris wählte sich
 eine Braut im Theater de la Gayeté, stund aber schon nach
 sechs Wochen mit ihr als Gattin vor Ehegericht. Ein
 Richter sagte ihm: O, junger Herr! warum haben Sie
 sich im Theater eine Gattin ausgewählt! Ja, Jünglinge!
 wenn Ihr auf Tanzplätzen, bei Lustparthien, und nur nach
 Heußerlichkeiten wähltet — ich sünde Euch für nichts gut.
 Wir wissen wohl, daß Frauenzimmer, die an Ballen und
 Lustparthien am hellsten glänzen, als Sterne erster Größe

am lebhaftesten gefeiert und vergöttert werden, und die sogenannten Königinnen des Tages, oft gerade am längsten auf eine für sie passende Verbindung warten müssen. Oft werden die allerangenehmsten Flittergesellschaftserinnen für's Haus am allerwenigsten gesucht. An Bällen gilt nur der Tanz, der Puz und das witzige Gerede, im Hause das Arbeiten und Beten, das Sittsame und Bleibende, das Nützliche und Wahrhaftschöne. Der vernünftige Jüngling will nicht nur eine kurzweilige Gesellschafterin, sondern eine treue und edle Gehülfin für seine Lebenszwecke. Und er thut wohl daran, daß er solches will.

Mancher kann sehr leicht unverehelicht bleiben, ein Anderer nur sehr schwer, ein dritter gar nicht. Leicht hätte Gener, der von Paris abreiste und in sein Tagebuch einschrieb: „NB. meine Braut nicht zu vergessen, wenn ich durch Nevers reise,“ unverehelicht bleiben können. Ein geschätzter Geistlicher gab Traureden, die sehr wohl gefielen, heraus; dennoch äußerte er in seinem fünfzigsten Jahre auf die Frage, warum er sich selbst denn nie verhehlicht habe, er habe es so recht eigentlich vergessen. Nur im vierzigsten Jahre sei ihm Einmah der Sinn an's Heirathen gekommen, er habe jedoch gerade damals zu viele Geschäfte gehabt. Einzelne verhehlichen sich sogar drei-, vier- bis fünf-male, wenn nicht mit immer steigender Hoffnung, besseres und das Allerbeste zu gewinnen, so doch Verlorenes zu ersetzen, es, wenn auch in anderer Form, wieder zu haben.

Zwanzig Jahre alt ist man noch Kind oder Knabe, für die große entscheidende Verbindung noch zu körperlich und zu gedankenleer, nach dreißig Jahren fängt man zu viel zu überlegen an; wie viel mehr wird das nach dem Jahr Vierzig geschehen? Ueberbedenklich begehren die, welche schon im Nachmittage ihres Lebens sind, weil sie die Bedürfnisse des Tages schon kennen gelernt haben, vom Gegenstand ihrer Wahl siebenmal sieben Tugenden, ohne nur sieben finden zu können.

Wahr und unwahr ist das Wort: Ein guter Mensch heirathe früh, ein Kluger niemals. O, sei lieber gut als klug! Die Erfahrung sagt aber täglich durch tausend Beispiele, daß sich sittliche Güte und Klugheit vollkommen miteinander verbinden lassen. Nur ungegründetes Mißtrauen gegen das weibliche Geschlecht erklärt die eheliche Verbindung für Unflugheit, und nur das Bewußtsein eigner Zügellosigkeit kann in den Rath eines gepriesenen, aber leichtsinnigen Fürsten, erst wenn man die Jugend verbraust habe, oder spät zu heirathen, einstimmen.

Man muß jung heirathen. Jung ist der Mann bis zum Jahr fünfunddreißig, und dallenfalls noch einige Jahre dazu, wenn man nicht von Natur alt ist, nicht von der Wiege an etwas Greisenartiges an sich hat. Einzelne waren nie jung, wie Einzelne nie alt werden. Letztere verehelichen sich noch im sechszigsten oder gar achtzigsten Jahre, wie P. Dneil, der alte Soldat. Wer unter dreißig steht, steht

noch alles baar menschlich, naturkundlich, ästhetisch, poetisch an. Darum ehelicht er besser. Nach Vierzig macht man große ökonomische Augen, mit dem Achtzigsten sieht man nur noch auf sich selbst. Bisweilen verlieben sich Sechsziger und Siebenziger noch sterblich in Mädchen von zwanzig Jahren. Die Ehe kann glücklich sein. Wird sie es sein? Ja, möglich ist's wohl, aber wahrscheinlich nicht. Solche naturgeschichtliche Klüfte soll man meiden. Wird der Achtziger noch Kinder wiegen wollen, oder sollen seine Kinder ihn bald im Sarge schaukeln? Aber, nur zwanzig und einige Jahre alt eine Jungfrau oder Wittve von sechszig Jahren ehelichen, ist eine unvergebbare Sünde wider die Natur. Selbst unsere heilige Schrift will, daß der Mann sich einer Gattin erfreuen könne und sich freue, und in diesem Sinne hat Moses jeden sich Verheirathenden ein Jahr lang frei vom Kriegsdienste oder dem Feldzug gelassen. Unsere Voreltern (leset nur das Niebelungenlied und Tegners Fritjofs-Sage) haben auch hierin die wahre Natur erkannt, und mit reinem und ehelichem Sinne die Freuden der ehelichen ersten Liebe besungen.

Sich ehelich zu verbinden ist die blühendeste Zeit die nach fünfundzwanzig bis zu dreiunddreißig Jahren. Eheliche in dieser Zeit! Eheliche, wenn du ein Hauswesen anordnen und Frau und Kinder standesmäßig ernähren kannst, und die Aussicht hast, letztere selbst noch erziehen und versorgen zu können.

Du magst jedoch dich noch so lange bedenken, noch so sorgfältig in deiner Wahl sein, zu rechter oder unrechter Zeit dich verehelichen, dein Eintritt in die Ehe ist eine Einlage in eine Lotterie. Kein Ehegatte kennt sich selbst genug, Keiner den Andern, noch das schon gegebene und erst noch in Freud und Leid sich entwickelnde und ausbildende Verhältniß. Zwar wirst du nicht gerade das große Loos ziehen (möglich ist auch dieses, aber wahrscheinlich nicht!). Sei dennoch wohlgemuth. Den Treffern stehen nur wenige Nieten gegenüber. Diese Natur- und Schicksalslotterie ist billiger als die gewöhnlichen menschlichen in Amsterdam, in Wien und Frankfurt eingerichtet. Hoffentlich, ja wahrscheinlich wirst du doch wenigstens so viel gewinnen als du einlegst. Lege nur sehr Viel ein. Zwar kannst du doch verlieren, aber auch unendlichviel gewinnen. Bedenke nur, daß diese Lotterie von Gott selbst angeordnet und von ihm garantirt sei. Solltest du einen großen Treffer gewinnen, ja, dann dürftest du lauter jubeln, als wenn du das große Loos in der Amsterdamer Lotterie gewonnen hättest. „Wem der große Wurf gelungen, eines Weibes Mann zu sein, stimme in den Jubel ein!“ Dennoch müßte deine Freude mäßig und besonnen sein, und genug und übergenug dürfte es sein, wenn du dann in der Ehe nach Jahren und Jahrzehenden mit Wahrheit sagen kannst: Ich lebe mit meinem Weibe ganz zufrieden, ich bin glücklich, und — sie mit mir. Unerrathbar viel gehört zu einer

Elisa oder das Weib, wie es sein sollte, mehr noch zu einem Robert oder dem Manne, wie er sein sollte, am meisten aber zum Verhältniß Beider zu einander oder ihrem Ehestand. Ist Alles wie es sein soll, ja, dann ist der Ehestand unseugbar ein heiliger Stand, heiliger als die Kirche selbst, die ihn eingeweiht hat. Sind aber die Elisa und der Robert so wie sie nicht sein sollten, o, dann ist ihr Ehestand, wie die Sünde selbst, unheilig.

Die Bräutigamszeit ist eine potenzierte, freudige, goldene Zeit, die Zeit der Hoffnung, der Blüthe und Phantasie, und der Himmel hängt voll Geigen. Ja, da ist lauter Lust und Liebe! Manche rathen möglichste Verlängerung dieser Zeit an, und lehren wohl gar, daß die Ehe das Grab der Liebe sei. Wäre sie es, wir müßten uns dennoch verhehelichen, weil sie Natur und Gottes Einrichtung, wie der Tod das Grab des Lebens ist, sie ist es aber nicht. In Vielen ist die Liebe während der Bräutigamszeit ein Sturm im Herzen, eine Glut der Phantasie, ein mächtiges Drängen und Treiben. So solls allerdings nicht bleiben. Auf dem Altar der Ehe soll nur ein stilles Flämmchen, das heilige Feuer, genährt vom sanftern Hauch der Liebe, brennen, nicht aber lodern noch flakern. Was immer sein kann, soll sein. Das Flüchtige höre auf. Ein Theil der Liebe geht in Liebe zum Hause und zu den Kindern über, und so verbindet die Liebe Alle. Wer Phantasien liebt, bleibt allerdings gerne lange Bräutigam, aber die

Praktiker und Phantaseleerer kürzen dieses Verhältniß möglichst ab. Ich kann Letztere darum nicht loben.

Der Hochzeitstag nahet sich endlich doch. Sein Schritt ist eilig. Das ist ein Tag — ein noch nie erlebter. Alles ist fröhlich. Lauter Gratulationen! Es regnet goldene Wünsche, und das: „Wandle auf Rosen“ wird mannigfach in Prosa und Poesie, auf Papier und Seide, kommentirt und ausgebeutet. Die Braut trägt einen Blumenkranz, und du darfst ihr ihn abnehmen, doch nicht zerpfücken. Der Bräutigam strahlt, wie David sagt, gleich einer Sonne, und die Braut berdet sich in ihrem Geschmeide. Der Kirchendiener betet über Beiden, hält Beiden ihre großen Pflichten vor, weis sagt neben den Freuden auch Leiden, und einen steten Wechsel von Sonnenschein und widerlichen Stunden. Er hat ganz recht, denn das: Und es geschah also! wird nicht ausbleiben. Er weicht Euch ein und spricht den Segen. Wer wird nicht segnen wollen? Hier gilt aber das Wort des Propheten: Verderbe es nicht; es liegt ein Segen darin!

Ja, wie klopft dem ernstten Jüngling das Herz, wenn er mit seiner Geliebten den Ring der Liebe und Treue wechselt, wenn er, mit der Braut am Arme den Verwandten die Verlobung anzeigt, und wie erst dann, wenn er mit ihr am Altar steht, sich feierlich verpflichten hört, und beim Zusammenfügen der beiden Rechten die drei höchsten Namen ausgesprochen werden! Nie hat er's vorher, wie

ernst er war, so bedacht, nie vorher eine Art Hauseid auf sich genommen. Von Stund' an wird er seine Gattin mit sittlichen Augen betrachten, von ihr ebenfalls mit solchen betrachtet werden, und nun erst darf er seine Braut ganz sein nennen. Ja, dann ist sie sein!

Die Ehe wird in der Kirche geschlossen, denn sie ist heilig. Die Gesetzgeber, die in der Ehe nur einen sinnlichen oder einen ökonomischen, oder einen nur bürgerlichen Vertrag sehen, verstehen meinerwegen das sogenannte Recht, aber die Seele, gerade das Allerheiligste in ihr, verstehen sie nicht. Das Sinnliche, Dekonomische, Civile gehört nur in den Vorhof des Tempels der Ehe. Die Ehe, auf deren Werth das Heil des Hauses und Gemeinwesens steht, entkirchlichen, ist unpsychologisch.

Man singt am Hochzeitstage; man singt auch das alte wohlhergebrachte Liedchen: Es kann ja nicht immer so bleiben... Vielleicht bleibt's nicht ein Jahr so. Ein witziger Kalendermacher sagte: Zuerst wolle man nur eine Braut, dann eine Frau, dann Kinder, dann ein gutes Einkommen, dann die Versorgung der Kinder, dann Kindeskinde, dann — noch einen sorgenfreien und ruhigen Lebensabend. Es kommt jedoch nicht immer so Eins nach dem Andern. Es können z. B. Kinder in Menge kommen, aber das Geld bleibt lange, oder wohl gar auf immer aus, und mit dem sorgenfreien, ruhigen Abend will es gar nichts werden.

Jünglinge! Ich denke Euch mir nun als Männer, Gatten, im Beruf und Hause thätig, denke mir nun Euer Familienleben. Jeder weiß nun, was er soll und was er habe, ob ihm sein Beruf gelinge, und welches da sei die Gefährtin, die er sich ausgewählt, und seine Gefährtin weiß nun ebenfalls, wem sie die Hand und damit ihr ganzes Sein gegeben habe. Ein grober Neim sagt, daß manche Braut am Hochzeitstage einen Engel zu bekommen hoffe, aber schon am folgenden Tag werde sie inne, daß sie einen Bengel bekommen. So fallen auch manchem Bräutigam schon innert der ersten Ehestandstage die Schuppen von den Augen. Gut aber, wenn Ihr nicht inne werdet, was man unter Flitterwochen versteht, wenn Eure Liebe immer warm bleibt, wenn Ihr immer noch gleichviel guten Willen, gegenseitige Gefälligkeit und Zartheit, gleichviel Verstand, Sittlichkeit, Sanftmuth, Arbeitsamkeit, Sparsamkeit, Ordnungsliebe u. s. w. aneinander findet, und Eins noch des Andern Ideal ist. Allen jungen Ehemännern und Eheleuten möchte man zurufen: Richtet Euch nun in einander ein! Habet einander nun auch stets vor Augen und im Herzen! Jedes warte mit Grollen bis das Andere angefangen haben wird! Herrschet nicht, sondern regieret und liebet durchs ganze Haus! Und huldiget mit einander unbedingt — dem Edelsten, das Eure Gedanken denken, Eure Phantasie erschiegen, Euer Gefühl ergreifen kann. Wir müssen nun hier aber

wieder ins Einzelne gehen, und eine Menge Verhältnisse für unsre Vorsätze öffnen.

Du arbeitest nun fleißig und fleißiger, denn, du arbeitest nun nicht mehr bloß für dich, arbeitest nun auch für dein zweites Ich, das du dir aber ja nie als ein Nichtich, für deine zweite Hälfte, die du dir jedoch nach den platonischen Myrthos als mit dir ursprünglich Eins, denken sollst. Du liebest darum in ihm nur dich selbst, und was du also deiner Hausfrau zu lieb thust, zu leide thätest, thust und thätest du dir selbst. Du liebst nun auch deine, dir vorher so unangenehm gewesenen Sorgen. Das ist ein sehr großer äußerer und innerer Proffit für dich. So geht das erste Jahr hin! Es ging durch viel Angenehmes, dennoch aber nicht durch den Himmel. Es mangelte doch an Diesem oder Jenem und hie und da. Entsteht nichts Verdrießliches in der Ehe, so entsteht doch Manches im Hause; macht die Hausfrau ein süßes Gesichtchen, so macht doch etwa der Beruf ein saures, und erwächst in der allerdings nur noch kleinen Familie kein Streit, so kömmt er von außen, so kömmt er durch die Thüren und Fenster herein. Schon im ersten Jahre ist zu wachen, daß sich Niemand, auch keine Better und Frau Wasen sich zwischen Euch drängen. Daß aber auf Unangenehmes jedesmal etwas Angenehmes, und ebenfalls ganz bestimmt auf etwas Angenehmes etwas Unangenehmes, und zwar mit schnellem Schritte folge, wird man schon im aller-

ersten inne. Wenn die Reizbarkeit für deine Gattin dich empfindlicher macht, so macht dich dann dieser Wechsel härter, und das Gleichgewicht ist wieder hergestellt.

Du wirst nun allmählich inne, ob deine Gattin gerne Besuche annehme und mache, oder häuslich sei, den Puz liebe oder die Einfachheit, ob sie das Hauswesen verstehe, oder gerne Alles Angestellten überlasse und überlassen müsse u. s. w. Deine Augen lernen immer besser sehen und unterscheiden. Du hast Hoffnung, bald Vater zu werden. Das greift dir ans Herz, und macht dir einen gar eignen Muth.

Ja, das erste Kindlein erscheint! Nun ist der neue Hausvater auf einmal der Alte, die blühende Jungfrau die Mutter, die Eltern sind die Großeltern geworden, Alle sind um eine ganze Generation vorwärtsgerückt. Der neue Hausvater steht mit seinem Erstgeborenen zum Taufaltar. Da vernimmt er Gebete, die er nie vorher so vernommen; da hört er wieder die schwere Formel, die bei seiner Taufe von ihm eben nur gehört, allein nicht gedacht worden. Nun denkt er sie für sein Kind. Nun muß er sich sein Kind als ein Christenkind denken. So innig und ernst hat er noch kein neues junges Leben, kein Kind angeschaut! O, der Tag der Geburt in Verbindung mit dem Schmerz und der Gefahr der Mutter war ein ganz anderer, als der lustige Hochzeittag, und an die Stelle des Gesangs ist das Ach und O der Gebärerin, das Ge-

schrei des Neugebornen getreten. So hat sich der Jüngling vorher nicht gedacht! Die Gattin aber kömmt ihm erst jetzt recht kösslich vor. Er schaut die Mutter und das Kindlein abwechselnd an. Der junge Hausvater kost mit dem Kindlein, achtet auf jeden Blick, jeden Ton, jeden Wunsch desselben, nimmt jeden Wacsthum, worin nur immer, wahr, zeigt es aller Welt, will aller Welt Lob und Freude am Kinde, und Alles, was in seines Vaters Hause geschah, da er geboren wurde, geschieht nun in seinem Eigenen. Damals hieß es von ihm: was wird aus dem Kindlein werden? nun fragt er es von seinem Eigenen. So änderte sich die Zeit? Nun geht sein Kind wie eine kleine Sonne am Himmel auf, und erleuchtet und erwärmt sein ganzes Haus, er selbst jedoch sieht schon in seines Lebens Mittag.

Neue Kinder, neue Arbeiten, neue Freuden und Leiden, neues Gelingen und Mißlingen; Alles bunt durcheinander! Ist in der Natur anders? Gerade so wie sie, muß auch das in ihr sich spiegelnde Menschenleben sein!

Bald freuen sich die Kinder, deine Kinder, ihres Spielzeuges, der Welt, der Blumen, der Thiere und geliebter Menschen, bald winkt auch ihnen die Schule. Alles geht rasch, wie es bei dir gegangen. Es kann nichts in seinem Laufe gehemmt, ins Nad der Zeit kann nicht eingegriffen werden. Schon tausend Väter und Mütter wünschten, nach dem Sprüchworte: Kleine Kinder, kleine Sorgen u. s. w.,

daß ihre Kinder immer Kinder bleiben möchten, aber sie mußten groß, mußten Hünglinge und Jungfrauen werden und große Sorgen machen.

Schon sitzen Mehrere wie Delzweiglein an deinem runden Tische, und du hast vollauf zu thun, sie alle zu füttern. Vielleicht stehen nach einem Jahrduzend sieben Paar Kinderschuhe, alle der Größe nach verschieden, unter dem Ofen. Du siehst auf deine Kinder alsdann mit einem besondern Wohlgefallen, und oft wandeln dich gar sonderbare Gefühle an, daß du nun auch ein solcher Hausvater geworden, wie es dein Vater vor dreißig Jahren gewesen. Alles Kindliche und Kindische, alle vergangene Zeit taucht nun wie eine selige Erinnerung in dir auf, und mit freudiger Wehmuth stellen sich dir alle häuslichen Feste vor die Augen. Mitten in deinen Sorgen kommen sie dir wie ein verlornes Paradies vor. Ja, verloren ist's für dich, aber deine Kinder sind nun darin und haben es. O, gönne es ihnen! Laß sie jung sein und sich freuen! Du jedoch kannst es in ihnen, in ihrer Freude, in ihrem Paradiese wieder finden! Aber nur bei ihnen sollst du es suchen, kannst du es wieder finden. Christus sagte: Werdet wie die Kinder. Ebrer ist das Himmelreich!

Ja, so gehts, so wird es weiter gehen! Das Familienleben hat angefangen. Nun hört es nie mehr, d. h. erst beim Grabesstein auf. Hast du noch weit bis dahin? Wirst du nicht frühe, in der Kraft deiner Jahre sterben?

Wirst du alle deine Kinder selbst erziehen können, und sogar Großvater werden? Kaum Einer glaubt's, aber Tausende werden es!

Jünglinge! Ich will Euch noch weiter begleiten. Ich will noch mehr Erfahrungen des Greisen, aber in der Form eines Jünglings aussprechen. Predigen will ich nicht. Ich fürchte immer, ich träfe die rechte Form nicht, oder, träfe ich sie, ich unterläge ihr. Mit Jünglingen muß man freier sprechen. Sie sind keine Kinder mehr, und auch, in den Panzer der Verhältnisse eingezwängt, noch nicht unbeweglich, noch nicht unfrei geworden.

Wir haben im Vormittag vom Religiösen und Christlichen gesprochen, seitdem nicht mehr. Ihr werdet Euch dessen erinnern. Seitdem schwiegen wir davon. Warum? Ist's Religiöschristliche etwa nur fürs Kind und den Knaben bis zur Confirmation allfälliges Bedürfniß, später ein völlig überflüssiges? Es scheint, daß Manche sich es wirklich so denken, als ob sie wähen, daß sich dasselbe durch ein legales Verhalten und etwelche geistige Bildung (die oft nicht einmal irgend einen Werth hat) vollkommen entbehrlich machen lasse. Oder, sollte ich selbst wohl gar es vergessen haben, weil ich Euch doch nicht in die Kirche, sondern ins Leben, in die Wanderschaft und den Beruf, ja in die Welt selbst hineingeführt habe? Nein! Ich wartete nur bis auf einen Lebensaugenblick, auf ein Lebensverhältniß, in welchem sich

uns das Religiöschriftliche mit einer praktischen Gewalt aufdringt, von der wir vorher keine Ahnung haben. Wir sind im Familienleben!

Gewöhnliche Jünglinge interessieren sich fürs Religiöse, Christliche und Kirchliche nach ihrer Confirmation nicht mehr viel. Sie glauben, mit ihrer Schule nun auch Alles dieses überstanden zu haben. Ihr Confirmationsunterrichtsbuch schauen sie kaum noch an, und wo ihr geschriebenes Heft ist, wissen sie nicht mehr. Wenigstens ist es ihnen ganz bedeutungslos geworden. Und irreligiös wandern und reisen sie; unchristlich betreiben sie den Beruf, und all ihr Leben ist unkirchlich geworden. Wundersekten lesen sie noch etwas Religiöses — aus und mit Langerweile, und eine Bibel gibts für sie keine. Kaum erhebt sich ihr Gefühl etwa einmal noch zum Gebete, und die Kirche wird höchstens noch um der Neugier, diesen oder jenen berühmten, Zeitbegriffen huldigenden „Kanzelredner“ zu vernehmen, aufgesucht. Das Abendmahl wird, wenn es genossen wird, ohne irgend eine Vorbereitung und ohne irgend einen Nachhall im Gemüthe, genossen. Weihnachten ist zu kalt, Ostern noch zu unlieblich, die schönen Pfingsttage rufen ins Freie, um Gott mit den Vögeln des Himmels zu preisen, im Herbst wird die Weinernte und Jagd aufgesucht. Kanns immer so gehen? Oder solls? Darf man das Sonntags-, das Religions- und Kirchengewand wie ein Kinderkleid, das zu enge und zu kurz

geworden, ausziehen, und in den Schrank, für die lahme Erinnerung aufgespart, aufhängen? Oder, kann man es späterhin, eben etwa im Familienleben, nur wieder herauslangen und — wieder anziehen? Ich dünkte es kaum! Ist denn nichts religiöses Bleibendes, nichts beharrliches Höheres, nichts metaphysisches Ursprüngliches und Ewiges im Menschen durch alle Zeitalter, das sich durch den Morgen, Vormittag, den Nachmittag und Abend wie die Sonne bis zur Nacht hindurch zieht, und Eins und Alles hell und warm macht?

O, wie erscheint solchen Verwilderten am Arm ihrer sittlichen und religiösen Braut ihr früheres halbunnatürliches Leben? Wie erscheint es ihnen im Umgange mit der würdigen Gattin, wenn sie das hohe Glück hatten eine Solche zu bekommen? Und wie im Umgange mit ihren Kindern? O, da tritt die Nothwendigkeit, sittlich, religiös, christlich und auch kirchlich zu sein, mit einer noch nie gehörten Forderung, mit dem schärfsten Ernste auf, wenn das Familienleben nicht verwildern, nicht Alle verderben soll. Zwar setzen manche solche Verwilderte in den ersten Jahren des Familienlebens, ja sogar noch sehr lange ihre Weise fort, und sprechen wie früher: Es ist ein kurzes Ding um unser Leben. Wenn ein Mensch dahin ist, so ist es gar aus mit ihm. Man kennt ja Keinen, der wieder aus dem Grabe gekommen. Ohngefähr sind wir geboren, und fahren wir wieder dahin, als wären wir nie

gewesen. Unser Athem ist doch nur ein Dampf, und unsre Gedanken nur ein Fünklein, das sich im Herzen regt. Ja, ist's verlöschet, so wird der Leib nur zu Asche, der Geist aber zerflattert wie eine dünne Luft. Unsers Namens wird mit der Zeit vergessen, und unsers Thuns wird Niemand denken. Wenn wir weg sind, ist keine Wiederkehr. Das ist fest versiegelt. Auf! Lasset uns nun noch wohl leben! Lasset uns die Maiblumen nicht versäumen; lasset uns Kränze tragen von jungen Rosen, ehe sie welk werden. Unser Keiner lasse es fehlen am Prangen, daß man allenthalben spüren möge, wo wir fröhlich gewesen. Wir haben doch nichts als das? Lasset uns auch der Greise Tadel nicht achten. Was wir immer thun können, soll recht sein, denn, wer nicht thun kann, was ihn gelüftet, der gilt nichts. Die Rechtschaffenen machen uns Unlust. Sie setzen sich wider unser Thun, und erklären dasselbe für Sünde. Sie tadeln sogar was wir im Herzen tragen. Sie sind unser Gegensatz, und darum unerträglich. O, vergeblich behaupten sie irgend etwas von Gott; vergeblich, daß es den Gerechten zuletzt wohl gehen werde!

Was wollen wir von einem Hausvater, der noch so denkt, spricht und thut, sagen? Sollte er einer würdigen Gattin, liebenswürdiger Kinder, noch irgend eines häuslichen Glückes und Segens werth sein! Eben solche verderben die Jünglinge, die das Unglück haben, in Verkehre mit ihnen, in Verbindung mit ihren Gelagen, Thorheiten

und unreligiösen Glendigkeiten zu gerathen. Man kann in der Fremde verwildern, was sagt dann aber das Bewußtsein, wenn man wieder zum stillen Heerde der Seinigen zurückgekehrt ist? Man kann Alles Religiöse aus dem Gemüthe verlieren, aber, wie erscheint man sich, wenn man alles Verlorne daheim, zum Glücke aber denn doch daheim wieder findet? Will der junge Hausvater auch noch ein Polemo und verlornen Sohn, noch ein zügelloser Aristoteles, Augustin und Des Cartes sein? Nie mit diesen umkehren? Noch in seiner Satttheit hungern und seine Seele mit Träubern füllen? Noch mit Centauren, Halbthier-Halbmenschen umgehen, oder selbst noch so sein? O, da wäre ein böser Zauber über ihn wie dort über die Gefährten des Odysseus, ja, ein noch schlimmer ergangen, denn Jene behielten im thierischen Körper noch ihre Menschenseelen unverändert, und nur der Körper war ein Sch... geworden, aber an denen, von welchen wir sprechen, ist der Körper oft ganz Mensch und fein und zierlich, die Seele hingegen verdorben, verändert in's größsinnliche. Die feine Noheit war ihre Kirche. Diese jedoch kann sie nicht wieder entzaubern. Vielleicht hebt eine Gattin den Zauber mit ihren Bitten, ihren Thränen, ihrer unendlichen Liebe; vielleicht der Gedanke an die heilige Pflicht gegen seine Kinder. O, wie gut, daß das häusliche Leben nachhilft, wekt, fördert, und ununterbrochen seinen warnenden Finger gegen die Unordnung aufhebt.

Sch kannte eine edle Jungfrau! die sich zu sagen vermaß, sie glaube jeden irregehenden Mann durch die Verbindung mit sich wieder in's Gleis bringen zu können. Man sagt wirklich, daß der Frauen Macht hierin beinahe unendlich sei. Es ist zu wünschen, daß solche reformatorische Jungfrauen sich nicht täuschen, und ihre Zahl sehr groß sei. Einzelne haben wirklich schon moralische und religiöse Wunder gethan. Man sagt aber, daß niemals ein Mann eine Frau weder in's Gute noch Böse umändern könne. Aber ach! wer das Religiöse verloren hat, findet es gewöhnlich nicht wieder. Er will nun wieder beten, allein, es will nicht mehr recht gehen. Er geht mit seiner Gattin zur Kirche, er kann jedoch die Andacht nicht gewinnen. Er will die Kinder religiös erziehen und lehren, aber er muß aus Ungeschicklichkeit alles Derartige der Mutter überlassen. Wie? wenn Diese es auch nicht könnte, nicht thäte, und die erste religiöse Bildung, die Richtung der Seele aufs Christliche den Diensthoten, den gewöhnlich sehr Ungehobelten und Unwissenden, überliesse? O wie herrlich, daß doch viele Mütter wie Gluckhennen ihre Küchlein locken, und rufen: Kommt her Kinder! höret mir zu, ich will Euch die Furcht des Herrn lehren! Es ist schon zehntausendmal gesagt worden, daß die meiste Religiosität in der Haushaltung der Mutter verdankt werden müsse. „So, wollt Ihr Gottes Tempel bauen — Ohne heil'gen Sinn der Frauen könnt Ihr's nie!“ Auch Usteri läßt die Mutter

die biblischen Bilder den Kindlein deuten. Der Vater siehts, und unerwartet entloft der gläubige kindliche Sinn seinem Auge eine Thräne. Die Mutter nimmts wahr und fragt. Er aber wischt sie weg, und — schweigt. Er ist beschämt. Es muß ihm bald offenbar werden, ob noch religiöser Jugendsinn, noch ein christlich-gläubiges Moment in ihm vorhanden sei, oder — nicht.

Jünglinge! Ihr müsset alsdann Euer häusliches und Familienleben ganz religiös einrichten. Wer wollte die Wirkungen des Gegentheils für sein Hauswesen gefahren? Wer seine Kinder grundsätzlich außer Gott und Christo erziehen? Die Erfahrung sagt, daß sogar die Väter, die alles Religiösen unbedingt ermangeln und dem Christlichen gänzlich abgestorben sind, ihre Kinder dennoch, und oft erst noch um so ernstlicher zum Religiösen erzogen wissen wollen und erziehen lassen. Warum? Sie fühlen in sich eine drückende Leere, fühlen sich in einer unwirthbaren Wüste, Flugsand nur unter den Füßen, und über sich einen ehernen Himmel. Sie wollen's und könnens nicht ändern, aber ihre natürliche Liebe zu den Kindern nöthigt sie, denselben die Schönheit, die Ruhe, die Freude der Religion, die Sicherung derselben gegen die Sünde und den Trost des Evangeliums in allen für sie kommenden Stürmen angedeihen zu lassen, und sie thun wohl daran! Vielleicht stirbt ihnen gerade das liebste Kind weg, und sie erfahren darin einen der bittersten aller Schmerzen. Da geht endlich

ihr Blit einmal von selbst von der Erde, vom Grabe zum Himmel.

Ja, das Familienleben muß, je größer die Kinderschaar ist, je mannigfaltiger die Hausbeschäftigungen sind, je größern Wechsel der Dinge, der Arbeiten und Freuden und Leiden es erfährt und erfahren soll, um so religiöser eingerichtet werden. Der Gedanken an Gott muß vorherrschen, man muß sich auf Gott berufen dürfen, das Gebet muß eingeführt sein, häusliche Andachten müssen stattfinden. Am Werktag muß allerdings Werktag, aber am Sonntage Sonntag, am Festtage Festtag darin sein. Ein heiterer christlicher Geist muß Alles regieren, beleben, stärken, erfreuen, und mit jeder Freude sich Ernst, mit jedem Ernste sich Freude paaren. Dann isst recht. Nie vergesse der Hausvater, daß nach dem Willen des Schöpfers der menschlichen Natur, und weil auch die Freude veredeln und heiligen kann und soll, selbst die Festtage Tage der Freude sein sollen. Dann fällt später die Erinnerung an die Freude immerfort mit der Erinnerung ans Fest und das Religiöse zusammen. Ja in der Festfreude der Kinder fühlen sich die Eltern selbst gehoben, reiner, religiöser. Wollte man es doch nicht besser anordnen, als Gott selbst es angeordnet hat.

Aber, Sünlinge! richtet dann Euer Hauswesen doch recht einfach und natürlich, wahrhaftig, nicht scheinfromm, christlich, nicht sektirisch-fromm ein, und ahmet

die Weise der Frömmen nicht nach. Allerdings soll jeder Hausvater ein Priester des Herrn, und Patriarch unter den Seinigen sein, auf daß Alle ihn anschauen, Alle ihn verstehen lernen, Alle sich durch ihn freuen und liebender aneinanderschließen, und allerdings soll sein Haus ein kleiner Tempel sein, worin nur Gutes und Freude ist, allein der Hausvater, die Mutter, die Kinder und das Haus sollen noch in der Welt sein. O, verriegle der Frömmenlei, die sich durch Haß und Härte gegen Andersglaubende, durch Geiz gegen Alle „die draußen sind,“ durch den niedrigsten Hochmuth: „Ich danke dir, Gott! daß ich Millionenmal besser als Andere bin,“ kund gibt, Thüre und Thore, Fenster und alle Oeffnungen des Hausdaches. Wisse, daß die Allerunreinsten unter den Frömmern, und die allerärgsten Verläumderinnen unter den Frömmelerinnen sind, daß eben diese es seien, die am allerechtesten den guten Namen ihres Geschlechts mit ihrem schäumenden Gifte besprizen, Unfrieden, Unsegen und Fluch in die Familien bringen, wie die Pestilenz das fröhliche und fromme Leben ausspähen, und — morden. Mörder und Räuber verletzen nicht so arg als sie. Darum warnt Paulus vor ihnen so ernst. Ja, wer vor dem Evangelium, von Jesu selbst abweicht, wie sie, der findet ihn — nicht mehr. O, wie einfach und kindlich ist Jesus und sein Wort! Nichtet Euer Hauswesen dann ja nur nach ihm ein!

Sehr wünschbar sind auch besondere häusliche oder Familienfreuden. Geburtstagefeste haben Ernst und Lust in sich. Spaziergänge mit der ganzen großen Haushaltung, je größer, desto besser! zur Feier der vier Jahreszeiten, alljährlich wiederholt, machen den Kindern wunderbare Freuden, und hinterlassen wahrhaft zauberische Erinnerungen bis ins höchste Alter. Die ganze Form jedoch sei einfach, sparsam, genügsam, damit der Geist nicht unter das Materielle zu liegen komme. Schwelgerische Freuden verderben die Jugend unbedingt. Kinder sind wohlfeil froh zu machen. Aber an großen Familienfesten mag dann allerdings zur größern Erinnerung etwas mehr darauf gehen, denn, die Kinder müssen auch des Vaters Freigebigkeit gegen sie, und seine große Neigung für ihre Freuden schauen können. Zur Hervorbringung der Achtung und Verehrung, der Dankbarkeit und Liebe gegen die Eltern, so wie der Geschwisterliebe und gegenseitigen Werthschätzung gibts keine bessern Mittel als — häusliche Andachten und häusliche Freudenfeste. Warum müssen sich viele Eltern über Mangel an Pietas ihrer Kinder und an gegenseitiger Liebe bitter beklagen? Weil sie diese zwei Mittel vernachlässigen! Kinder guter Natur können ihnen nicht widerstehen, und die von einer nicht guten werden durch sie im Zaume gehalten. Mehr wirken sie als die Schule und Kirche — weil die Liebe drin ist. Wer die Kinder kennt, wird die Feste kindlich ein-

richten, und wer sie liebt, wird sinnig immer neue Formen erdenken können. Die Liebe hat viel Phantasie und Erfindungsgabe. Dürfen auch die Diensthboten an den Ansdachten und Freuden Theil nehmen, so entsteht in ihnen hohe Achtung fürs Haus, Anhänglichkeit und Treue, Dankbarkeit und Dienstbestissenheit. Sie sind ja Menschen wie die Eltern und Kinder. An solchen Tagen, in solchen Stunden werden sie dann erst noch würdiger und liebereicher behandelt. Das nehmen die Kinder wahr, und solches Wahrnehmen äußert einen sehr großen Einfluß auf die Kinder. Die Kinder sind ja von Natur geneigt, ihre Eltern nachzuahmen, weswegen auch sie oft den Diensthboten zu kommandiren anfangen, vergessend, daß nur der, welcher bezahlt, kommandiren darf, und nur Verständige und Erfabrne, d. h. Aeltere, kommandiren können.

Jünglinge! Solche Rätze sind schon jetzt nicht zu frühe. Das Sprüchwort: „Kömmt Zeit, kömmt Rath,“ ist unsicher, denn, vielmal kömmt der Rath erst nach der Zeit.

Sehr beherzigungswerth ist auch Euer Verhältniß zur Ehegattin, den Kindern, den noch lebenden Geschwistern, Eltern, Lehrern und Freunden, selbst zu den Nachbarn, beherzigungswerth auch Euer Verhältniß zum Gemeinwesen als Bürger, Krieger, Beamtete und noch gar Mancherlei. Unfre Schritte dürfen jedoch sehr groß sein, weil Ihr mit dem Fortschritt des Lebens und der Erfahrung

Euch je länger je mehrere und bessere Rätze selbst zu geben in den Stand gesetzt werden werdet. Zuletzt soll der Mann ja keines einzigen Rathes mehr bedürfen, und ganz nur auf sich selbst sehen.

Treue der Gattin, von der Ihr unbedingte Treue fordert und erwartet! Es herrsche und bohre im Herzen kein Zweifel. Quält sie durch Eifersucht nicht, und bedenkt, „eine Frau, die der Wache bedürfe, sei der Wache nicht werth,“ wie Vikar of Wakefield sagt. Winke mögen und müssen genügen. Kein hartes und unziemliches Wort entschlüpfe Euern Lippen gegen sie. Es sei auch im Herzen Keines. Bereitet ihr wohlfeile Freuden, und ehret sie vor den Kindern, Diensthoten und Fremden in hohem Grade. Mit ihren Fehlern habet wenigstens so viel Geduld als mit Euern Eigenen. Gewöhnt Euch an ihr Arbeitszimmer. Das Hauswesen, ihr Departement: Küche, Tisch u. s. w. als ihr eigentliches Departement, überlasset ihr ganz. Reichet das nöthige Geld zur Führung des Hauswesens gerne dar, und laffet sie nicht erst bitten. Euer Stolz sei zu zeigen, das Ihr das Hauswesen zu nähren im Stande seid, denn, sie hat Euch in dieser Hoffnung ihre Hand gegeben, oder die Eurige angenommen. Die Erziehung der ganz Kleinen sei ihre, nicht Eure Sache, es sei denn, sie wollte eine Mutterpflicht unerfüllt lassen. Führet nicht viel Fremde ein. Nur Wohlverkantten siehe das Haus offen. Der Heppigkeit

tretet entgegen, aber gegen wohlfeile und nützliche Verschö-
 nerungen wendet nichts ein. Habet Ihr mit Schulden an-
 gefangen, so äußert Euch vor der Hausfrau ängstlich über
 größere, selbst nöthige Ausgaben, weil die Hausfrauen oft
 nicht wissen, wie schwer das Schuldentilgen und der Er-
 werb des Geldes sei. Darum hindert sie nicht in ihrer,
 ihr angeborenen Neigung zum Sparen. Sie sucht ja ihre
 Kunst und Ehre darin, wenn sie — eine rechte Hausfrau
 ist. Eine solche läßt Niemanden wohlfeiler einkaufen. Aber
 nöthig ist's nicht, daß die Hausfrau und Gattin des Man-
 nes Schulden und Vermögen kenne. Sie würde Beides
 überschätzen. Auch des Schlüssels zur Kasse bedarf sie nicht.
 Laßt sie nie Eure Herrinnen werden, und sezet ihrer
 Liebe, wenn sie Solches sein wollen, Eigensinn entgegen.
 Jedem das Seinige! Sie sollen, laut der Bibel, nur
 Gehülffinnen des Mannes sein, und ist der Mann in Al-
 lem wirklich Mann, so ist der Titel „Gehülffin“ für sie
 sehr schön. Die Veranlassung zu jeder allfällig gewollten
 Unordnung schneidet augenblicklich und unerbittlich ab,
 denn der Mann ist es nur einmal, der für die Ehre und
 das Fortkommen der ganzen Haushaltung jeden Augenblick
 einstehen muß. Jede Beleidigung der Gattin angethan,
 nehmet schnell und ohne langes Parlamentiren auf Euch,
 selbst wenn sie Unrecht haben sollte, und glättet für sie
 das Unebne wieder möglichst gut aus, denn die Frau ist
 des Mannes Schützling. Seid Löwen und Bären für ihre

Ehre und — allen Frauenwerth. Kleine Beleidigungen von ihr beachtet nicht. Frauenlaunen sind Kinder des Augenblicks. Jeder Sonnenstrahl verscheucht sie. Nehmets nur mit der Sache genau, ihr Wort jedoch presset nicht. Sie sind desselben meist nicht mächtig. Erzählen sie Euch von Hauskleinigkeiten, so höret gerne zu. Das freut sie. Was Euch sehr unwichtig vorkommt, muß ihnen sehr wichtig vorkommen. Sie sind fürs Kleine und Einzelne, eben wie es jedes Hauswesen mit sich bringt, bestimmt und geschickt. Aber von ihrem Kleinen hängt das Große, ein großer Theil des Bestehens und der Ehre des ganzen Hauswesens ab. Darum ehret was ihnen groß ist. Mit Euern großen Geschäften und Pflichten wolle sie nicht unterhalten, aber die Ergebnisse theilt ihnen mit; vom Angenehmen Viel, vom Unangenehmen nur wenig. Ueber Alles schäzet sie als die Mütter Eurer Kinder, die, von Euch veranlaßt, oft ihr Leben in Gefahr setzen, und keine Sorge noch Mühe scheuen. Sind sie im Religiösen ängstlicher als Ihr wünschet, so bedenk, daß das weibliche Gemüth religiöser sei als das männliche, daß auch Ihr wahrscheinlich die edle Mittelstraße nicht gefunden, und daß Aengstlichkeit das Haus vor dem Bösen viel besser schützt, als es der Leichtsinn mit aller Vorsicht thun könnte. O wohl dem Manne, auf dessen Gattin die sehr malerische Schilderung Salomons Kap. 31 paßt, wehe dem, dessen Gattin ebenfalls von diesem Menschenkenner in Kap. 7 geschildert ist.

Aber, was thun gegen sie, wenn sie eine unreine oder betrun-
kene Schwelgerin, eine Zänkerin oder verdammende Frömm-
lerin ist? Weg mit der Feder und Hand von Solchen!

Auch Kinder, Ihr Jünglinge! kommen bald, und
folgen dem Hochzeitstage oft nur allzusehnell auf einander.
Eins ist nur ein Schrecken, sagt das Sprichwort. Vier
sind schon nicht wenig; sieben sind viele, und — was dar-
über ist, ist — ja nicht vom Uebel. Viele Kinder viel
Vater Unser, sagt ein anders Sprichwort, und unsre Ur-
schrift sagt, Kinder seien ein großer Segen und Leibes-
frucht ein göttliches Geschenk. Darum freuet Euch der
Vielen — Kinder, Freuden und Sorgen. Es wartet ja
Jeder mit großem Verlangen aufs erste Kindlein, weil
mit ihm eine ganz neue Periode der Haushaltung anfängt.
Jedes nachfolgende erfreuet ebenfalls, denn, Jedes ist ein
neues Band zwischen Vater, Mutter und Allen. Und ihr
Plaudern, Kosen, Lachen, Träumen, Grollen, Alles gefällt
an Jeglichem, weil es interessant ist. Es kommen jedoch
auch allmählich ebenfalls interessante Unarten. Der Zorn,
der Eigensinn, die Unwahrheit, die Räscherei, der Unge-
horsam, der Neid, der Haß, die Unzufriedenheit kommt
auch, wie sie, da Ihr klein waret, in Euch gekommen
sind. Das sind die Sonnenflecken beim Aufgange, die eben
nichts Gutes, die Stürme und Widriges bringen. Da
seheth Ihr dann Eure eigne ehemalige Unvollkommenheit
an Euren Abkömmlingen wiederholt, und das Sprüch-

wort: Der Apfel fällt nicht weit vom Stamme, drängt sich Euch, jedoch unangenehm, auf. Wie man Euch aber erziehen mußte, so müßt Ihr nun erziehen. Habet Ihr Fehler in der Erziehung Eurer Eltern wahrgenommen, so — meidet diese, und macht Alles besser, wenn — Ihr könnt. Erziehet, aber nicht nach einem Systeme. Liebe und Ernst mit Verstand sind die rechten Systeme. Das Erziehen ist schwierig. Strenge sößt ab, Schwäche verbätschelt. Viel Predigen thuts nicht. Alles Unrechte verbieten ist viel nöthiger, als das Rechte gebieten. Belohne und strafe sehr selten, beides kurz, denn kurz sind der Kinder Gedanken und Empfindungen. Am ehesten darf die Uneigennützigkeit belohnt, am schärfsten muß die Lüge bestraft werden. Entehrend darf keine Strafe, kein Wort bitter, gehässig, ironisch sein. Lasset die ältern Geschwister nicht über die jüngern herrschen. Sonst werden sie Despoten. Noheit gegen die Mutter ist so ernst als die gegen den Vater zu strafen. Beleidigungen gegen Diensthoten sind durch sie an den Diensthoten abzubitten. Gegen die Unverträglichkeit zweier Geschwister hilft, sie auf einen Tag lang aneinander zu nähern. So Etwas hilft auf immer. Ueber begangenes, noch so lustiges und gescheides Unrecht lache nie. Lasse auch am Tische nicht Eins irgend eine Unsittlichkeit, weder wahr noch unwahr, erzählen. Sonst werden sie Verläumder. Sie müssen das Böse gar nicht kennen. Eist völlig unnöthig. Bewahre ihren Umgang,

besonders den der Mädchen; später, stillschweigend, auch ihre Beferei. Nur die Knaben müssen mit Menschen aller Art recht umgehen lernen. Mache in deinem Herzen und Wort keine Unterschiede zwischen ihnen, und laß nie und in keinem Falle Eins herausfallen. Noch minder stoße Eins heraus. Ihrer Neigung, einander Freude zu machen, thue jeden möglichen Vorschub. Auf treues Zusammenhalten richte alle deine Aufmerksamkeit. Sei ihnen ein gutes Beispiel in Allem. Das Uebrige überlasse dann nebst der Mutter Gott, den Lehrern und ihnen selbst. Das sind die Regeln, die ich dem Einfachheit liebenden Hausvater für seine Kinder geben möchte. Doch Eins noch! Je größer die Töchter werden, um desto eher stelle sie unter die Augen der Mutter. Väter können keine Töchter recht erziehen. Sie sind gegen sie zu nachsichtig, und verstehen können sie einander nicht recht. So iss auch, wenn Mütter Söhne erziehen wollen. Aber des Vaters Auge und Wort muß dennoch durchs ganze Haus gehen.

Habet Ihr, Jünglinge! wenn Ihr einmal Männer und Hausväter sein werdet, noch Brüder und Schwestern, o so haltet sie in Ehren und Liebe! Sollte die Geschwisterliebe nur für Kinder passen? Wir kennen Geschwister, die einander ganz gleichgültig geworden, und einander, an Einem Wohnort lebend, dennoch Jahre lang nie sehen noch besuchen, einander am allerwenigsten dienen und helfen, einander groffen und sogar wüthend hassen.

Sie lagen einst unter Einem guten Herzen, und — rissen sich so auseinander. Es ist, als ob, wie in Schillers Braut von Messina, ein Unstern unter ihnen walte. Oft hingegen geht der Haß, wie Salzmann in seiner Familie Herrmann es darstellt, nur aus Mißverständnis, aus einer Unwahrheit hervor. Augenblicklich muß sich der Bruder mit dem Bruder verständigen, und wenn die Schrift sagt, „laß die Sonne nicht über deinem Zorn untergehen,“ so wird dieses besonders in Beziehung auf den Zorn des Bruders gegen den Bruder gelten. Wollet Ihr, möchte man solche Feindselige fragen, erst dann wieder Brüder werden, wenn Einer auf des Andern Leichenbegängniß gehen muß? Mit Schwestern ist leichter thun, wenn sie keine frömmelnden Verläumberinnen sind. Aber, was Gott einte, soll der Mensch nicht scheiden. Die Bande zwischen Geschwistern sind heilige, sind ewige Bande, und können als Naturbande nicht einmal, wie allenfalls eheliche Bande, zerrissen werden. Familientage, wöchentlich oder monatlich doch Einmal, sind treffliche Mittel zur Bewahrung der Familiengemeinschaft. Und wohl thuts dem Herzen, Geschwister, auch Erwachsene, als Männer und Frauen, in steigendem Alter, noch in trauter Freundschaft bei- und miteinander zu schauen! Wie lächerlich, wenn der Eine Sohn, zu hohen Ehren emporgestiegen, mit Stolz auf seine Brüder sieht, und sich von diesen feiern läßt!

Sind Euch dann, Jünglinge! noch die Eltern, Va-

ter, Mutter oder beide gegeben ... so werdet Ihr auch wissen, fühlen, wie Euch gegen sie noch zu benehmen? Ihr wisset und fühlet dann ebenfalls, was es heiße, Vater sein, und daß es sich mit der Sorge für die Kinder und mit der Erziehung gar nicht so von selbst gibt. Des Kindes Liebe ist nur eine liebliche, aber beinahe bewußtlose Anhänglichkeit, soll es die des jungen Mannes, der selbst nun auch Vater ist, auch sein? Was soll sie in diesem sein? Wie soll sich Er benehmen? O, je älter Ihr werdet, je älter Eure Eltern, desto mehr sollet Ihr sie ehren, denn, je älter diese werden, desto empfindlicher werden sie für alle Ehre, weil im Alter sich die Furcht nichts mehr zu gelten, wie von selbst, wie die Zeitlose nach dem Spätheu oder Grummet, entwickelt. Bedenket, daß das erste Gebot, das Verheißung hat, das: Ehre Vater und Mutter! am Sinai gar nicht etwa kleinen Kindern, mit denen es sich allenfalls wie von selbst gibt, sondern, und zwar unter lautem Donner, dem erwachsenen Volke gegeben worden ist. Jede Nachahmung ihres Hauswesens in Eurem wird von ihnen mit Wohlgefallen wahrgenommen, und als ein Ehrentribut angenommen. Sind sie Unterstützung bedürftig, so eilet. Stürben sie darüber, so läde sich Euer Herz einen viel Centner schweren Fluch auf. Keine Sünde rächt sich im Herzen länger und schlimmer als die Verachtung, die Verhöhnung, Mißhandlung der Eltern. O Keiner der Söhne schiebe dem Andern die süße Pflicht und süße Last

zu, für den Vater oder die Mutter zu sorgen. Das Wort: Der Eltern Segen baut den Kindern Häuser, kann Niemand umkehren. Es sieht da wie Ja und Amen mit freundlicher göttlicher Miene, aber Blitze fahren aus den Augen des Wortes: Der Eltern Fluch risse sie nieder!

Vater und Mutter müssen in völlig gleichem Grade geehrt werden. Ihr laget unter dem Herzen der Mutter, sie gebar Euch mit ihrer Lebensgefahr, sie führte Euch, in ihrer Mühe Tag und Nacht selig, durch Eure ganze Kindheit, und liebte Euch immer mit einer Liebe, die Jesajas mit der Liebe Gottes zum Menschen überhaupt vergleicht. Der Vater erzeugte Euch, arbeitete, seit ihr existirt, für Euch, und liebte Euch eben so innig, wenn auch in einer andern Weise. So stehen beide für Euch vollkommen im Gleichgewicht. Ein Paragraph eines Gesetzbuches berechtigt den Sohn, den der Vater kein Handwerk lernen ließ, den Vater im Alter ununterstützt zu lassen. Wir müssen ihn für eine schlechte Menschensatzung, und einen andern, der die Mutter beim Tode des Vaters verpflichtet, vom Erbe mit einem Kindestheil sich zu begnügen, mindestens für verwerflich halten.

Ja, thut für die Eltern bis zu ihrem Sterben Alles was nicht unmöglich ist, waren sie auch, sind sie, und werden sie wegen steigenden Alters unvollkommen und immer unvollkommner. Der Sohn ist nicht der Richter, sondern eben der Sohn. Töchter können weniger leisten, Tochtermänner

stehn einen Schritt entfernter. Wenn aber die Eltern erst noch der wahrsten innigsten Achtung, der treuesten Liebe und Dankbarkeit ganz würdig sind, o, wer wollte denn nicht den Versuch machen, sogar das Unmögliche zu thun!

Lasset mich, zur Abwechslung, in kindlichem Tone (es handelt sich ja eben um ein kindliches Verhältnis) einige Anekdoten vortragen:

Im Kanton Basel geschahen einst in kurzer Zeit mehrere Diebstähle. Dem Verzeiger des Diebes wurde endlich von Obrigkeit wegen eine ansehnliche Belohnung versprochen. Da erschien augenblicklich der Sohn, verzeigte den Vater als den Dieben, und nahm die Belohnung an. Man mußte sie ihm geben, aber — strafte ihn für seine Immoralität um eine größere Summe, als die Belohnung gewesen, steckte ihn gefänglich ein, und stellte ihn dann noch unter polizeiliche Aufsicht. Juristen tadelten den Spruch, aber das göttliche Wort würde ihn gelobt haben.

Ein armer Bauerssohn verließ seiner Eltern Haus, um als Soldat sie aus den Handgelde und Sold unterstützen zu können. Er unterstützte sie. Er steigt durch den Corporal bis zum Hauptmann hinauf. Er unterstützt sie stärker. Der Krieg bricht aus. Schnell macht ihn seine Geschicklichkeit und sein Muth zum Divisionsgeneral. Da prangte er an der Spitze seines Stabes in seiner goldenen Uniform, und reichlicher nun unterstützte er seine Eltern aus

seiner Gage. Der Krieg führte ihn in die Nähe des Dorfes seiner Eltern. Er schreibt ihnen, sich zur bestimmten Stunde unter der Linde außer dem Dorfe bereit zu halten. Er wolle sie dafelbst auffuchen. Da waren und warten sie nun, allzufrüh gekommen, ihren Jakob endlich einmal wieder zu sehen und ihm zu danken, in ihren Sonntagsgewändern. Der Jakob kommt in einem Gallawagen, steigt aus, umarmt sie, führt sie zum Wagen, nimmt sie in ihn auf, und führt die sich Sträubenden in die benachbarte Stadt, in sein Hauptquartier. Es war eine solenne Mahlzeit bereitet. Er setzt sie, obschon sie, über Alles erstaunt und in Freuden erschrocken, bitten, zu unterst oder gar an einem Nebentischchen, oder auch in einem andern Zimmer essen zu dürfen, oben an. Er führte selbst sie, Angesichts seines ganzen Stabes, in die schon bereiteten weichen Großvaterfessel, zeigte der glänzenden Gesellschaft an, daß dieses seine Eltern seien, deren er sich, obschon sie arm und alt seien, freue, und denen er, nächst Gott, Alles zu danken habe, machte alle Anwesende auf ihr Wohlsein die Gläser anschlagen, beschenkte sie reichlich, und führte selbst sie wieder in ihre Heimath, in ihr Dörfchen zurück.

Fände der Erste bezeichnete gar keine Nachahmer? wie Viele fände der Zweite?

Schwere Gewichte liegen in folgenden zwei kindlichen Anekdoten:

Ein kranker Alter lag in herbem Winterfroste auf

schlechtem Stroh, halbnaht und ohne Decke vor einer Stubenthüre abgemagert neben einigen Arzneigläsern und elendem Eßgeschirre. Da suchte ein Fremder den Herrn des Hauses, fand diesen Unglücklichen, sprach mit ihm, vernahm — daß der Sohn ihn in diesem Zustand vor die Thüre geworfen. Ergrimmt wollte der Fremde den Sohn auffuchen, aber bittend schrie der Elende: Nein, nein, Herr! sprechen Sie nicht mit ihm! Gott ist gerecht! Auf eben diesem Fleke ließ ich so auch meinen Vater liegen und sterben. Der Fremde schauderte in sich zusammen, suchte aber doch den Sohn auf, und zwang ihn, für seinen Vater pflichtgemäß zu sorgen, damit sich Gottes Gerechtigkeit nicht so von Generation zu Generation heruntererbe. Es wäre sonst wirklich geschehen.

Ein Sohn, der schon mehrere Kinder hatte, verwies den Großvater, weil er blind und zitternd am Tische etwa einen Teller zerbrach und die Suppe verschüttete, an ein Seitentischchen, und gab ihm ein hölzernes Schüsselchen. Weinend, doch nicht klagend, aß der Alte daraus. Kindisch-unbefangen und ohne Ahnung der Furchtbarkeit seines Wortes sagte einmal das jüngste Kind: Vater! nach dem Mittagessen gehe ich in den Schopf herunter. „Was thun daselbst?“ Ich suche ein Brettchen. „Und dann?“ Dann nehme ich ein Messer, und mache aus dem Brettchen ein Hundsbekel, und wenn Ihr dann nichts mehr sehet, wie der Großvater und Alles verschüttet, setze ich

Euch dann auch dorthin, wo jetzt der Großvater sitzt. Dann müßt Ihr auch aus dem Hundsbekehl, das ich gemacht habe, essen. Da fuhrs dem Vater durch Mark und Bein, und augenblicklich nahm er den Großvater wieder an den Tisch, und behandelte ihn von Stund an, immer mit dem Blise aufs Kind, aufs freundlichste, freundlicher als jemals vorher. So war des Kindes Wort ein Gotteswort! Was wir für die Eltern thun, bringt Weizen oder — Dornen und brennende Messeln.

Nehmet einst den Segen Eurer sterbenden Eltern aus ihrem liebend erlöschenden Blise, aus ihrer schon zitternden kalten Hand, aus ihrem stotenden Worte als ein Testament an. Er ist ein Solches, ist ein Evangelium und ein ewiger Bund. Die alten Aegypter stellten bei Freudenmahlen die Mumien ihrer lieben Verstorbenen auf. Warum feiern wir nur unsern Geburtstag für dieses, nicht aber auch die Geburtstage unsrer Eltern fürs ewige Leben? Entweder fliehen wir den Ernst oder den Glauben?

Jakob segnete alle seine Söhne noch. Das war ein großer, heiliger Anblick! Der Morgenländer hält tausendmal mehr auf dem Segen sterbender Eltern als wir. Er ist viel kindlicher und gefühlsreicher. Darum auch übt er seine Pflicht gegen die Eltern mit viel mehr Lust und Ausdauer noch bis auf diesen Tag, und ehrt des Vaters Segen gerade wie ein Gotteswort. Vater, o segne mich! ist eine seiner größten Bitten. So beschämen uns die,

die wir entweder verachten oder hassen. Man rühmt China als das Land der allerschönsten Erweisungen kindlicher Liebe und Dankbarkeit gegen die Eltern. Man weiß, daß ein Sohn mit Freuden seine Eine Hand für seinen Vater, dem als Falschmünzer beide Hände abgehakt werden sollten, um doch Eine zu retten, auf den Bloß hinlegte. Seine Augen leuchteten ihm, als sich das Beil erhob. Aber der Kaiser winkte Erbarmen! Hätte uns Christus dieses erzählt, Er würde, wie dort bei der Parabel vom barmherzigen Samariter, ausrufen: Gehet hin und thut dergleichen. Jünglinge! Ich darf und soll es Euch in seinem Namen zurufen.

Und — Eure Jugendkameraden und Freunde! wo sind die? Sind sie in alle Welt, nach Ost und West und Süd und Nord zerstreut? Noch nicht in die Heimath zurückgekehrt? Oder, sind etwa schon Mehrere im Auslande und zu Hause gestorben? Oder, habet Ihr einander völlig vergessen, und die Freundschaft, die einst so lebenswarme, erkaltet, und sich ins alltägliche Gefühl der Convenienz verwandeln lassen? Die größere Zahl wird doch noch leben und schon heimgekehrt sein. Allerdings braust nur die Jünglingszeit für die Freundschaft, und Männer in Arbeit und Sorgen können nicht mehr so umarmen, wie es Jünglinge thun. Sie umarmen nun mit Recht die Gattin und Kinder. Denn, auch sie haben nun Frau und Kinder und gar viel zu thun und zu sorgen. Auch ihr Herz ist

getheilt worden. Sie sind vielleicht ebenfalls in allerlei, sie die entfremdende Verbindungen getreten, oder es ist dieses auf Eurer Seite der Fall. So kommet Ihr, ohne eigentliches Wissen oder Wollen, immer weiter auseinander, und das Herz wird Eis. Das sollte aber doch gewiß nicht sein. Die alte Liebe sollte ja nicht rosten. Der ehemalige Freund sollte noch in Eurem Herzen sitzen, und sich Eurer freuen. Des Menschen Herz ist weit, hat viele Kammern. Es haben Viele darin bequemen Raum. Die Eine ist für die Freundschaft. Man kann einander schreiben. Die Poststraßen sind nur lange verbindende, oft sehr goldene, Fäden. Man kann einander besuchen, einander angenehme gesellschaftliche Genüsse bereiten, und mitten in Beruf und Amt die Mußestunden den Freunden widmen. Wie oft kann und soll der Freund im männlichen Alter und selbst in vorgerückten Jahren dem Freunde Gefälligkeiten thun, dienen, aus schlimmer Noth und bitterm Drangsal helfen? Im Jünglingsalter tritt ein solcher Fall nur selten ein, im Mannesalter kann er oft eintreten. Salomon (wie können diesen Beobachter sehr oft citiren) sagt, daß oft ein Freund viel treuer an uns als ein Bruder halte. Ja, wenn der Bruder nicht auch ein Freund wäre! Nur überfordert sogar den liebsten Freund nicht. Seid auch nicht Einem eine Last. Ein alter Hauspruch sagt: Wer da lebt still und ohne Glanz (Glanz), und ist den Freunden nicht zur Last, und sitzt nicht in Gericht und Rath, weiß

nicht, wie gut es mit ihm steht. Als ein junger Arzt, von der Hochschule heimgekehrt, endlich einmal seine ehemaligen Freunde der Reihe nach besuchte, fand er zwar Alle noch warm und herzlich, aber nicht mehr brennend. Sahen sie ihn, so drückten sie ihm die Hand. Er jedoch wollte, daß sie sich auch jetzt noch, als Männer von Beruf und vielen Pflichten, und obschon von ihm entfernt wohnend, dennoch unbedingt ihm widmeten. Es konnte schlechterdings nicht geschehen. Da zog er endlich zornig seinen schwarzen Rock an, pflanzte sich einen Dreizack auf den Kopf, nahm den Stok, wie wenn er auf der Hochschule einen Beleidiger auf den Duell fodern wolle, ging von Freund zu Freund, schlug an jede Thüre, und — kündigte Jedem, den Hut auf dem Kopfe, das „Du“ und damit die Freundschaft auf. Der Mann war ein Zerrbild. Ihr, Jünglinge! behaltet dann doch Euer freundliches Du bei, und liebet und ehret die Freunde; Ihr thut für sie, was Ihr dann noch könnet, stets und freudig, und zündet dadurch die Verlöschten wieder an. Das ist besser. Um so mehr solltet Ihr Solches thun, weil man später keine eigentlichen Freunde, sondern nur noch angenehme Gesellschafter gewinnen kann. Nur Einzelne können sich noch eigentliche Freunde gewinnen: die immer Jugendlichen, wenn sie ihres Gleichen finden. Es gibt jedoch viel mehr alte, d. h. kalte Jünglinge als junge, d. h. warme Alte.

Schauen wir rund um uns her! Da sehen unsre Ver-

wandte in nähern und entferntern, kleinern und größern Kreisen, wie die Kreise des pythagoräischen Ordens. Die Einen berühren uns durch uns selbst, die Andern durch unsre Ehehälfte. Durch diese gewinnt Mancher eine große, tief in sein Leben und Weben einwirkende Verwandtschaft. Für Einzelne ist eben die Verwandtschaft, die ihre Wahl bedingt. Ja, da stehen sie um uns, alle die Oheime und Muhmen und Vettern und Baafen und Schwäger u. s. w., und den Verwandtschaftsgrad des äußersten Kreises können wir nicht einmal mehr ohne eine Genealogie angeben. Das gefällt mir! Ei! wir wollen doch nicht Robinsone sein! Auch wollen wir zum Fenster unsers Hauses, auf des Hauses Thurm herum auf alles Nahe schauen, und — für Alles da sein. Ja wir wollen über das Weichbild, unsern Hausbezirk hinausschauen, und unsere Gedanken und Gefühle, unsere Wünsche und Dienste nicht in unser Haus pferchen. Wisset, Eure Schwäger und Schwägerinnen sind Eure Geschwister, Eure Oheime und Muhmen Halbeltern, die Neffen und Nefinnen Halbgeschwister. Ehemals nannte man alle Verwandte Freunde, die Verwandtschaft Freundschaft. Also der altdeutsche Luther. Jedes einzelne Verwandte wurde Vetter oder Baafe genannt. Jene Zeit aber war ebenfalls eine rechte Zeit. Gar artig war die alte Sitte, daß alle Verwandte, jung und alt, zu gemeinsamen Freuden zusammen kamen. Jedes Naturband will geehrt sein, weil es Naturband ist.

Verwandte sind unsre zugewandten Orte, unsre Bundesgenossen, nicht durch Verträge, sondern geographische. Eine Familie ist ein Land, und jede Haushaltung darin ein Kanton, eine Provinz. Darum ziehen wir, unter gleichen Verumständungen, unsre Verwandten Fremden vor, und was wir bei Vettern eben so gut als bei Nichtvettern bekommen können, holen wir beim Vetter, und dem Vetter soll ich eher als dem Nichtvetter borgen, schenken, dienen, helfen. Das ist baar natürlich. Das Gegentheil gab Veranlassung zu einem groben Sprüchwort. Ich mag es nicht aussprechen. Wohl wissen wir, daß man in unsern Zeiten den verwandtschaftlichen Sinn belächelt und ihn Engherzigkeit betitelt. Wir wollen mitlächeln und — so engherzig bleiben. Wir wollen uns nicht auf Unkosten des Natürlichen und Angeborenen verflähen. Wir wollen Unterschiede zwischen allgemeiner und besonderer Liebe machen. Wer Alle gleich liebt, liebt Niemanden. Worte und Phrasen sind keine Gefühle noch Thaten. Unsre Eltern haben uns unsre Verwandte schon frühe kenntlich gemacht, und unsre Gattin nennt uns die andern. Darum ehren wir sie, wie es die Eltern und Gattin thun. Wir freuen uns, Hochverehrten Herr Vetter sagen zu dürfen. Seid auch Vettern gegen die Armen an Geist und Geld, wenn sie nur rechtschaffen sind. Das „Vetter“ macht traulich, und das „Herr Vetter!“ macht alle Titel unnöthig. Die Könige alle nennen einander „Herr Vetter,“ und Schill, der

im deutschen Befreiungskrieg Napoleon, dem Kaiser, ein halb Duzend hochedle Pferde weggenommen, von Napoleon einen Brief mit der Ueberschrift: „An den Räuberhauptmann Schill“ erhalten, worin ihm für jedes Pferd tausend Thaler angeboten wurden, antwortete Napoleon sogar mit der Ueberschrift: „Mein Herr Bruder!“ Schill war darin altdeutsch, denn, die Vettern wurden ehemals häufig auch Brüder betitelt.

Selbst die Zusammenkünfte aller derer, die gleichen Familiennamen tragen, wenn auch die Verwandtschaft nicht mehr ausgemittelt werden kann, haben etwas gar Angenehmes. Sie führen die Verwandten Einer Seite zusammen. Und eben in solchen Zusammenkünften kann der Familienton, Geist, Takt, eben das verbindende Element, das Physiologisch-psychologische, am ehesten wahrgenommen werden.

Wir kennen noch zwei kleine, aber sonderbare Verwandtschaftsarten, die engräumliche, die wir „Nachbarschaft,“ und die engzeitliche, die wir „Jahrgängerschaft“ nennen. Darin jedoch sind sie von einander gar sehr verschieden, daß man mit Wissen und Willen in die Erste ein- und austritt, die Andere hingegen nie verlassen kann, und Alles willenlos geschieht.

Nachbarn! wie? was? Nachbarn! Die gehen uns doch gewiß nichts an! Nur der Zufall gab und nimmt sie uns. Diese Verwandtschaft ist ein Spinnengewebe, das

der Wind jeden Augenblick zerreißen kann. Wichtig! Aber, Jünglinge! Es ist doch etwas dahinter, weil es ein Verhältniß ist. Alle Verhältnisse können Freud und Leid machen. Schon das Sprüchwort: „Man habe nur so lange Friede, als der Nachbar wolle,“ deutet auf Etwas, das zu beachten sei. Nachbarn können einander neken und Gefälligkeiten erweisen. Wer ein Haus kauft, fragt auch nach den Nachbarn, und etwa einmal zieht Einer nur wegen einer zankfüchtigen und ärgerlichen Nachbarschaft wieder an einen andern Ort. O, welche Menge von Prozessen alljährlich einzig wegen der Nachbarn! Ist das: Herr Nachbar! nicht auch ein Titelchen? Und liegt im: „guten Tag, Herr Nachbar!“ wenn am Morgen beide mit einander zum Fenster heraus in die Luft schauen, oder im: „gute Nacht, Herr Nachbar!“ nicht, wenn auch ein kleiner, doch ein freundlicher Zauber? In frühern Zeiten setzten sich an heitern Abenden die Nachbarn auf einer Bank zum Plaudern zusammen, und thaten sie sich, nach dem frühen Nachtressen, auch mit den Frauen, zu sogenannten „Lichtstübeten,“ besonders im Winter, zusammen. Wo alte Sitten sich noch erhalten haben, veranstalten sich Spazirgänge ganzer großer Nachbarschaften, und Alles, was Leben und Athem hat, kommt mit. Da freut sich Jung und Alt, Groß und Klein, Reich und Arm, Angesehen und Verachtet, und aller Unterschied der Stände ist, beinahe bis auf den Titel, ausgelöscht. Morgen schon

ist Alles wieder anders, die freundliche Erinnerung jedoch bleibt und hält Alle verbunden. Das sind Tage aus dem goldnen, dem saturnischen Zeitalter, und die alten Sagen tauchen anschaulich wieder auf, oder Tage der Faschingszeit, aber ohne Masken, darum wahrer und sittlicher, vielleicht jedoch nur in demokratischen Republiken möglich. Bedenket alles, Jünglinge! und seid einst auch gute Nachbarn!

In Jahrgängerschaften ist das Geburtsjahr das einzige Band. Sie sind nur in einigen Städten der Schweiz bekannt. Alle Glieder nennen einander Brüder. Man sammelt sich, trinkt, singt, plaudert, hilft dem Armen mit Geld, und ist gar friedlich. Der Alleüberlebende erbt die Kasse. Meist enthalten sie unsere Schulkameraden und Jugendfreunde, aber sie würfeln auch alle Stände und Verhältnisse gar bund durcheinander. Sie sind die Verwandtschaft der Zeit, einer engern Zeit! Stolz sagt man von Diesem oder Jenem: Er ist mein Bruder Jahrgänger, und eignet sich ein wenig von seinem Verdienst zu. So würde Einer z. B. nicht ohne Stolz sagen: die drei im Jahr 1779 gebornen berühmten Naturforscher, Bergelius, Leonhard und Ofen, seien seine Brüder Jahrgänger, und nicht unwahr meinte er, dem Großherzog von Mecklenburg-Strelitz, Georg, und dem Herzog Franz von Modena, Franz VI., wollte er, als denen im gleichen Jahr gebornen Herzogen, wenn er könnte, Etwas mehr als andern Herzogen zu gefallen thun. Ihr lächelt, Jünglinge!

ich sage Euch aber, daß in jedem freundlichen Gedanken eine gar sonderbare Kraft liegt. Das Geburtsjahr ist allerdings ein sogenannter Zufall, man kann und soll jedoch Alles der Kraftlosigkeit des Zufalls entheben und zu einer Willenssache machen. Jahrgängerverbindungen gedeihen jedoch nur in mittelgroßen Städten demokratischen Sinnes und — gemüthlichen Wesens.

Wir müssen aber auch noch für andere Verhältnisse denken und sein. O, wie mannigfaltig ist das Leben! Eines bezieht sich noch auf einzelne Personen, auf — unsre ehemaligen Lehrer. Sind schon Alle hinüber? O nein! viele Lehrer werden alt. Aber, nicht Ein Wort darüber, daß Ihr die Eurigen, bei aller ihrer (und Eurer ehemaligen) Unvollkommenheit in dankbarer Erinnerung behalten sollet, denn, was Ihr seid und Geistiges habet, das seid und habt Ihr größern Theils von ihnen, sondern nur das Wort: den Rath, den Dank und die Ehre für Eure Lehrer auf die Lehrer Eurer Kinder zu übertragen! Ich kannte einen Hausvater, der alljährlich alle Lehrer und Lehrerinnen seiner vielen Kinder sammt aller derer Gattinnen und Gatten zu einer großen und weinreichen Abendmahlszeit einzuladen die freundliche Gewohnheit hatte. Die Kinder freuten sich darüber, und die Lehrer wurden inne, wie lieb ihm die Kinder und deren Lehrer seien. Er that solches jedoch nicht, um seine Kinder bei ihnen in Gunst zu setzen, denn, er gab jedem Kinde in jedem Streite mit irgend einem

Lehrer im Voraus Unrecht, und dem Lehrer gewonnen Spiel. Er ging vom Saze aus (von dem man doch wird ausgehn dürfen), daß der Lehrer viel öfterer Recht als der Schüler habe. Daß dieser Hausvater nicht an den Lehrern knauferte, und für alle Schulzwecke freigebig war, muß sich von selbst verstehen. Eben dieser lud etwa auch alle ehemaligen Diensthoten ein, weil sie dem Hauswesen und den Kindern insbesondere gute Dienste geleistet hatten. Das war ein sinniger, gefühlvoller, bescheidener, dankbarer und vermöglicher Mann. Alles Sinnige hängt an einander, wie alles Sinn- und Gehaltlose. Wer in Einem wahr und gut ist, kann's auch in Andern sein. Ja, ein guter Diensthote war ihm Goldeswerth.

Eben auch dieses wichtige Verhältniß zum Hauswesen wird oft gar nicht bedacht. Unzählige Hauswesen gehen durch Diensthoten zu Grunde, oder — sie bleiben aufrecht. So lange der Diensthote im Hause ist, ist er ein Hausgenosse. Je religiöser, sittlicher und ästhetischer man ihn in der That und im Worte behandelt, um so treuer und besser wird er; je mehr Antheil er an den häuslichen Freuden nehmen darf, um so anhänglicher wird er, und darf er Antheil nehmen an den häuslichen Andachten, so wird seine Achtung, Liebe und Dankbarkeit religiös. Die Meisten kommen aus ihrer Heimath gut aber roh. Wenn dann nur die allemal gebildetere? Herrschaft sie nicht, anstatt sie zu hobeln, noch roher und zu baaren Klößen macht,

sie nicht, statt sie zu veredeln, noch durch Verleitung und mancherlei Verderbnisse um all' ihren Menschen- und Christenadel bringt! Millionen Diensthöten sind schon beiangesehenen sowohl als unangesehenen Herrschaften gänzlich demoralisirt worden, aber auch Millionen Herrschaften wurden, was noch unnatürlicher ist, durch sie demoralisirt. Wie viele Kinder werden durch sie da, wo ihnen Diese übergeben sind, verwahrlost und zu Grunde gerichtet? Aber manche Diensthöten erziehen besser als Väter und Mütter. Solche verdienen sich Kronen, gewiß doch vor Gott, und sie müssen sie bekommen. Wer seine Kinder die Diensthöten ehren und lieben lehren will, lasse sie etwa einmal einen oder besser zwei bis drei Tage lang in der Winterkälte von Morgen früh bis Abend alle Dienste des Diensthöten thun. Ja, da freieren sie und blasen in die Hände und schwitzen am Heerd' und am Ofen! Sie umarmen vor Freuden den Jakob, die Margreth, wenn sie von den ihnen gegebenen Ferientagen endlich wieder anlangen! O, Diensthöte sein, ist hart, und Eins der härtesten Loose ist's, einer unsittlichen und rohen, reichen oder armen Herrschaft zu dienen. Erleichtert ihnen das Loos durch weise Behandlung! Nie aber mische sich der Hausherr in's Dingen oder Entlassen der weiblichen Diensthöten, noch trete er in unmittelbaren Verkehr mit ihnen. Sie gehören der Hausfrau. Der Hausherr ist der Hausfrau Schutz auch gegen sie in seiner Weise. Welche Noheit! Eine Magd in

einer civilisirten Stadt nahm ihre Hausfrau bei einem wilden Wortwechsel endlich beim Kopfe. Sie schlugen sich nun miteinander herum. Der Hausherr sah zu. Seiner Unthätigkeit wegen von der Frau vor Ehegericht erster Instanz verklagt, äußerte er nur „er habe wollen sehen, welche Meister werde.“ Mit veränderten Umständen gibts nicht selten solche Verhältnisse.

Um ein Gemeinwesen ist's ein großes Ding. Der Mensch bei uns muß im Staate leben. Heimathlose werden nicht gelitten. Jeder muß Bürger sein. Selbst der Beruf und die Ehe werden bürgerlich genannt, und sind es zum Theil auch. In Sparta wurden Knabe und Tochter als Bürger und Bürgerin geboren. Und Plato idealisirt einen Staat mit gleicher Grundansicht. Wir aber stellen den Menschen zuerst, stellen auf diesen den Hausvater, den Bürger auf Diesen. (Homo, Herus, Civis.)

Der Mann gehört nicht nur den Seinigen an. Er gehört Allem, was um ihn herum ist. Die Gemeinde, das Dorf, die Stadt, die Provinz, das Vaterland, der Erdball sind um ihn herum. Er gehört der Welt an, und alle seine größern Kräfte und auch Wünsche sind auf sie berechnet. Des Weibes Sphäre ist das Haus, und in Staatsfachen, für den großen Verkehr und Krieg und Frieden kann es nichts thun, wenn es nicht von Natur eine Debora, eine Jeanne d'Arc, eine Elisabetha Englands, eine Katharina Rußlands, eine alte Semiramis

oder eine neuere Stauffacherin ist. Der Mann hingegen muß sich um die Staatsverfassungen, Gesetzgebungen, Krieg und Frieden, Handelsunternehmungen, und allen Weltverkehr mit Verständigkeit und Innigkeit bekümmern, denn, alles Dieses ist ja doch des Mannes Werk, obschon etwa einmal eine Aspasia hinter Perikles, der Athen regiert, steht, der schönere Hof einer Hofdame die Rückkehr Marlboroughs bewirkt, und eine Katharina von Medicis die Hälfte Europas mit ihrem pflüßigen Geiste regiert, eine Pompadour sogar den siebenjährigen Krieg anzündete, und an allen Höfen in den Salons Damen hinter den Coullissen stehen und die Souffleurs sind. Das sind Ausnahmen nur! Nur Heimpel will auch die Frauen in die Rätze und Gerichte setzen. Sein Humor liebte den Scherz. Alle Schönheit macht keinen Rath, und die weibliche Anmuth kehrt das Gericht um. Wie jedoch, wenn sogar der Mann und Bürger nur ein Stube-, Küche-, Kammer- oder Kellerdiener sein wollte? Er thut ja nicht einmal wohl, wenn er sich einen weiblichen Beruf wählt.

Der Mann ist Bürger. Das Weib muß es nicht sein. Darum ist der Mann des Weibes Vormund. Der Mann besucht die Gemeindeversammlungen, er politisirt oder legt die Welthandel sogar beim Bierkrüge zurechte; er lobt und tadelt Gesetze und obrigkeitliche Verordnungen, und rath zum Frieden und zum Kriege nach Einsicht und Belieben. Er kauft sich in jeden Krieg einen Spieß, nimmt

flets Parthei, läßt sich niemals oder sehr ungerne einen Maulkorb anlegen, und immer ist er so in seinem Rechte, denn, er ist Mann und Bürger. Ihn haben schon gute Dichter besungen. Er kann zu Aemtern erhoben werden, Ehrenstellen ersteigen, große Rechte gewinnen, große Staatshonorate kriegen. Aber dafür lastet auf ihm der Bürgereid, der Militärdienst, die Abgabe, das Amt.

Er muß als Bürger für den Fürsten, für die Verfassung, fürs Vaterland, für die Fahne, für jedes öffentliche Verhältniß schwören. Ja, Jünglinge! auf Euch warten Eide. Es ist um den Eid für den unwissenden und schwachen Menschen ein furchtbares Ding. Regulus hielt seinen Eid auf Tod und Leben hin. Gener Fährd- rich von Boffingen in einer Schweizerschlacht stöpft sterbend noch die Fahne in seinen Mund, um sie sogar im Tode noch zu haben. Aber jenen römischen Aedil ließ das römische Volk keinen Eid auf sein Amt schwören, weil ihm zum Pflichthalten kein Eid nöthig sei. Es sollte kein Eid geleistet werden. Die Quäker haben Recht. Es sollte keiner gefodert werden. Gegen Christum, der ihn abgeschafft hat, sollte nichts gefodert werden. Er ist aber noch da, da als das furchtbarste Wort. Jünglinge! laßt es Euch wehe thun, wenn Ihr Eide schwören müßt. Der Erste fährt durch Mark und Bein; weher, wenn Ihr mehrere nach einander, nur wegen veränderter Umstände, leisten müßet; am wehesten, wenn Ihr auf

Unhaltbares schwören müßt. Solches Alles wird auch Euch vorkommen. Aber Jeder halte Beschwornes und sage: Ich werde eher den Acheron bewegen, ehe ich meinen Amts-, Kassa-, Fahneneid verleze, ehe ich vom Steuerruder, dem ich schwöre, loslasse. Ja, Alles, so wahr mir Gott helfen möge! Wie groß erscheint uns Leonidas? Er hatte dem Gesetze geschworen! Des Eides wegen ging Winkelried in die Spieße; des Eides wegen kämpften die Helden bei St. Jakob von Sechszehnhundert bis auf Sechzehn; des Eides wegen fielen die Schweizer alle beisammen an der Treppe des Pallasts der Tuilleries, und ein Löwe von Thorwaldsen verherrlichte dann ihren Tod, und des Eides wegen kämpften sie an der Berezina allein mit Rußland. Wer in der Haltung des Eides stirbt, stirbt in der Pflicht. Aber, bietet einst Allem auf, daß der Eid nie mehr oder nur für das Nothwendigste und Allerhöchste gebraucht werde!

Der Jüngling und junge Mann muß in seinem Vaterlande die Montur anziehen. Er muß. Nur einige wenige Verhältnisse entbinden dieser Pflicht. Der Staatsmann kann sein Staatskleid, der Pfarrer seinen Kirchenrock, der Schullehrer seinen braunen oder blauen behalten. Darum treten manche Jünglinge in den Staat, die Kirche oder Schule. Aber der Andrang in diese Verhältnisse um des Kriegsdienstes überhoben zu sein, rief Gesetze dagegen hervor, und gewährte keine Ausnahme mehr. Unter den

spättern Römern verstümmelten sich Viele, um untauglich zu sein. Jede Conscription stellt zehntausende von den Gesunden und Graden und Ganzen mit einem ärztlichen Schein als kränklich, krumm und nur halb ganz dar. In unsern Zeiten ist jeder junge Bürger zum Kriegsdienst verpflichtet worden. Darum ziehen nun nicht mehr nur stehende Heere, noch minder nur drei Horatier und Curiatier oder wohl gar nur ein David und ein Goliath, sondern die Völker einander entgegen, wodurch sich denn allerdings die Kriegsidee verändert hat und ein Eigenthum auch des Volks geworden ist. Mußt aber die höchste vollziehende Gewalt des Staates, des Vaterlandes, so muß die Montur nun einmal doch angezogen, das Gewehr auf die Schulter genommen, der Säbel ange schnallt, das Kriegsroß bestiegen, der Trommel und Trompete gefolgt und — der Fahne oder Standarte, tragen sie die Lilie oder den Adler, das Kreuz oder einen Löwen, geschworen werden. Ehre dem Tapfern! Er ehrt sein Land und seine Heimath, und diese rühmen sich seiner, und rufen beim Becherklang durch Jahrhunderte hinab: Er lebe hoch! So leben dato noch Prinzen Eugen, der edle Ritter, so Bayard, Kleist und Wolleb. Freilich kann, wer zu Hause in Schande lebte, sogar im Kriegsfeld nicht auf dem Bett der Ehre sterben; es kann's jedoch jeder brave Bürger. Wer umkommt, muß umkommen; wer verwundet wird, sollte verbunden, wer verstümmelt wird, sollte auf Kosten des Vaterlands sehr gut ge-

halten werden. Er hat für die, welche daheim saßen, sein Leben dran gesetzt, geschmeckt den Dortod. Gesund Heimkehrende mögen sich dann nur freuen, wenn sie ihre Kriegspflicht mannhaft und treu erfüllt haben, und das Vaterland mit Ehren aus dem Löwenkampfe tritt. Darum richtet, Jünglinge! Euer Auge auch auf den Soldatenrock, die Kanone und das Roß, und lernet den Kriegsdienst. Man kann ihn lernen und ihn im Frieden üben. Einst soll der Krieg aufhören, doch nicht, weil Kant vom ewigen Frieden geschrieben. Es gibt andere Gründe. Jetzt ist er noch — ein nothwendiges Uebel. Die Repräsentanten des Vaterlandes — nur diese dürfen entscheiden. Der Soldatendienst dauert nur gewisse Zeit. Männer mit Frau und Kindern taugen dazu viel weniger. Es kann nicht viele Winkelriede geben, die vor der Front noch an Weib und Kind denken, davon sprechen, und dann in die Spieße gehen können. Es braust nur in der Jugend das Sturmeswehen, für's Vaterland in Kampf und Tod zu gehen. Der Hausvater geht nur noch aus Pflicht, eilt jedoch auch, wenn, wie bei Sempach, die Gefahr groß, des Feindens Dräuen gräßlich ist, und des Vaterlands Freiheit, Sitte und Ehre auf der Waage liegt.

Jüngling! Sobald du ein Eigenthum besitzt, mußt du es dem Staate versteuern. Wisse: Du hast gewissenhaft alle Steuern und Abgaben zu entrichten. Wer den Staat betrügen kann, kann es auch Andere. Der

Betrug Beider geht aus dem gleichen Gewissen. Es ist Niemandem zu verargen, wenn er nicht gern viel gibt. Man arbeitet und spart lieber für sich und sein Haus, als für die Landeskasse, aus welcher nichts unmittelbar auf uns zurückfließt. Es handelt sich aber hier nicht um eine Annehmlichkeit, sondern um eine Pflicht.

Wer Aemter annehmen kann, soll, wenn er berufen wird, solche annehmen. Es muß alles Nöthige nun einmal doch von Jemandem gethan werden. Auch stehts dem Manne wohl an, die Augen seiner Mitbürger auf sich zu ziehen, von sich sprechen zu machen, und im Gemeinwesen eine Stelle auszufüllen. Nur Wenige noch unter dreißig Jahren werden schon gerufen, die aber von mehr als Sechzig ruft man selten noch. Zwar ist bei den Alten Rath, aber zum Ausführen ist die Jugend besser. Um Fürsten- und Volksgunst dienet nie. Es lohnt sich der Mühe nicht. Und auf den Dank der Nachwelt oder wohl gar Eures unmittelbaren Nachfolgers zählt nicht. Einem demokratischen Gemeinwesen dienen ist das beschwerlichste Dienen. Mache dich auf Verläumdungen, selbst Verfolgungen gefaßt. Oberrschmeichle nicht und büße dich nie tief. Wer seinen Kopf zu Anderer Füßen legt, auf den wagt's der Feigste zu treten. Untergeordnete halte im Zaume, aber plage sie nicht. Mache deine Sache recht und wehre dich, wenn man dich angreift. Hüte dich vor dem kindischen Titelstolz, der Amtsgroßthuerci und Grobheit. Keine Drohung und Bitte, keine

Lobung noch Geschenke dürfen dich bestechen, denn schon der, der dich bestechen will, ist schlecht. Laß dich nie zu einem Amte erbitten, dem du dich nicht einigermassen gewachsen fühlst, denn Bitten geben weder Talente noch Geschicklichkeiten. Ich kannte einen Mann, der halb grimmig wurde, wenn man ihm nicht etwa seine drei Haupttitel gab. Ein Anderer ließ auf einer Reise in jedem Gasthose nicht nach, bis er durch irgend eine Wendung zu verstehen gegeben hatte, er habe im Rathe die erste Stimme nach dem Präsidium, und ungenirt sagte er einem Stadtbeamten, den er um seinen Titel angefragt hatte: Da bin ich mehr als Sie. Traurig aber ist's in vielen Aemtern zu sehen. Dem Plinius war's auf seiner Villa, Cicero auf seinem Tusculanum, und Diofletian in seinem Kohlgarten wohler, als bei seinen Aemtern. Horaz aber gilt uns hier nichts, denn er war in Allem, nicht nur beim Falerner im sabinischen Henkelkrug, ein Epikuräer. Am Ende verleidet das bloße Geschäftsleben. Gerade so viel werth hat dein Amt für dich als du Idee hineinlegst, und wie deine Idee vom Amte, so rein mußt du drin stehen, so lange du drin siehst. Nahet das Alter, so entlade dich allmählig. Sich selbst noch bei lebendigem Leibe im Amt überleben, ist ein großer Jammer. Gut wäre es, wenn dich dann ein guter Freund auf die Gefahr aufmerksam machte. Je älter du wirst, desto minder glaube den Schmeichlern, den Lobpreisern deiner Leistungen. Fodert dein Amt, deine

Stelle Studien, so setze sie niemals aus. Diese sind dann, und vielleicht der einzige Gewinn des Amtslebens für dich selbst.

Wir sind mit diesen Gedanken unvermerkt weit über den Mittag unsers Lebens, sind damit bis in den Abend vorgeückt. Unsere Rätze müssen sich ja wohl einmal enden, der Weg muß sein Ziel finden, und — die Sonne sich neigen.

So stehet Ihr denn, Jünglinge! in meinen Gedanken im Hause, im Berufe und Amt. Nun sagt man uns Allen ununterbrochen, wir sollen alltäglich weiter kommen, alltäglich aufgeklärter, weiser, kenntnißreicher, tugendhafter, kurz und gut! in allen Beziehungen vollkommener werden. Ja, wemns nur so leicht ginge und gethan wäre, als es gesagt ist. Schön ist die Forderung, das ist wahr! Man sagt sogar, man müsse täglich eine Sünde, ein Lafter ablegen! Wer auch nur etliche Jahre lebte, müßte denn doch damit fertig werden. Das sind klingende Schellen. Machen wir nur Alles so wie es vorkömmt, so gut als uns möglich ist. Dadurch werden wir fest und immer fester im Guten. Unser Ziel jedoch sei allezeit das Allerbeste. Man kann aber Manches schon im dreißigsten Jahre nicht mehr so gut als im zwanzigsten, jedoch Anderes dafür besser. Jedes Alter hat seine Fehler und Gefahren, die uns am Galoppe im Guten hindern. Das Kind muß am meisten gegen die Lüge und das Naschen,

der Jüngling gegen Unreinheit, Böllerei, Eitelkeit und Frechheit, der Mann gegen Stolz und Härte, der Greis gegen die Unfreundlichkeit und die Besitzsucht kämpfen. Gut, wenn Jeder, was er soll, bekämpft. Wer jedoch die Fehler seines Zeitalters ins folgende und alle folgende hinübernähme, ja, den brächte die Sünde zuletzt um. Sein Tod wäre für Andere Gewinn, für ihn Verlust. Es sollte umgekehrt sein. Jünglinge! wer immer thut, was er so eben soll, so gut ers vermag, der darf sich ruhig der Zeit, d. h. dem Führer aller Dinge! überlassen.

Neben dem Haus, dem Berufe und Art treibt gar mancher Mann noch ein Nebengeschäft aus Liebhaberei, das man dann selbst auch Liebhaberei nennt. Man sagt, daß jeder Mann wohl gar zu seiner Erholung und Freude eine solche haben müsse. Eine Liebhaberei ist gut, wenn sie nicht viel Zeit und Geld kostet, besser, wenn sie Geist und Gemüth bildet, sehr gut, wenn sie mit unsern Pflichten in nahem Zusammenhang steht, und am besten, wenn sie — unsre Pflicht selbst ist. Da gibts Liebhaber des Weins, der Abendgesellschaft, des Tanzes und Spiels, des Reitens und Fahrens, der Reisen, Liebhabereien für die schönsten Pferde, schönsten Chaisen, Möbeln, Kleider, Liebhabereien für die Musik, fürs Häuserbauen und Gärten anlegen, die Jagd, den Fischfang, für die Tauben- zucht, das Theater, die Zeichnungen, Kupferstiche, Gemälde, Wappen, Münzen, Naturalien, Mineralien, Blu-

men und Thiere, Antiquitäten und Raritäten. Man sagt, die Liebhabereien seien des Menschen Qual und Freude. Seine Seele ist immer dabei. Er wendet viel dafür auf. Sie machen ihn erfindrich, aber er lügt sich selbst oft auch damit an. Er schwärmt für sie. Jedes Opfer kommt ihm klein und erlaubt vor. Jede Befriedigung entzückt ihn, jeder Verlust schmerzt ihn tief. Befriedigt wird er nie ganz. Durch Liebhabereien ist schon mancher sehr Reiche arm geworden, Mancher nie zum Wohlstande gekommen, Mancher in Schulden und wie ein Schelm in den Thurm gerathen. Warum wagens viele Bibliothekare, Besitzer von Naturalien und Kunstgegenständen nicht, gerade die Kenner und Freunde solcher Dinge allein im Zimmer, im Saale zu lassen? Weil schon Viele, von ihrer Liebhaberei überwältigt, nicht eben das Kostbarste, sondern das, was sie selbst noch nicht in ihrer Sammlung hatten, — gestohlen haben! Ein Bücherliebhaber kaufte aus Auktionen alljährlich eine Menge Fässer und Kisten voll Bücher, von denen er nicht den fünfundwanzigsten Theil lesen konnte, und — ließ Frau und Kinder darben. Und Einer der reichsten Güterbesitzer nahm, für seine Liebhaberei für eine Sammlung von Naturalien auf seine Güter so viele Summen auf, bis er — bankrott wurde. Ein Dritter verwandelte seinen Garten in einen Fischteich, den Fischteich wieder in einen Garten u. s. w. Da hinterließ er seinen Kindern nichts als die Erinnerung an des Vaters närr-

fche Liebhaberei immer zu ändern. Sa! wenn einer so reich wie Lufull ist! Dann mag er zu seinem Verwalter sagen: Probire es, mich arm zu machen; nur verschaffe meinen Fischen in den Teichen über dem Hause frisch Wasser!

Die rechten Hausfrauen sind den kostspieligen Liebhabereien ihrer Männer sehr abhold. Da verheimlicht Mancher den gekauften Gegenstand lange, oder er lügt sie in Betreff des Preises an. Oft geht ein arger Ehestreit, der jedoch nur äußerst selten zu einer Klage über Verschwendung reift und Scheidungsgrund gibt, bis vor ein Ehegericht. Schlechte Liebhabereien sind vor dem Publikum, den Freunden und vor Gott selbst ein Skandal, darum höchstens Dummen, Geschmacklosen, Kindischen zu verzeihen. Was sagen wir von der Liebhaberei jener Pariser Jungfer, alle Arten von Thierekrementen zu sammeln, zu ordnen und in zierlichen Gläsern in Glasschränken aufzustellen?

Es will Alles verständig und vernünftig, würdig und männlich erfaßt, behandelt und benützt sein. Darum lasse keine Liebhaberei dich beherrschen, sondern beherrsche sie. Sie sei dir nur Nebenzweck. Bewache sie! Es kann eine Schlange im Grase liegen.

Nun müssen wir noch, ehe der Abend kömmt, von der Fürsorge für die Gesundheit unsers Hauses, der Kunst

vorzusparen und der Fürsorge für unsre Gattin und Kinder, falls sie uns überleben, nothwendige Rätke geben.

Ein Krankenhaus ist ein Armenhaus, wenns sogar ein Pallast wäre. Gesunde Eltern erzeugen gesunde Kinder, aber Alles, was Leben und Athem hat, kann krank werden. Thut Fürsorge! Gute, gesunde und reichliche Nahrung stärken Leib und Seele. Dürftige müssen's machen wie sie können, Vermögliche wie sie wollen.

Viele Kinder erben den Tod von ihren Eltern noch bei Lebzeiten derselben, und die Gewalt desselben ist der Kinderwelt furchtbar groß. Die Hälfte der Menschen stirbt frühe. Leicht wird das Kind krank, schnell genest es auch. Seine Lebenskraft ist auf die längste Dauer berechnet. Das Weib ist zarter als der Mann. Je älter du wirst, desto schwächer reagirt deine Kraft gegen alle Einflüsse. Im hohen Alter selbst hingegen ist auch der Einfluß gering. Jede Niederkunft nimmt der Mutter einen Theil ihres Lebens. Verzärtle kein Kind, ausgenommen das Kränliche. Verzärtelte Jungfrauen gebären als Mütter nur Kinder von Fließpapier, denn, der Embryon unter dem Herzen nimmt mehr das Leben der Mutter als das des Vaters an. Die Spartaner erzogen ihre Töchter für den Sturm, das Ringen und Kämpfen. Dann konnten sie auch Bären und Löwen gebären. Die Knaben sind rauh zu halten. Hinter dem Ofen Erzogene und weich und warm Gehaltene spielen im Leben eine Rolle wie Peter

auf der Reise, oder, wenn sie dem Westwind noch Stand gehalten haben, so bläst und pfeift sie der Nordwind um. Bald will der Vater, bald die Mutter verzärteln. Aber überschätze die Kraft deiner Kinder nicht, und folge nicht jeder neuen physischen Erziehungsmanier des Zeitalters. In Krankheiten fürchte nicht sobald, und mache dein Haus nicht unnöthig zu einer Apotheke. Widerstehe den Anfängen der Krankheit durch Mäßigkeit und einen heitern Lebensmuth. Der Fleiß hat keine Zeit krank zu werden, und darf oft bald wieder zur Arbeit zurückkehren. Von der Vornehmheit immer krank zu sein oder zu thun, wird sich ein vernünftiger Mann nicht einmal in Acht nehmen müssen. Ich möchte nicht anrathen, schon am Anfang des Jahrs eine Summe für den Arzt auf die Seite zu legen, um ja nicht auf die Krankheit subscribirt zu haben. Nur in akuten Krankheiten ist der Arzt eiligst zu holen.

Die Wahl des Arztes ist nicht ungeschwierig. Verwandtschaft und Ruhm entscheiden gewöhnlich. Seiner Empfindlichkeit wegen kann man nicht leicht wechseln. Der Wechsel kann wie der Nichtwechsel schaden und nützen. Des Kranken Leben liegt in der Lotterie. Vertraue dem Arzt und Gott, und bringe die Kunst des Arztes und die Fürsorge Gottes möglichst durch die Idee, daß kein Haar von deinem Haupte ohne Gottes Willen falle, in einen ruhigen Einklang. Gott wirkt durch die Natur. Sie ist in der Kunst zu heilen eine wahre Tausendkünstlerin. So oft

ein kranker Hausgenosse genesen ist, sollte in angenehmer Gegenwart des Arztes als Gast ein Dankfest gefeiert werden, und der Arzt sollte sie zur Kirche führen, daß er vor ihren Ohren Gott für seine schöne Kunst danke.

Jünglinge! Man muß sich, wie unsre Altvordern sagten, einen Noth-, Tod- und Ehrenpfenning auf die Seite legen, also Etwas auf alle Fälle vorsparen. Oft geht der Gelderwerb in den kräftigen Jahren rasch, aber später gar langsam. Wie? Soll gar alles Gewonnene wieder zerrinnen? O der Anklugheit! Um vorsparen zu können, ist in den meisten Haushaltungen Zufriedenheit mit Wenigem und Genügsamkeit nöthig. Ein Sprüchwort sagt: Mit Wenigem halte man Haus, mit Vielem komme man aus, und wieder Eins ruft: Was du nicht nöthig hast im Haus, dafür gib keinen Heller aus, selbst wenn es noch so wohlfeil wär' ist's doch zu theu'r. Merk' dir die Lehr! Man kann viel vergeuden, ohne daß es irgend Jemandem wahrhaft zu gute käme. Wer keine harthölzerne Schränke, keine große Spiegel, keine gute Weine und seidene Kleider vermag, lege seine Kleider in sichtene Schränke, beschaue sich in einem Groschenspiegeln, trinke Bier und kleide sich wohlfeil. Das fodert die Ruhe und Ehre der ganzen Haushaltung. Franklin gibt uns darin gute Räthe. Wenn man in einer großen Haushaltung beim Frühstück für Zucker, Eierbrot und Butter fünf Groschen, am Mittagstische fünf für ein überflüssiges Gemüse oder einen

Nachtisch, drei zuviel beim Abendbrot, und wieder fünf-
unnöthig beim Nachttisch ausgibt, der wirft täglich acht-
zehn Groschen, wöchentlich hundert und sechsundzwanzig,
jährlich also dreihundert und siebenundzwanzig Reichsgul-
den, ein ganzes Kapital, weg. Ja, an jedem Tage nur
fünf Mariengroschen oder fünfzehn Reichskreuzer zuviel,
gibt jährlich mehr als fünfzig Gulden, mit welchen ein
Schuhster, ein Tuch-, ein schlimmer Arzteonto hätte be-
zahlt werden können. Das Geld ist weg, aber der Conto
bleibt unbezahlt im Schreibtisch, und wird beinahe ver-
gessen. Kaum ist Jemand so arm, daß er gar nie irgend
Etwas vorsparen könnte. Oft sparen die Armen am we-
nigsten. Sie kennen den Werth des Geldes nicht recht,
wähnen, daß ihr Sparen sie doch nicht vorwärts bringe;
sie seien nun einmal arm und müßens bleiben u. s. w.
Welch ein Sporn sind die Ersparnißkassen, die die Pfen-
ninge und Groschen der Armen aufnehmen! Wer in die
Ersparnißkasse oder sonst wo Geld anlegt, wundert sich,
daß es in kurzer Zeit ohne sein Zuthun so viel gewonnen.
Ja, das Geld arbeitet beinahe schneller als die Hand. Es
arbeitet auch am Sonntage, und hat nicht Ruh noch Raß
selbst in der Nacht, wenn du schläfst und nichts von ihm
weißeß, und wird nie müde, und — Alles ohne dein Zu-
thun. Mache dir, möchte ich jedem Hausvater zurufen,
mache dir und deiner Hausfrau dieses Vergnügen. Lege das
Einbindegeld deine Kinder und Etwas für deine Frau darein.

Erstern nützt's, Letztere freut sich. Die guten Hausfrauen sehens gar gerne, wenn der Hausvater für sie sorgt.

Oder wollet Ihr lieber nichts haben, Ihr Hausväter? Lieber durch jede zu machende Ehrengabe in Verlegenheit gerathen, jede Noth durch Geldnoth noch vergrößern, und bei Todesfällen die Verstattungskosten vom Gemeinwesen erbitten? Und wie, wenn die Söhne ein Lehrgeld bedürfen und Töchter ausgestattet werden sollen? Soll Alles ärmlich geschehen, obschon mans besser machen könnte? Ist's rathsam Schulden zu machen? In der Jugend dürfen zum Anfang, für den Beruf und die Einrichtung des Hauswesens, später nie mehr Schulden gemacht werden. Zur Mittagszeit muß man anfangen die Schulden abzuführen, am Nachmittage müssen sie getilgt sein. Am Abend drükten sie gar zu peinlich, weil man sie nicht mehr bezahlen könnte. Schulden zu bezahlen! ja, solches zu thun, muß man Allem aufbieten.

Ein Dekonomielehrer sagte gar gut, der Anblick eines getilgten Schuldregisters gleiche dem Blicke eines Siegers aufs Schlachtfeld.

Niemandem auf Erden einen Pfening schuldig sein, oder wenigstens so viel Vermögen als Schulden haben, macht ruhig und froh, aber einiges Vermögen besitzen, macht Muth, wie wir es an den Reichen sehen. Bettler müssen kriechen, Bettler sind alle muthlos oder frech. Bettler ist, wer bitten muß. Darum Sorge für, ohne nach Reichthum

zu trachten. Wer reich werden will, obschon er nicht kann, fällt in Strife und Versuchung. Nicht Alle erben von den Eltern und Verwandten. Wer sich auf's Erben verläßt, kömmt entweder zu früh oder zu spät. Das ist wieder ein Sprichwort. Nicht Alle erheirathen sich Viel. In Betreff der Lotterien, diesen ungeheuern Reizmitteln, mit wenigen Gulden oder Thalern Tausende, Hunderttausende, eine Million, einen Pallast, ein Ritterschloß, eine ganze Landschaft mit Wäldern und Teichen und Aekern und Wiesen, und etlichtausend Bauern zu gewinnen, ist mehr zu fürchten als zu hoffen und zu lachen als zu thun.

Man sagt, man müsse dem Glük ein Thürchen, ein Fensterchen, sei es auch nur Eins auf dem Dache, offen lassen. Es ist nicht nöthig. Das Glük muß schon im Hause sein. Willst du einlegen, so thue es mit Lachen; vergiß die kleine Einlage, und — lache, wenn du nichts bekommst. Ein Spaßvogel behauptete die Wahrheit der Träume, denn, es habe ihm einmal geträumt, er hätte in die Lotterie gelegt und — nichts bekommen. Sein Traum sei buchstäblich in Erfüllung gegangen! Hier gilt das Wort: Träume sind Schäume. Und doch verbinden immer noch zehntausende von Menschen mit ihrem Einlegen in die Lotterie Hoffnung und Angst, Zeichen und Wunder, Aberglauben und Dummheit, eben Träume. Selbst Bibelsprüche werden damit in Verbindung gesetzt.

Kennet Ihr das Sprichwort: wer bis zum zwanzigsten

Jahre nicht schön, bis zum dreißigsten nicht stark, bis zum vierzigsten nicht geschmeid, bis zum fünfzigsten nicht reich und bis zum sechzigsten nicht geehrt werde, werde es nie mehr? Die Ausnahmen sind wirklich selten. Manchem wäre es in den Jahren der Kraft und des Glücks wahrhaftig sehr leicht, ein Stückchen, eine Summe, ein Kapital auf die Seite zu legen, aber er thut's nicht. Zur Entschuldigung sagt er eben, man sei nur Einmal jung. Richtig! aber man wird auch alt. Andere flüchten sich vor dem Gebote zu sparen durch die Rede, es sei ungewiß, ob man alt werde. Ebenfalls richtig! Aber, wenn du doch alt wirst? Ja, spare, „um zu haben, zu geben den Dürftigen,“ um deiner Selbstständigkeit und ökonomischen Unabhängigkeit willen, um dir deinen Abend zu erleichtern, und — für deine Gattin und Kinder. O Gründe genug!

Willst du lieber für dich oder für Frau und Kinder vorsparen, d. h. für letztere in Wittwen- und Waisenkassen legen? Vielleicht ist dir Beides möglich. O, dann thue es! Für deine allfällige Wittve und Waisen thue möglichst viel im Voraus. Du bist verpflichtet. Soll deine Wittve darben? Könntest du den Gedanken ertragen? Dann verdienstest du keine treu sorgende Gattin, keine gute Kinder. Allerdings geht dein Antheil verloren, wenn du deine Gattin überlebst. Aber dann kannst du lebend selbst noch für sie sorgen, und deine Einlagen sind eine großmüthige Gabe, ein heiliges segensreiches Opfer für

andere Wittwen und Waisen geworden. O vergiß doch nicht
des großen Wortes, wer die Seinigen, besonders seine
Hausgenossen nicht versorge, habe den Glauben verläugnet
und sei ärger als ein Heide. Schwer muß das Bewußtsein,
diese Pflicht vergessen zu haben, auf der Seele des sterben-
den Vaters lasten. Das Bewußtsein nach Möglichkeit für-
gefordert zu haben, muß noch dem brechenden Herzen wohl-
thun.

D. Der Nachmittag.

Nachmittag ist die Zeit zwischen Mittag und Abend. Er gleicht dem Vormittage auf der heruntergehenden Seite der Pyramide, auf deren Spitze die Mittagssonne glänzt. Der Mittag steigt bis auf fünfzig Jahre. Dann beginnt der Nachmittag gewiß. Wir haben viele Bilder mit Altersstufen. Sie sagen: zehen Jahre ein Kind, zwanzig Jahre ein Jüngling, dreißig Jahre ein Mann, vierzig Jahre wohlgethan, fünfzig Jahre Stillstand. Der Fünfziger steht zu oberst.

Unterdessen ist auch die Gattin emporgestiegen. Sie steht dir wenigstens nahe. Am Nachmittage fängt mancher Gatte an, wie sich die Schrift ausdrückt, das Weib seiner Jugend zu verachten. O, sie ist noch deine Hausehre! Sie ist noch deine ehemalige hübsche Jungfrau, noch die, an der du dich so innig, so glühend ergötzest, noch die Mutter deiner Kinder, die dir Freude machten und noch machen, wenn du sie gut erzogen hast. Noch ist sie, die dein Haus bewacht, für dein Haus sorgt, mit unendlicher Liebe und unermüdblicher Thätigkeit für deine und des ganzen Hauses

Bedürfnisse denkt, wirkt und betet. Zwar haben die Jahre ihre Rosen verwischt, das Gebären hat ihr viel von ihrer Anmuth genommen, und die Zeichen des Alterwerdens stellen sich an ihr im Blick, Haltung, Geberde und jeder Bewegung noch stärker als an dir heraus. Der Mann ist immer zehn Jahre jünger als das Weib gleichen Alters. Aber bei wem und mit wem und durch wen ist sie älter geworden? Sie gab sich dir willig und ganz und auf immer hin; sie suchte ihre Ehre und Freude, aber auch ihre Fürsorge und ihren Schutz in dir. Sei ihr das, Mann! im Nachmittag deines und ihres Lebens, bis der Tod das Band auflöst!

Stirbt eine wahre Hausfrau, so sagt man sprichwörtlich, das Dach sei vom Hause genommen. Ein anderes schweizerisches Sprichwort sagt sogar, daß, wenn der Hausvater sterbe, Ein, wenn die Hausfrau sterbe, Drei Engel auf die Leiche gehen. Ehrt man die Frauen noch in ihrem Alter, so flechten und weben sie auch dann noch Rosen ins irdische Leben. Allerdings Herbstrosen und künstliche, die aber doch das Auge und Herz ergötzen! Ihre Rosen sind auch die Kinder. Pretiosen gefallen dir. Ihre Kinder sind Pretiosen. Eine Römerin zeigte ihrer sie besuchenden Freundin ihre Kostbarkeiten, wollte dann aber beim Gegenbesuche die ihrer Freundin sehen. Es war Vormittag. Die Freundin zögerte immer. Gegen Mittag kehrten die fünf Kinder aus der Schule. Da führte sie ihr diese zu, und sagte:

Diese, Freundin! sind mein Schmutz. Sie verdiente dafür von ihrem Manne umarmt zu werden.

Wenn einmal aber die Söhne der Schule erwachsen sind, in den Beruf eintreten, und auf die Reise gehen, die Töchter aber Bräutigame haben und ausgestattet werden müssen, du dann Großvater geworden bist — dann wirst du dich, wie gesund und munter du alsdann auch sein magst, doch gewiß nicht mehr in deinem Vormittage wähen. Sind alle Kinder versorgt, so bist du gewiß schon im Nachmittage, noch wahrscheinlicher schon im Abend. Schau in den Spiegel! die Haare sind die Schelme, die dich verrathen. Laß sie weiß oder grau werden. Reise sie nicht aus!

Wie traurig, wenn du mit deiner Gattin im Unfrieden gelebt hättest, stets die Zwietracht zwischen Euch säße, sich die Liebe in Gleichgültigkeit, die warme Traulichkeit sich in ein bloßes noch legales Weisammenleben umgestaltet hätte, oder wohl gar von einer Trennung je die Rede gewesen sein sollte? In sieben Fällen gegen drei von zehen ist die Frau der unschuldige und minderschuldige Theil, und in sieben Fällen von zehen Scheidungsklagen ist des Mannes Ausschweifung, Trinksucht, Spiel und Unordnung schuld. Der Frauen geringere Schuld ist dann die übermäßige Strenge, Härte, Zanksucht. Die Scheidung macht die Frau unglücklicher als den Mann; darum soll Er sich niemals scheiden lassen wollen. Werden die Kinder getheilt, so entsteht Haß

und Verderbniß. Die Kinder werden gehindert, dem großen Gebote: Ehre Vater und Mutter gleich! ein Genüge zu thun. Je länger ein Band gedauert, desto ehrwürdiger ist es geworden, und jedes neue Jahr in der Ehe ist eine neue Pflicht, fest zusammenzuhalten. Am Vormittag soll man sich ineinander fügen lernen, über den Mittag miteinander gern und froh am gleichen Tische mit den Kindern speisen, am Nachmittage alles Guten und Bösen, Angenehmen und Unangenehmen miteinander endlich gewohnt sein. Jede Trennung wird immer schwieriger. Zwangsfälle, die Christus bestimmte, ausgenommen, ist sie immer Unrecht, Unehre, Unglück, Sünde. Ich wende mich unwillig von solchen Erfahrungen ab. Wenn nur kein Einziger unter Euch, Jünglinge! je auf die Gefahr außer und in sich stößt, Solche zu machen!

Wie süß ist ein friedliches, freundliches, einträchtiges, gebildetes, edles, christlich-religiöses Ehe- und Familienleben! Der Herr thut sich in ihm kund. Sein Segen darin muß sichtbar werden. Mir und Tausenden ist das Gegentheil zu denken unmöglich. Aber den Himmel hat man dessenungeachtet noch, ja immer noch nicht!

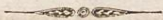
Die Freuden der ersten Ehe können sich in der zweiten nicht wiederholen. Die Erste ist die schönste Blüthe. Zwar kann der Mann allerdings wieder eine für ihn passende Gattin und Gehülfin finden, und in seiner zweiten Wahl für sich glücklicher sein, allein, für seine Kinder wird er

nur äußerst selten wieder eine Mutter im schönsten Wort-sinn finden.

Die Söhne und Töchter haben das Haus und des Vaters Tisch verlassen. Sie sind in der Fremde oder ver-ehelicht. Das Haus ist leer geworden. Die Enkel kommen auf Besuch. Der Gesang verlöscht. Alles wird stille. Sie kamen allmählig, immer Eins nach dem Andern, in die Wiege, in die Schule, nach einander wieder heraus, in die Fremde, wieder heim, in den Beruf und die Ehe — Alles zum Hause heraus. Im Gleise geht Alles, Alles in Ordnung und wohlhergebrachter angestammter Weise, immer wechselnd über Stof und Stein, dann durch Wiesen und Auen. Die größten Veränderungen sind überstanden. Alles wird allmählig Gewohnheit, zweite Natur: die Arbeit, die Sorge, die Erholung und Gesellschaft, meist nach der Schnur und dem selbst gemachten oder aufgedrungenen Geseze! Ach! da will es Abend werden, und der Tag fängt sich zu neigen an!

Schien in der Jugend jeder Tag eine Woche, so scheint nun jede Woche ein Tag. Man spricht am Nachmittag des Lebens von Jahren, wie von Monaten. Man nimmt noch Arbeiten auf sich, die Jahre kosten, und wagt sich in Unternehmungen und Plane, die zur Ausführung ein Fahrzeubend fodern, eben weil man Jahre für Monate hält, und lacht, wenn Jünglinge noch von ein Paar Jahren wie von langen Zeiten sprechen. Gewohnt schon lange

da zu sein, möchte man sich unsterblich glauben, wird immer älter, und verwundert sich doch über jede Todesnachricht. Da heißt's: Ich sah ihn doch erst noch gesund! Und — nimmt nicht wahr, daß — die Sonne auch für ihn auf der Meige ist. Das Leben, die Zeit und die Menschen sind gar sonderbare Dinge!



E. Der Abend.

Der Abend kommt gewiß. Die Sonne sinkt zum Horizonte herunter. Das Greisenalter naht sich, wenn auch mit ganz leisem Tritte. Es kommt daher auf seidnen Pantoffeln und sandbestreutem Boden. Die Erde breitet sich zur Aufnahme und die Schaufel liegt ebenfalls bereit. Mit einer Einzigen kann man Euch Alle beerdigen, und Raum in dieser Herberge ist für Alle vorhanden. Dennoch, auf, Ihr Greisen! muthig vorwärts, und täglich den Wanderstab auf die Straße gesetzt! Lasset keinen Mißmuth noch Aerger, keine hämische Beurtheilung Anderer, keinen Geiz in Euch hineinkommen.

Lebet noch der Arbeit, wenn sie auch sich nicht mehr wie früher beinahe wie von selbst macht. Wirket so lange es Tag ist. Es kommt die Nacht, da man nicht mehr wirken kann. Freuet Euch noch des Lebens, weil noch das Lämpchen glüht. Ergötzt Euch mit den noch lebenden wenigen Freunden, Nachbarn, Altersgenossen. Denket und leset noch. Sammelt um Euch die Eurigen Jüngern. Rufet den Enkeln. Schaukelt sie; spielet mit ihnen; erzählet ihnen Kindisches und Kindliches. Sor-

get nicht. Seid Philosophen. Man sagt ja, der Philosoph sorge nicht. Erkältet und verdunkelt Euer Haus nicht; erwärmt es durch weisen Scherz und macht es heiter. Zur Last seid Niemandem. Man soll Euch gerne haben, soll nicht Euer Sterben wünschen. Drücket kein Kind und kein eingeheirathes Familienglied. Doch! Jünglinge! was sollen Euch solche Regeln, Rätze, Gebote, Warnungen oder Ermunterungen? Nein! Ich will Anderes und auf einem andern, jugendlichen Standpunkte, ja, gerade von dem Euch unbekanntem, noch unerrathbaren Alter- und Greisenthume mit Euch sprechen. Höret mir noch gerne zu!

Dem unausweichlichen, dem unangenehmen Alter, ja selbst dem Tode soll man, wenn möglich, frohen oder doch ruhigen Muthes ins Angesicht sehen, und vor dem Natürlichen sich nicht entsetzen. Haben wir das Leben frisch anfassen gelernt, so sollte es uns nicht elend machen können, wenn uns der Tod allenfals auch ke anzugreifen dräuet. Ihr meinet aber etwa, davon sei gar nicht zu sprechen, weil der Abend noch sehr ferne und selbst der Mittag für Euch noch nicht da sei. Ja, das dachte auch ich, als ich noch jung war, wenn ich vom Alter sprechen hörte. Aber man spricht von der Kirchweih bis sie da ist. Ich will jedoch wirklich davon nicht viel sagen, weil es doch ungewiß ist, ob Ihr den Abend erlebet, und nicht noch am Vormittage oder früh am Nachmittage sterbet. Unzählige Jünglinge sterben zwischen zwanzig und dreißig Jahren

ohne oder aber mit Selbstschuld. In den vierziger Jahren ist der Mann kaum umzubringen, aber mit sechszig fängt's Alter an. O der Sturm bricht Manchen, und die Eiche liegt am Boden. Nur für den eintägigen Menschen ist's von zwanzig bis sechszig weit, aber für die Zeit ist der Weg von der Wiege bis zum entfernten Sarge nur ein kleiner Schritt.

Als Ihr Kinder waret, war Euch das Leben lang. Wie lange erst wars, wenn Ihr Euch nach irgend Etwas, etwa nach dem Christtag oder einem Geburtstag sehtet? Ihr zähltet, wie oft Ihr noch zu schlafen habet. Euer Maassstab war der allerkleinste und für die Sehnsucht sehr wohl gewählt, denn, eine rechte Kinderschlafnacht ist ein Augenblick. Ihr rechnet nun nicht mehr so. Nun wartet Ihr auf das, was kommen soll, ganz ruhig und geduldig, und sagt: Ich kann es gar wohl erwarten! Schon wisset Ihr, daß das Leben ventre à terre gallopirt, und — dennoch gehts noch gar langsam. Euer Maassstab ist noch nicht derjenige des Greisen.

Es kommen die Tage, von denen wir sagen, sie gefallen uns nicht. Ihr möget Euch dann noch so lange jung stellen, und sogar Kunstmittel anwenden, nicht alt zu scheinen. Das nützt Alles nichts. Der Wein kömmt auf die Gese, und Weinblumen umkränzen den Becher am Munde. Die Augen müssen ihr Feuer und alle ihre Jugendlichkeit verlieren. Die Stirne furchet sich, die Ohren

hören doch nicht mehr gar so fein, die Wangen werden brauner, und der Gang bei Nacht und auf dem Eise unsicher, ängstlich, und — alles Leben schlüpfrig. Manches möget Ihr nicht mehr mit den Jüngern aushalten. Der Muthwille ist schon lange hin, nur ist die Heiterkeit noch geblieben. Manche Freuden, die Eure Ersten waren, werden Euch gleichgültig, und die alten Freudegenossen werden dann beinahe Alle im Grabe liegen. Sie singen ja nicht mehr, und trinken nicht mehr und plaudern nicht mehr. O, ein halbes Jahrhundert macht den Menschen zu Etwas ganz Anderem. Nur das Ich ist mit seinen Freuden und Schrecken unwandelbar. Ja, an jenem Stufenbilde gehts rechts herunter. Da heißt's: Sechszig Jahr fängt's Alter an; siebenzig Jahr ein Greis, achtzig Jahr silberweis, neunzig Jahr der Kinder Spott, hundert Jahr gnad' dir Gott! Dem Kinde ist eine Peitsche, dem Knaben ein Schaukelpferd, dem Jüngling eine Jungfrau, dem Manne eine Frau, dem Vierziger, ebenfalls eine Solche, aber eine ältere, beigegeben. Der Sechsziger geht mit dem Stofe, aber noch gerade und fest, der Siebenziger ist schon ein wenig krummen Rückens. Wie schwach stützt sich der Achtziger im Pelzwerk auf den Stof? Und dann erst der Neunziger? Der Hunderter ist ganz Knoche oder Geiß, ist eine Mumie geworden. Der Knabe lacht über den Greisen, dem der Ueberschritt über ein Bächlein ein Wagniß erscheint, und springt herüber, dem Greis zu zeigen,

wie man springen soll. Der Greis aber lächelt, und sagt: Mein lieber Junge! Als ich auch so ein Knabe war, machte ich vielleicht noch größere Sprünge. Ob du, achtzig alt, auch noch so springest? Vielleicht liegt der blühende springende Knabe noch früher auf der Bahre, als der halbtodte Greis. Daß man mit dem Jahre Sechszig sogleich einen Abbruch am Leben fühle, ist tief aus der Erfahrung gegriffen.

Jünglinge! Lasset lange nicht Abend werden. Der Rath ist gut, nur muß man ihn recht verstehen. Alle Affektation muß entfernt bleiben. Jeder thue seinem Alter angemessen, man kann jedoch auch schon in den jungen Jahren Altklugheit affectiren, und auf die noch Jüngern herunterschauen, immer von gewonnener Klugheit und langen Erfahrungen, im Alter sodann immer von der Weisheit des Alters sprechen, und — rein vergessen, daß man solche Sprache, als man selbst noch jung war, ungern hörte, und sogar am Silberhaare nicht liebte. Ein bescheidener Greis äußerte in einem Höflichkeitsstreite gegen einen zarten Jüngling: Ei, Sie vergessen, daß ich nur an Jahren über Ihnen stehe! Ja, Alter! möchte ich Manchem zurufen: Lasse dich von den Jungen ehren, und sie sollen dich ehren und werdens; thue aber dennoch mit deinen Erfahrungen, die du doch meist nur für dich gemacht hast, und von denen Viele nicht einmal zu brauchen sind, nicht gar groß. Man ehrt nicht die Erfahrungen. Diese

staunt man an. Man ehrt die Ruine, die alte Ritterburg, ihres Alters wegen, am Menschen den Geist, die sittliche Güte und Kenntniß. Die grauen Haare sind eine schöne That, wie die goldenen Loken zur Blüthe der Jugend.

Ich fahre noch ungebundener zu sprechen fort. Erlaubet mir's?

Jünglinge! Ihr liebet mürrische, finstere Greise, liebet die Pedanten des Alters nicht. Ihr wendet Euer Auge dem Heitern, der aufgehenden Sonne, der Morgenluft zu, und Euer Ohr verschließet Ihr den Klagliedern über die Jugend. Denn, nur in den, in ihrem Ernste Heitern, könnet Ihr Euch selbst und Euer Leben sehen. Aber gleichgültige Greise für Euern Umgang dürfet Ihr Euch doch auch nicht wünschen, denn, die Religion und Moral stehen ewig, und sind geschrieben unaustilgbar in die Brust einer jeden Lebenszeit. Gleichgültigkeit fürs Wahre, Gute, Heilige, für Natur, Wissenschaft und Kunst, für sein Haus und die Welt entehrt alle Alter. Am ernstesten muß jedoch allerdings das Alter sein. Es schaut bis zur Wiege zurück, es erinnert sich seiner vielen gemachten Fehler; seine Unvollkommenheit thut ihm wehe, und nimmer kann es sich mit sich selbst versöhnen, daß es sein Leben lang die Hand immer nach einer Idee ausstreckte, ohne sie nur recht zu sehen, nach einem Ziele, ohne Hoffnung es erlaufen zu können. Ei! im Alter wird man gar unzufrieden mit sich selbst, doch besser ist diese Unzufriedenheit mit sich

selbst als mit Andern. Jünglinge! Demuth ist die schönste Tugend, alles Lebens Lob und Ehr, denn, sie zieret unsre Jugend, und das Alter noch viel mehr! Wenn der Greis, oder wenn Ihr einst als Greise nur nicht ausrufen müßet: O, wenn mir nur Jupiter die verlorenen Jahre zurückbrächte! Oder: Lebt' ich zum Andernmale, ich sing es klüger an! Mancher muß rufen: Ich habe mein Del und meine Mühe verloren! Am traurigsten aber wäre, seufzen zu müssen: Ach! Ich habe den Zweck meines ganzen Lebens völlig verfehlt! Werdet Ihr aber meine Rätze bis dahin beachtet, mit Liebe zum Recht und zur Pflicht, mit Vertrauen zur Menschheit und Verehrung Gottes als Christen, sei es auch unter Kämpfen und Straucheln, mit blutenden Wunden und geringen Siegen, angewandt haben, so — ist's gut, so ist es gerathen. Eins jedoch wird noch zu bedenken sein. Was denn? Wie Ihr Euren Lebensmuth erhalten, und Eure Heiterkeit des Herzens, so lange Euch noch die Sonne scheint und Euer Puls schlägt, möglichst bewahren möget? Der Mensch will ja, wenn er kann, munter bleiben. Die Sonne am Abend soll ihm auch noch eine Sonne sein, wie schieß ihre Strahlen in seinen Abend fallen. Brennen sie ihn nicht mehr, wie die Mittagsstrahlen, so will er doch, daß sie ihm noch leuchten. Er will der Sonne Heiterkeit selbst in der Abendfühle und wenn der Thau fällt, doch noch warm in seinem Aug' und seinem Herzen haben. Was wäre nun aber für diesen Zweck

zu thun? Wohl! Darüber noch ein Wort! Dann scheiden wir bald, und Ihr geht Eure Wege wieder ohne mich.

Erinnert Ihr Euch Eurer Jugend nicht mehr ganz deutlich, so wisset Ihr doch gewiß noch, daß Eure Ansicht von Allem, von der Natur und dem Leben und den Menschen baar poetisch gewesen. Das Kind in der Wiege kann nicht anders als Poet sein, und Alles außer ihm ist nur Poesie. Es erhöht alles Seiende; es lebt, fühlt nur in Ideen. Die kennen das Kind nicht, die in ihm nur Sinnliches sehen. Es ist ein Uebersinnliches, darum wird es vom Uebersinnlichen sogleich am stärksten ergriffen. Der Mensch aber kann Kind zu sein aufhören. Man macht es wohl gar aufhören. Wer aufgehört hat, sieht dann beim Beurtheilen des Kindes selbst nicht mehr recht. Ja, des Kindes Leben an der Mutterbrust ist gar angenehm dichterisch, und dichterisch ist seine Pietas, und all sein Leben im Hause und in der Natur. Es ist ja selbst eine Blume, also ein Ausdruck der Poesie der Natur. Und sein Gefühl, sein Leben am Christ- oder Sylvestertage, wenn das Bäumchen seines eignen grünen Lebens mitten im kalten Schnee des Menschenlebens mit den goldnen Nüssen und Kerzchen flimmert, oder, wenn es mit Vater und Mutter die Blumen des Frühlings besuchen darf, was ist es anders als Poesie? Dann aber verwischt die Schule, wie sie gewöhnlich ist, allmählig fast alle Poesie, und ohne den Sonntag verlore es sie ganz. Wie ist der Jüngling noch? Ist irgend

einer seiner Pläne und Vorsätze in dem, was man Wirklichkeit nennt, begründet? Auch der Mann muß noch in der Idee, die da Poesie ist, leben, wenn er den Muth, die Frische nicht verlieren, nicht in der Blüthe verwelfen, nicht in der Kraft veraltern, nicht in dem, was ihm Andere als Wirklichkeit bieten, untergehen soll. Ideen sind Kinder der Vernunft, deren Pathe und Pathin die Phantasie und das Gefühl sind. An diese hält er sich, wenn er — klug ist. Diese Klugheit ist erst noch mit der Religion nicht nur im Einklang, sondern Religion selbst, jedoch der Weltklugheit Gegensatz. Zwar nennt man Solche Schwärmer, zwar stoßen sie unzähligemale am Einzelnen an, zwar leben sie mehr der Stunde als weitaussehenden Plänen, und rechnen nicht wie Andere rechnen, und rennen nicht nach flüchtigen Vortheilen und Dingen, die, erfaßt man sie, die Hand wie Dornen rizen, und das Gemüth ganz leer lassen. Ja, sie kommen sogar in manchen baar praktisch rechnenden Verhältnissen nicht einmal gut zu recht. Das hat aber nicht viel zu bedeuten. Sie bleiben desto länger frisch, und ihre Blätter sind die des Baumes, gepflanzt ans frische Wasser, von dem uns David singt.

O Jünglinge! Erhaltet Euch Eure jezige Poesie und Neigung, Alles in Euch und um Euch her zu idealisiren. Schauet die Natur und Menschen und alles Leben fernerhin für ein großes Epos, und mit dem Blick der Sterne,

d. h. von oben herunter, Alles mit dem Blicke der Blumen bis an des Lebens Ende an. Poesie muß Euch heben, Eure Wanderschaft durch das Dasein verherrlichen, Eure Gattin verschönern, Eure Kinder noch anmuthiger, Eure Freunde Euch noch lieber machen, und besonders Euer Familienleben süß und schön gestalten. Traget, so viel davon möglich, sogar in Eueren Beruf und alle Eure Arbeiten. So bleibt man immer lebensfrisch und heiter in dem Ernste, so wird das Alter Kindheit, und die silberweiße Locke erscheint im Abendsonnenstrahl wie Gold. So machts auch die Natur, aber nur die poetische. Sie malt ja am Abend eben die uralten schneebedeckten Gipfel golden. Darum auch gab Gott den Eltern Enkel, an denen sie mit wonniglicher Liebe, und die hinwiederum an ihnen hängen; darum noch Frühlinge, die ihnen ihre Jugend zeigen, und jedesmal sie wieder poetisch stimmen, und darum sind ihnen noch zwei bis drei Jugendfreunde geblieben, mit welchen sie von frohern Zeiten sprechen können. Und rollen ihnen nicht mehr goldene Wellen über Schultern und Hüften, so tummelt sich eine freudige Jugend vor ihnen im Hause, auf Wiesen und Auen. Die Gesellschaft von Jünglingen ist eine Fortsetzung der Gesellschaft mit den Kindern. O, Alt und Jung passen sehr gut zusammen! Jedes ist des Andern Ergänzung!

Warum sind die Hagestolzen so weltflug, so arithmetisch, so unpoetisch? Sie warens als Kinder und Jüng-

linge der ersten Periode nicht. Sie haben verloren und meinen sehr viel gewonnen zu haben. Aber Greise von siebzig und achtzig Jahren gibts, die ihre Kindlichkeit bewahrt haben. Wahrscheinlich war die Ansicht der Menschen der Urzeit von der Welt und dem Leben dichterischer, und auch deswegen konnten sie ruhiger, heiterer und länger leben; gewiß aber ist, daß die ältesten Menschen kindliche Gemüther waren, und daß die, dem Idealen lebenden Dichter, Künstler und Philosophen zu allen Zeiten und bei allen Völkern das höchste Alter eher als Andere erriegen. Nicht ohne Zweck ist uns kindliche Unängstlichkeit, erlaubte Sorglosigkeit, und ins Kleinste eingehendes Vertrauen von Jesu selbst empfohlen worden. Das Kind und der Lebensdichter überläßt Alles, was nicht von ihm abhängt, freudig dem, der die Alten, die nicht einmal zu ihm beten können, so schön kleidet, und die Spazier, die ihm nicht lobsingen, so gerne nährt. Auch Christus sah Alles so an, und war in seinem vierunddreißigsten Jahr noch ganz jung. Denn, nicht der Körper, der Geist ist oder das Gemüth, das ewig jung bleiben kann. Nur der im Ernste Heitere wird ein Gottesreich auf Erden ansprechen, und sein Leben für ein Solches geben wollen, und nur dichterische Jünglinge bilden in Vaterlandskriegen die heiligen Schaaeren. Und — ist nicht in allen Lebensverhältnissen und menschlichen Zusammenkünften das Poetische, und die damit verbundene Idee, die sie würzt, sie

begeistert, dem Grobfinnlichen entzieht, vor dem Vulgaren sichert, ersfinderisch macht, neue Freude bereitet, und die Erinnerung daran über alle Zeiten erhebt, allen Wechsel des Lebens überlebt?

Warum jedoch, Jünglinge! muß nach diesem getrachtet werden? Darum, weil die verkehrte Welt und die Masse das Gegentheil anrath und thut, darum, weil die sogenannte Wirklichkeit nie befriedigt, weil diese alle Freuden trübt, alle Leiden schwerer macht, nie eint noch versöhnt, nie stärkt noch erfreut, nie wahrhaft, sondern nur scheinbar, nie innerlich, sondern nur äußerlich, nie dauernd, sondern nur flüchtig froh und glücklich macht, niederschlägt statt aufrichtet, und in die Länge des wahre innere Geistesleben, statt es noch lebendiger zu machen, und schon im Voraus dem Tod den scharfen Stachel abzustumpfen, tödtet. Ja, nur mit der wahren Lebens- und Weltanschauung allein kann man alle Berufs- und Amtsarbeiten muthig tragen, alle Pflichten mit Frohsinn erfüllen, mit allen Altern sich einen, den vollen Wermuthypokal, oder den mit Schierling, wie Honig geruhig austrinken, und in Ketten frei sein; mit ihr nur den uns verfolgenden Verläumdungsgiftspfeilen schnell wie die Gazelle entfliehen, Nägeln, die uns ins Herz geschlagen werden, glücklich herausziehen, und statt sich selbst nur, Gott in Allem als den, der große Wunder thut, preisen. Nichts taugt die grobe Lebens- und Weltanschauung, die dem Menschen nur die sinnlichen

Genüsse, und äußere Güter und Haabe lobt; nichts die, die dem Menschen nur einen Alpfstein untragbarer eiserner Pflichten auf die Herzen legt, und keinen Frohsinn anerkennt; nichts diejenige, die ausschließlich ihre Freude nur im Verschönern des Eitelns und des Flüchtigen sucht. So können wir uns auch mit derjenigen nicht befreunden, welche den Menschen nicht mehr Mensch sein läßt, und ihn einzig in den Dienst des vergänglichen Staates setzt, ihm jede Selbstständigkeit nimmt, und jede seiner Richtungen mit der Richtschnur eines äußern, neugemachten Gesetzes messen will, oder ihn wohl gar nur zu einem Kirchenwesen mit einer beschwornen Glaubensformel macht. Die wahre Lebens- und Weltanschauung ergeht durchs Universum, und sieht im Menschen am liebsten den Menschen; sie freut sich der Tugend, und kann den Sünder ertragen, ergötzt sich am Glück und will alles Unglück aufheben, ob schon sie den Stein den Berg immer wieder herunterrollen lassen muß, und — nicht heben kann. Sie sieht in dem, der uns am nächsten steht, sei er aus dem Süd- oder Nordpol gekommen, den Nächsten, und lebt und webt zugleich mit ganzer Seele in ihrem eignen Hause. Sie hat stets Gott nahe, nahe die Fürsorge und Ewigkeit. Alles wird von ihr religiös-kindlich angeschaut, beurtheilt und angewandt. Sie sieht, eine Seherin, was Andere nicht sehen, und nimmt in allem Walten den geheimen Gott wahr. Alles ist ihr eine Seidenraupe, die sich eingesponnen

hat, und einmal zur Verherrlichung Gottes hervorbricht,
und an die Sonne fliegt. O Jünglinge! sollte eine solche
Lebens- und Weltanschauung nicht herrlicher als jede
andere, und darum die wahre sein? Solche aber ist in
jedem Lebensalter möglich, wenn andere Ansichten nur
Zeiterzeugnisse sind, oder nur einzelnen Altern angehören,
mit der Menschennatur und dem einfachen Evangelium im
Widerspruche stehen, oder — früh schon verleiden!

Wir kennen drei, von berühmten Sängern gegebene
Ansichten. Vernehmen wir sie!

Horaz singt:

Du siehst, wie glanzhell steht in gethräntem Schnee
Soraakte, kaum noch unter der Flokenlast

Der Wald sich aufringt, und von scharfer
Kälte der Bach erharrt ist.

Den Frost zu lindern, reichliches Holz dem Heerd'
Emporgehäuft; und, Thaliarchus, mild

Vierjährig Labfal eingeschenkt
Aus dem sabinischen Henkelweinkrug!

Das Andere laß du Himmlischen! Denn, so
bald

Ihr Wink die Sturmwind' auf dem zermühlten Meer
Gehemmt vom Ansturz, ruhn Cypressen,

Ruhn ungeragt die bejahrten Ornen.

Was Morgen annah, meide vorauszuspahn;

Und welchen Tag auch gönnet das Loos, empfah
 Ihn als Gewinn; nicht traute Liebe,
 Jüngling! verschmäh', noch, o du, den Reibentanz,
 Die weil du blühest, ferne des grauen Haares
 Mißlaunen! Nun sei Kampf noch und Wandelbahn
 Und dieses Dämmerungsgestüßer
 Gerne gesucht in besprochener Stunde;
 Nun auch des Mägdeleins, wo sie geheim sich barg,
 Verrätherisch holdes Lachen vom Winkel her;
 Und Herzenspfand, dem Arm entwendet,
 Oder, wie trotzig er thut, dem Finger.

Schon würdiger sang Balde im Jahr 1668:

Leben, Freund! ist ein ernstes Geschäft;
 Auf dem trüglichen Meer ist's eine Schiffahrt.
 Fährst man dich, so kostets Lohn,
 Oder, fährst du dich selbst, mußt du des Meeres Herrn
 Zoll entrichten. So zolle denn
 Jede Sorge, die dich tief in dem Innern nagt;
 Zolle jegliche Todesfurcht.

Wo der Wind dich auch hintreibe; du mußt die See
 Aussehen lernen. Das Leben ist,
 Freund, ein ernstes Geschäft. Dulde sein Ungemach.
 So nur wird dir die Reise sanft.
 Endlich landest du doch sicher am Ufer, in
 Deinem Hafen. Er heißt das Gr a b.

Wenn das Segel, der Mast, wenn das Gebälke nun
Mürb' und müde zusammenfällt,
Sagt ein Täfelchen einst: „Wandrer! es ruhet hier
Weiland Schiffer Euplanion.“

Wie lächerlich, Freund, wenn du zu dieser Fahrt
Charons Alter dir wünschetest!
Fahr' in Frieden, und einst sage die Tafel nur,
Daß du fröhlich gefegelt hast.

Höher singt Schiller:

Es reden und träumen die Menschen viel
Von bessern künftigen Tagen;
Nach einem glücklichen goldnen Ziel
Sieht man sie rennen und jagen.
Die Welt wird alt und wieder jung,
Doch der Mensch hofft immer Verbesserung.

Die Hoffnung führt ihn ins Leben ein,
Sie umflattert den fröhlichen Knaben,
Den Jüngling begeistert ihr Zauberschein,
Sie wird mit dem Greis nicht begraben,
Denn, beschließt er im Grabe den müden Lauf,
Noch am Grabe pflanzt er die Hoffnung auf.

Es ist kein leerer schmeichelnder Traum,
Erzeugt im Gehirne des Thoren.
Im Herzen kündigt es laut sich an:

Zu was Besserm sind wir geboren!
 Und was die innere Stimme spricht,
 Das täuscht die hoffende Seele nicht.

So mag denn der Jüngling, Mann und Greis, sich
 Eine dieser drei Ansichten: den Weintrug sammt Zubehör,
 so wie es zur Stunde gegeben ist — oder das Grab mit
 der Fröhlichkeit nur bis zu seinem Rande, oder aber die
 Hoffnung auf ein noch Besseres auswählen.

Noch Edleres als Schillers Hoffnung gaben uns Lavater
 und Gellert, Klopstok und Tiedge. Sie gaben heilige Zu-
 versichten. Nehmet, Jünglinge! auch die Ansichten Die-
 ser in Eure Wahl auf! Prüfet! wählt das Allerbeste.
 Die Wahl ist frei. Schiller selbst sagt, das Höchste schwebt
 nicht so sicher und hoch, daß es der mutbige Kämpfer
 nicht erringen könne. Dieses Sichere und Hohe gab
 Paulo Glaube, Liebe, Hoffnung in das Herz; dieses
 Sichere und Hohe geben uns nicht die Dinge dieses Le-
 bens, selbst nicht die Natur, die du siehst, nicht die Kunst,
 die dich entzückt, nicht die Wissenschaft, die dich belehrt,
 sondern das, was darin als ihr ewiger Geist ist. Willst
 du wissen, was es ist, so frage nicht die Mathematiker,
 nicht die Physiker, nicht die Historiker noch auch die Kir-
 chenversammlungen noch Dogmatiker, sondern die heiligen
 Sänger, als in welchen die Wahrheit. Am besten sagt
 es uns Christus, der Gott selbst die Lilien anfleiden und

die Sperlinge nähren sah und das Unsichtbare schaute; Er, unser Seher, unser Führer und unser Vermittler und Versöhner mit Gott, der, weil wir durch uns selbst kein Heil erringen können, uns Solches verschaffen will. O, hierin ist die Wahrheit der großen Dichtung, die wir das Leben nennen!

J. W. Andreae sagt schon im Jahr 1619 in seinem „Fußsteig des Lebens“:

„Auf jenem engen, unebnen Wege, der zur Pforte des Lebens führt, wandern die Pilger wunderbar daher.

Einige, in weißen saubern Kleidern, messen und zählen die Schritte; plötzlich befällt sie ein Schwindel; sie stoßen ans kleinste Steinchen, fallen und besetzen ihr glänzendes Kleid. Andere werden wie von Geißeln getrieben. Sie setzen über Felsen und Klüfte, und haben zum Schwindeln nicht Zeit. Sie kümmern sich nicht um ihr Kleid, und unbemerkt fliegen sie ihren Weg dahin. Einige von scharfem Gesichte sehen vorwärts und rückwärts, und rund um sich her, verweilen ein wenig, eilen weiter, und kommen nie wieder zurück, während Andere etwas Anderes im Sinn zu haben scheinen, rückwärts gehen, und — dennoch vorwärts kommen. Noch Andere laufen, eilen, schwitzen, feuchten und fallen ohnmächtig um. Das Gegentheil von diesen scheint müßig und ruhig zu sein, kommt aber fort. Wieder Einige fassen und martern sich ab, so daß wenn sie endlich frisch dran wollen, ihnen alle Kräfte mangeln.

Und noch Andere genießen die Gaben der Natur, und streben hinauf — zum Himmel.

Kurz: Menschliche Vorschriften und Regeln helfen bei dieser Wanderschaft wenig. Auf die höchste Güte des Schöpfers und auf die lauterste Einfachheit des Geschöpf's kömmt Alles an.“

Zawohl, Andrea! Im weisen Genusse der Gaben des gütigen Schöpfers, auf die höchste Güte des Schöpfers, selbst, auf den Blick zum Himmel hinauf, und — die Klarheit und Wahrheit und kindliche Einfachheit des Gemüths kömmt Alles an, denn, eben darin liegt die rechte Anschauung verborgen. In Manchen entwikelt sie sich zum Begriffe, in Andern bleibt sie eingewickelt. Also im Kind und der Jungfrau, in der Mutter und der Matrone; im denkenden Manne sollte sie ausgewickelt sein, auf daß er sie Andern mittheilen könne. O denkende Jünglinge! seid gut und klug!

Ja, zu Etwas Befrem sind wir geboren, und was die innere Stimme spricht, das täuscht die hoffende Seele nicht — doch muß der Geist noch hoffen können. Es kann die Kraft zu hoffen vollends verloren gehen! Und wiederum: Was der Bestand der Grübler nicht sieht, das sieht in Einfachheit ein kindlich, d. h. christlich Gemüth. Darum sah es Christus, der schon Mehrgenannte, wirklich, und gab es theils als ein Seiendes, theils als ein Werdendes.

Denkende Jünglinge werden Gefühlvolle, Tiefempfin-

dende sein, demzufolge mit der Welt, ihrem Dasein, Zustand und Schicksal bald sym-, bald antipathisiren. Wie? Ist ein steter Einklang möglich? Und Himmel und Erde, sind sie in ihrem Streite in Eurer Brust immerdar versöhnt?

Ach! das Kind eröffnet sich seine Laufbahn selbst mit einem Nothschrei, als ob es nur zu Kampf und Wunden gehe, und der Kinderkrankheit lautes Weh und Ach kann ihm nicht einmal sagen, woher, warum sein bitteres thänenreiches Leiden? Die Mutter weinet mit, doch kann sogar ihr Herz dem Kindlein keinen Aufschluß geben, und sie weint darum bitterer. Und mancher Knabe muß eine durchweg unglückliche Jugend durchleben, durchangsten und zittern. Aber, es kommt auch über Euch, Jünglinge! Schon sammeln sich die Wolken, schon rollet der Donner von ferne; bald leuchten die Blitze. Manche einzelne Wolke führt Verderben und Hagel, und einzelne Blitze zünden.

O des Elends der Tellus, unsers kleinen Planetchens! Was denket Ihr, Jünglinge? Kommt Alles vom Mißbrauche oder auch nur Gebrauche der innern oder moralischen Freiheit? Oder von einer ursprünglichen Knechtschaft? Kommt auch das Glück und Unglück, nicht nur die Sünde, von ihr? Oder, stammts von einem unglücklichen und schiefen Verhältniß des Planeten zur Sonne? Dann wäre das ganze Planetensystem wie die Erde so elend.

Ach, Tausende suchten oder machten sich einen Schlüssel zum Traurigsten aller Räthsel, aber die Erde wurde nicht glücklicher. Die Thatsache ist auf allen Blättern der Geschichte von Anfang bis heute, ist in jedem Menschen vorhanden. Salzmann hat es in seinen sechs Bänden „Karl von Karlsberg“ theilweise zusammengestellt. Es kommt auch über Euch, Jünglinge! so wahr Eure Fußsohle auf der Tellus steht. Von Verschuldetem spreche ich nicht. Man kann sich davor warnen und warnen lassen, nicht aber vor Unverschuldetem. Das ist eben! Es wachsen auch im wohlgepflegten Garten Nesseln, Dornen, träge Pilze, Fingerhut und Schierling. Unter jedem noch so wohl eingerichteten Dach wohnt ein Ungemach, und statt des Bulgaren „Jeder wisse, wo ihn der Schuh drücke“, sagen wir lieber: daß Jeder sich seinen Becher voll aus dem Oceane des Elends schöpfen müsse. Da heißt's so wie im Trinklied: „Es muß getrunken sein!“ Und Keiner kann für den Andern trinken! Auch jede Leidenschaft ist ein heillos Ding! denn, der Mensch ist gut, so lange nicht diese über ihn kömmt. Erwächst sie aber erst noch ins Unglück hinein — dann bricht der Vulkan los, speiet Feuer und Laven, und verbrennt Haus und Hof — mit sich selbst.

Jünglinge! Es kommt auch über Euch! War Eure Jugend glücklich? Rosenwangig? Ging sie, leichten Schrittes, nur zwischen Blumen wo kühle Quellen rieselten?

Die Dichter haben die Eurige verherrlicht. Jede Nacht war nur süßer Schlaf und süßer Traum, und an jedem Morgen der Himmel heiter blau. Singet noch, wenns von Herzen gehen kann: Es kann ja nicht immer so bleiben!

Ihr werdet Ehegatten! Der Tod ist unpartheißch. Er kann die geliebteste wie die gehaßteste Gattin wegnehmen. Ihr seid Hausväter! Der Tod Eines, der eignen Seele gleich geliebten, Blütenkinder, oder Mehrerer, schneidet die Seele bis in die Tiefe mitten durch. Beim Grabe des Vaters, der Mutter, eines Geschwisters siehst du ein Glied von dir hinablegen. Wer viele solche Erfahrungen macht, verliert so alle seine Arme und fühlt sich endlich nur noch Kumpf. Das Verlorne aber wächst nicht mehr nach. Wir sind darin eben sogar hinter den Polypen zurück. Eine der mehr als sechstausend Krankheiten mit ihren zwanzigtausend Schattirungen oder Mehrern wird oder werden, es ist fünfzig gegen Eins zu wetten! auf deiner langen Lebensreise auch dich etwa einmal fast mörderisch überfallen. Wie du die Deinen liebst, wie selbst die Liebe zur Qual werden möge, wirst du inne, sobald du sie mit bitterm Todeschmerzen und Thränen kämpfen siehst. Da will das Licht des Glaubens dir in der Hand verlöschen. Das Mitleid will es löschen, und sogar deine Weisheit, anstatt ihn am Schmerzenslager zu beleuchten, verdunkelt ihn. Das ist ebenfalls, und zwar des guten Willens, Unglück.

Ja selbst der lieben Deinen sanfte Pflege in deiner Krankheit kann dir, als unvergeltbar, drückend werden. Es kann dein Glück in irgend einem deiner Hausgenossen, zu Hause und im Felde untergehen. Des Freundes Tod kann dir, wenn du den Freund seit langem nicht gesehen, beinahe wie ein Brudermord erscheinen. Ein Angriff auf deinen Menschenwerth, der Anschluß eines Scheinfreundes an deinen Feind, eine Verletzung deiner heiligsten Gefühle für was und wen nur immer, ist dir Simeons zweischneidig Schwert. Du kannst sogar unmittelbar unter das Kreuz der Deinigen zu stehen kommen. Furchtbar können Nahrungsforgen drücken. Fehlgeschlagene große Hoffnungen sind in der Phantasie verhagelte Saaten, und das Meer kann auch in deinem Hause deine Frachtschiffe verschlingen. Oft kömmt das Unglück, wie auch das Sprüchwort sagt, Schlag auf Schlag, und macht dich misanthropisch; oft zögert es lange und macht dich sorglos. Beides ist ebenfalls Unglück. Sehr oft bereitet ein Ungewitter vom frühen Morgen noch zwei, Eins auf den Mittag, Eins auf den Abend vor. Im Leben Einzelner, zum Unglücke Geborener, roset der Donner schon vor dem Aufgange ihrer Lebenssonne bis zum und erst noch nach dem Untergang derselben. Und wer wiegt die Wucht unserer Gefühle, wenn wir in der Mitternacht über die Gräber der lieben Unserigen wandeln? Manche dürfens nicht einmal wagen. Werden Euch die Seuchen, wenn sie durch den Welttheil ziehen, nicht

wenigstens sympathetisch berühren? Nicht Feuersbrünste Eure Freude stören? Wasserverberungen Euch die menschliche Unmacht und deren Jammer zeigen? Wie wirkt der Blitz auf eine durch Schlossen niedergeschmettete Ernte des armen Landmanns auf Euch? Werdet Ihr nie, wenn Ihr mit den Eurigen satt vom Tische aufstehet, beinahe mit Thränen, daran denken, daß so eben Hunderttausende, Väter, Mütter, Kinder wie Ihr und die Eurigen, seien, denen Gott den Tisch nicht einmal so wie den Spazzen deckt, mit des Hungers spizem Stachel kämpfen? daß eben so Viele, neben Eurer und Eures Hauses würdiger Bekleidung, sich durch kaum die Blöße verhüllende Fezen entehren müssen, und mehr noch als so Viele, wenn Ihr zur stillen Abendruhe, zum sanften Schläfe geht, „mit Schmerzen ringen und die Nacht verbringen sollen?“ Und was haben die Alle, deren Wohlstand, Ruhe, Ehre, Leben, der Krieg, diese Bestie, wie Simson ein Böklein zerreißt, mehr als wir verbrochen? Christus sagte einmal: mich jammert des Volks! Ja, die Niedergeschmetteten, im Elende Liegenden nicht bei der Hand nehmen, aufrichten und sagen können: Stehe auf und wandle, Blinde blind, den Sohn der Wittwe vor das Thor zu Nain in der Bahre vorbeitragen, und den Kranken bei Bethesda schmachten lassen müssen, ist — ebenfalls Unglück. Schmerzt es nie, zu wissen, daß in jeder Nacht durchs ganze Jahr bei tausend Menschen durchs Feuer ohne Obdach werden? Daß immer

tausend Mütter gebährend mit dem Schmerze, und Zehntausende von Menschen mit dem Tode ringen? Und der Millionen unglücklicher zankender Ehen und verschmachtender verwahrloster Kinder! Der Hunderttausende von Wesen unseferer Natur in allen Kerker! In jedem Jahre legen weit mehr als Hunderttausend den Tod an sich selbst, und dreimal soviel fallen durch den Stahl der Mörder. Galgen und Räder gehören zur Justiz der Erde, und Gefängnisse zur Staatskultur. Und alle Höhlen der Armen und Gemächer des Hammers eben zur Fristung des Hammers! Es kann der Zustand des Vaterlands zum schweren Druke werden, und Kato und Steiger ergriffen, ihm zu entfliehen, sogar den Dolch. Es können Euch die Gebrechen der Kirche und Schule tief schmerzen. Die Irrlichter könnet Ihr nicht auslöschen, die Thorheiten nicht ändern, die rasenden Ausbrüche menschlicher Leidenschaften nur an Euch selbst hindern, oft den Untergang kaum von Euch selbst abhalten. O, das Alles ist Unglück. Das Alles ist der Tellus treues Elend und der Erde Fluch! Es klebt ihr die Sünde noch an, und wir an dieser selbst mit dem besten Willen. Das ist das größte Unglück! Und erst ist des unerkannten Nebels noch Millionenmal mehr als des erkannten.

Jünglinge! Das mußte Euch ebenfalls noch gesagt werden, weil es auch über Euch, oft unerwartet wie ein gewappneter Mann fallen wird. Ja, das Leben schließt nicht

nur Pflichten und Freuden, sondern auch des Jammers und Entsetzlichen sehr viel in sich. Eben daraus erkennen wir, was und wie und wo unsre Erde sei, und was und wo und wie wir selbst noch seien. Eben sogenannte Staubbewohner, Tagelöhner, Mittkämpfer oder wie wir uns etwa nennen wollen. Die Erde ist noch eine Wüste, ein Midian, in welcher sogar Dornen uns wie Blumen leuchten, Gifte Balsame scheinen und tödtende Keraste schleichen. Doch fällt auch uns Manna vom Himmel; in der Hitze des Tages können wir uns hinter Gottes Wolfensäule lagern und zur Zeit der Mitternacht leuchtet die Feuersäule des Führers Allen und nie verlöscht sie ganz, weswegen wir doch mit Klopstok sagen können:

Wir leben gern! Des Lebens Müß,

Du linderst und versüßest sie.

Den Schweiß auf unserm Angesicht

Besprahlet deines Segens Licht.

O Jünglinge! „Das Leben ist ein ernstes Geschäft, eine Schiffahrt auf trüglichem Meere. Wo der Wind Euch auch hintreibe, Ihr müßt die See aushalten lernen.“ Aber oft drohet die lästige Seekrankheit. Und ohne Sturm geht es gewiß nicht ab. Er kömmt bald nach dem Auslaufen vom sichernden Herzen der Mutter — am Vormittag, Mittag oder wohl gar erst noch mit dem Gewölke, der Donnerwolke des Abends. Man kanns nie wissen.

Auch das macht uns auf die Nothwendigkeit aufmerk-

sam, irgend etwas Sicheres zu ergreifen, eines Bleibenden oder einer Idee uns habhaft zu machen, einen allgemeinen Gedanken, den die Erde nicht hat, vom hohen Himmel herunterzulangen, mit Einem Worte, die kindliche, dichterische, d. h. gemüthsreiche evangelische Vorstellung uns zu eigen zu machen, in dieser das Sein und Schicksal der Erde anzuschauen, in ihr den bösen Tag ebenfalls für gut zu nehmen, durch sie uns selbst und die ganze Menschheit zu eröffnen, wie Andrä uns empfahlen, dankbar im Genusse heiter nach oben zu blicken, und entweder wenigstens auf einen bessern Planeten, der für uns schon ein Himmel sein könnte, oder auf eine Sonne, als einen Halbhimmel, oder auf einen ganz Vollendeten, kurz! auf ein viel besseres Etwas festen Muthes zu zählen. Es ist sich jedoch sehr wohl in Acht zu nehmen, daß wir Ideen nicht mit bunten Luftgebilden verwechseln, daß unser Glaube auf starken psychologischen Grundpfeilern ruhe, daß wir uns an der Unsichtbarkeit des Gesuchten nicht den Fuß anstoßen, und unsre Zuversicht nicht Schiffbruch leide. Da trieben wir uns ja auf dem Wrack mitten im öden gränzenlosen Ocean herum. Da hätten wir keinen Falerner oder er mundete uns nicht; Thaliarch mangelte uns, oder wir stößen selbst ihn, und zufrieden wären wir endlich, wenn wir, von Stürmen zerpeitscht, gequält von lechzendem Durst nach Ruhe, da, wo Euplacion nicht einmal für den Wanderer ein Täfelchen aufrichten könnte, irgendwo, in der Scylla oder der Charybdis — unser

Grab finden könnten. Aber andere Sänger, die Mehreres wollten und sahen, fangen: Mein ganzer Geist, Gott! wird entzückt, wenn er nach jenem Himmel blickt . . . wie herrlich ist die neue Welt! — Das Heiligste allein kann retten!

Und so hat sich denn auch stillschweigend eine theilweise Beantwortung der oft aufgeworfenen psychologisch-historischen Frage: welches Lebensalter den gröſsten, welches den geringsten Werth habe, vorbereitet. Man hat sich ebenfalls schon oft um den Werth der vier Jahres- oder der ihnen entsprechenden vier Tageszeiten gestritten. Eine gar einfache, kindliche Anekdote läst einen Knaben im Genusse des Angenehmen jeder Jahreszeit ausrufen: O wenn es nur immer Frühling u. s. w. bliebe! O, der Munterkeit der Jugend mit ihren unschuldigen Spielen, des freudigen Muthes des Jünglings wie dessen Genüssen, des Mannes Kraft mit allen ihren Schöpfungen für Andere, und endlich auch der Ruhe des Greisen, bei der man von schönen Erinnerungen, von Vorbeeren und Ernten spricht! Man kann dieses Alles mit vollem Rechte ausrufen. Aber man äußert auch, daß die Jugend, blind, ihr Glück nicht sehe, ihre Munterkeit Leichtsinn, wenigstens Sorglosigkeit, ihre Unschuld baarer Mangel an Kenntniß des Bösen und an Trieben sei, und allzusehnell welke. Sie gleiche dem flatternden Schmetterling nur oder der zupfenden Grille. Der Jüngling sogar gedenke sein Glück nicht wahr. Er träume, und immer plage ihn sein Muth, der Ruhm, der Sinne

Trieb, und allerlei äußeres und inneres Ungethüm. Dem kühnen Rosse nur sei Er verwandt. Den Mann hingegen plage des Lebens Mittagshize, die Arbeit und die Sorge, die Verantwortlichkeit und manches allzuknappe Band mit dessen Aerger und Verdruße. Verfallen sei er der Weise das Kameels, des müßbeladenen Lastthiers. Der Greis! wie will man etwa erst dessen Leben zeichnen? Habe das Kind noch nichts, der Jüngling leere Müße, der Mann nur eine thatvolle Gegenwart gesucht, so suche Dieser nun gar nichts mehr, und aufgelöst habe sich sein ganzes Sein und Haben in träge Ruhe, die an den Kirchhof denke. Aber die Gegenparthei erklärt hinwiederum die Unwissenheit und die Unschuld, woher sie nur immer stammen, das muntere Brausen, ein kräftiges, sich selbst verstehendes Bewußtsein, und auch jede Ruhe für ein Gut, ein Glük. Man kann sich nicht vereinen. Es fragt sich jedoch, worein wir des Menschen, des Schicksals und der Zeit Werth setzen? Seien wir Psychologen, also billig. Des Menschen Wunsch und Wille ist sein Gott. Es ist gewiß, daß die meisten Menschen entweder die Kindheit, diese mit Wehmuth und Heimweh, oder ihre Jünglingszeit, aber mit Jubel, preisen, des Alters Lob hingegen kaum Jemand wagen will. Der Niemand nur sehnt sich nach ihm. Cicero sprach zwar in einer eignen sehr beherzigungswerthen Abhandlung vom Alter bis zur Erwekung einer Sehnsucht, bald alt zu werden, aber er reizt die Jugend,

die ihn in den Schulen liest, doch nicht. Sie bleibt gern jung. Er rühmt es wegen seiner Leidenschaftlosigkeit, vergaß aber das Sprüchwort, daß nicht einmal das Alter vor Thorheit schütze, und daß vor ihr sehr viele Jünglinge viel sicherer sind. Der Kalender, wie viel er leistet, leistet doch nicht Alles. Des Winters und des Alters Lob bedarf viel Kunst, und Menschenkünste nur sind es, die beide verschönern können. Der Preis des Frühlings hingegen und der Jugend, der Blumenzeit, gibt sich von selbst, und Gründe, den Kranz ihr zu reichen, muß nicht erst ein beredter Cicero aufsuchen.

Darum hassen alle Natur- und künstlerische Völker und Menschen den Winter, und dem Alter geben sie immer das Beiwort „gebrechlich.“ Wer jedoch sogar den Winter pries, hätte den Frühling doch noch lieber. In eine Schilderung der Elysiums nimmt man gar nicht ein ewig blumenarmes Alter, sondern die ewige Jugend auf, und die Dichter und Theologen sagen: daß jenseits nicht ein ewigrühiger Winter und Abend, sondern ein ewigthätiger Lenz sei, daselbst wieder frische Morgenluft wehe, und die Blumen am Fenster im Winterstübchen des Alters lebendig und warm, Azur und Purpur werden. Aber doch sagte der glücklichste Greis, den ich kannte, er fühle sich so glücklich als je, und wünsche sich nie, noch jünger zu sein. Er vergaß aber die kurze Dauer seines ihm treu gebliebenen Altersglükes. „Das Alter kommt mit

Gebrechen,“ gilt für zweifellos. Man nennt es erst noch eine, und zwar unbedingt tödtliche Krankheit. Die Jugend ist immer froh, das Alter nicht mehr oft; der Jugend blühen immer neue und andre Blumen, das Alter kennt nur noch stille, ernste Freuden, und hat sich erst noch in nur wenige hineingewöhnt. Für alles neue, Freud wie Leid, hat es die Beweglichkeit verloren. Wir können nicht zweifeln, daß nicht manche, vom Sturme todtmüßig gewordene Greise, mit voller Wahrheit keine Wiederholung ihres Lebens wünschen. Sehr viele Andere affectiren nur. Greis! Die Hand aufs Herz! Wünschst du dich nicht um zwanzig oder dreißig Jahre zurück? Wer aber etwas Unmögliches auch nur mit halber Seele wünscht, ist ein Thor, wer jedoch nur deswegen nicht wünscht, weil er das Gewünschte nicht bekommen kann, wünscht dennoch. Der Wunsch, noch jünger zu sein, ist so erlaubt als der, noch älter zu sein, wäre, läge ihm die Neigung, mit den Seinigen sich zu freuen, und für Andere noch länger wirksam sein zu können, zum Grunde. Entbehrt er die verlorenen Sinnesfreuden nicht leicht, so ist er im Alter noch Kind; gedächte er schlimmer zu leben als er gelebt, o, dann stünde es mit ihm am schlimmsten. Jünglinge! Es gibt auch aller Art Greise! Rang und Titel überläßt Mancher Jüngern gerne, nur nicht die Thatkraft; gerne läßt er sie noch Schlösser in die Lüfte bauen, wie Er sie baute, ungerne aber weicht er ihrer Phantasie, und wenn er mit hohem

Interesse allen Veränderungen zuseht, so spricht es ihn doch unangenehm an, wenn Jüngere seine besten Gebilde zerstören. Ihn drückt im Umgang mit dem brausenden Muthe, daß er keine blinkenden Waffen, mit den Luftseglern, daß er keine Schwungfedern mehr hat, mit den Starcken, daß er schwach geworden.

So ist denn jedes der vier Alter in seiner Art wahr, und der Streit über den Werth der vier Jahres- und Tageszeiten werthlos. Jedes muß sein, wie es kann und ist. Kein Sommer ohne Frühling, und keine Ernte ohne eine Saat und Reifung! Und ohne Herbst kein Sammeln in die winterlichen Scheunen! Das Spätere ist einzig durch das Frühere bedingt, das Frühere bedingt den Werth des Spätern. Subjektiv ist das beste Alter, in welchem man am frohesten ist, objektiv hingegen das, in welchem sich die Höchste der Ideen am Glücklichsten entwickelt, entfaltet, gestaltet und ins Leben selbst einsetzt. Es mag der Greis daran seine Jahreszeit prüfen. Manchmal ist der Frühling Licht- und Wärme-voll, aber der Sommer dunkel und nasfalt. Oft leistet der Herbst noch unerwartet viel, und die Ernte kann sich sogar in langen Winternächten im Faß und in der Scheune sehr verbessern. Ja, so ungefähr ist's mit des Menschen Zeiten!

Die Ruhe, die Ruhe winkt; sie liebt man innig. Um ihrer willen streben und ringen und haschen Manche schon im Mittage oder noch früher, nach Vermögen und Reichthum.

Sie denken an den Abend des Tagelöhners, und zur Ruhe wollen sie sich alsdann wie dieser auf seine Bank unter der Dorfllinde oder die Ofenbank setzen. Entledigen wollen sie sich schon am Vorabend aller Geschäfte, aller Stellen und Aemter, sich allem Thun und Leiden für Andere entziehen, und ihres Lebens Nest noch in süßem Nichtsthun (im dolce far niente) verleben. Unwürdiges Bestreben, wenn es sich auf eine Zeit von weniger als siebenzig Jahren bezieht! Man lobt am Kinde schon die Thätigkeit; man soll, nach einem gewissen Vorbild, so lang es Tag ist, wirken. Auch ein Lehnsessel ist der Güter Höchstes nicht. Etwas ganz Anderes ist das Streben, im Alter nicht gedrückt von Nahrungsforgen zu sein, sich seinen Kindern dann nicht schwer zu machen, und weder ein vornehmes noch geringes Almosen annehmen zu müssen. Das plötzliche Austreten aus allen bisherigen Lebensverhältnissen lenkt den Gedanken- und Willensstrom in ein Nichts hinein, und wirkt oft sehr nachtheilig auf Gesundheit und Frohsinn. Halte aus, aber erleichtere dich allmählig. Denke daran, wenn du bei Sechszig anlangst. Jüngere sehen Greise gern und mit Verwunderung, mit alten Kräften noch Junges leisten. Es ist auch schöner, nicht vom Armfessel, sondern von der Arbeit zur jenseitigen Ruhe abgeholt zu werden. Das Sterben im Verufe selbst ist schön. Als Dachdecker wollte ich todt vom Dache stürzen, als Arzt an der Pest, die ich beim Kranken selbst geholt,

als Prediger auf der Kanzel oder beim Austheilen des heiligen Mahles, als Krieger vor der Kanone sterben, aber als Lehrer möchte ich in Vorträgen über das ewige Leben mit denkenden, himmelanstrebenden Jünglingen, vor Euch, Ihr Jünglinge! hinsinken. Jeder hat auch für sein Sterben Wünsche. Ein vernünftiger Wunsch ist nicht Neugier, die zum Auguren geht, oder die Weissagung des Räthselbüchchens nach einer Zauberformel fragt.

Mögliche Entschädigung findet der Greis kaum mehr im Kreise von Freunden, denn der Tod hat ihm beinahe Alle schon weggenommen, aber bei dem Einen oder den Zweien singt er sogar noch. Alle Jugend- und Jünglingslieder singt er noch durch, und sie scheinen ihm die Allerschönsten zu sein, weil seine ganze Seele sie auswendig kann, und sein Herz, sein ganzes junges Leben darin liegt. Auch seine Familie ist ihm noch fest geblieben. An diese schließt er sich immer treuer, und fühlt sich wie ein Patriarch in Mitte seiner Schaar, die immer größer wird und ihm noch Urnebel verspricht. Alle schauen auf ihn. Seine Lust sind stets die Jüngsten, und ihre kindische Liebe, die nicht ahnt, was ein Großvater sei, macht oft sein Herz noch lachen. Die Matrone hat er noch lieb als Mutter und Gefährtin, und seiner Kinder Glück, Arbeit und Ehre freut ihn am innigsten. Er kann sogar von der goldenen Hochzeit als von einer nahen Ferne sprechen. Jünglinge! Das kann Alles kommen! Glaubet mir! Es kommt erst noch im

gestreckten Galoppe, denn, es kömmt einmal eine andere Zeitrechnung. Die Stunde wird fast zur Minute.

Soll ich noch länger plaudern? Das Alter plaudert gar gern, und eher plaudert man seine Geheimnisse vor Jünglingen, die man liebt, aus.

Man sagte Euch, Jünglinge! von der Jugend an mit Gellert: Lebe wie du wenn du stirbst, wünschen wirst gelebt zu haben, aber, es wollte nichts verfassen. Jung ist nun einmal nicht alt, wie alt nicht jung ist. Hinwiederum sagte man uns: Tritt oft im Geist zu deinem Grabe hin, sieh dein Gebein versenken u. s. w. Allein, eine so frühe Resignation wollte uns nicht gefallen, und eine wahre Vorstellung vom eignen Tode kann uns, ja will uns nicht gelingen. Doch sagt uns ein Psalm und die Weisheit, wir sollen uns eine bilden. Der Greis muß denn aber doch Solches nicht vergessen, muß das Bild entwerfen und ausführen. Wer schon als bejahrter Mann es unterläßt, ist gewiß nicht weise, und wer den Tod vergißt, hat nicht recht leben gelernt. Die Augen vor ihm verschließen, will nicht helfen, und die Flucht vor dem Spiegel, damit er uns die grauen Haare nicht zeige, macht sie weder gelb noch schwarz. Das rechte Memento mori ist ein Todenschädel auf dem Schreibpulte, an dem wir täglich sitzen. Er mahnte uns aber vielleicht wie Young, zu bitteren Nachtgedanken. Man künstele auch darin nicht. Der Mensch soll nicht zugleich

todt und lebendig sein; es sei denn zur flüchtigen Ab-
 wechslung etwa im Traume. Aber bestellen soll er sein
 Haus. Allerdings kann nicht immer Alles in Ordnung
 und zum Abschluß reif sein, Verwirrungen aber darf man
 nicht hinterlassen. Wer nicht Ordnung machte, wenn er
 kann, verdiente Tadel. Man stirbt davon so wenig, als
 von der Unordnung. Die Furcht vor der Ausfertigung
 seines letzten Willens ist gar kindisch. Sogar der Jüng-
 ling muß wissen, wem sein Guthaben am Erbesitze zu
 gute käme, und wer Etwas besitzt, sich sagen, für wen
 es taue. Aber ein Bösewicht wäre der, welcher zu sei-
 nem Erbe noch Pulver, Zunder, Stahl und Stein legte.
 Es gibt noch Unvorsichtige und Bösewichte selbst unter
 Greisen. Ich wollte jedoch lieber, die Jüngern glaubten
 es nicht. Ein gutes Mittel, sich an sein eignes Sterben
 zu erinnern, ist der Besuch bei sterbenden Freunden oder
 von Altersgenossen, und mit ihrem Sarg der Gang zum
 Grabe. Unterlasset beides nicht. Aber o! Wie erhebt
 Mancher vor dem Anblick des Sterbenden! Schau ein Ge-
 rippe! Jüngling! Du siehst doch bald ebenfalls so aus!
 In Vielen hinterläßt der Anblick eines todten Geliebten
 ein Entsetzen. Man muß es sich abgewöhnen. Dem Tod
 nicht zu rufen, gehen selbst junge Männer auf kein Leichen-
 begängniß.

Wir sind wieder bei unserm Greisen! Er lebt noch.
 Seine Sonne ist noch nicht untergegangen. Er vertreibt

sich seine Zeit etwa noch mit Lesen. Das ist gut. Sieht er nicht mehr gehörig, so — nimmt er eine Brille. Kann er auch nicht mehr lesen, so — denkt er noch. Dazu braucht man weder Augen noch Ohren, ja sogar nicht einmal das Wachen, wie wir vom Traum her wissen. War er ein denkendes Kind, ein denkender Jüngling und ein denkender Mann, so wird er auch ein denkender Greis sein, wodurch er dann allerdings bis zu seinem Sonnenuntergang einen enormen Vorzug vor allen Denen hat, die nie denken, und also auch nie recht sehen noch hören noch genießen konnten. Nie sahen wir durchs Alter einen Nichtdenkenden denkend, noch einen Denker dumm werden. Falsch ist die Meinung, daß die Denkkraft weiche, und mit dem Gedächtniß die Urtheilskraft siche. Der eigentliche Geist, der Genius im Menschen, stirbt nicht. Leib und Seele können ihm verschmachten, aber das Ursprüngliche und Ewigmenschliche muß immer in ihm blühen, und rein und still, wie das ewige Lichtlein der alten Perser und neuern Katholiken, in seinem Innersten, in seinem Allerheiligsten leuchten. So ist's Naturgesetz. Das Außerlichgewesene hat sich eingehüllt, und selbst der schaubare Funken der Asche läuft noch herum, und läuft wie lebendig. Mancher Greise, alt und zerfallen wie Burgstöcke, Denk- und Sprechkraft, Denk- und Sprechweise überflügelt die desjenigen, der ihn seines Alters wegen vielleicht bemitleidet, noch sehr weit, wie sie es etwa vorher gekonnt. Ja, Diesem blühen vielleicht auch noch Blumen

der Natur, vielleicht entzückt sich noch ihr Herz, wenn ihnen ihre Kindesfinder, wenn auch etwa mitunter in falschen Tönen ihre Lieblingslieder singen. O, der Mensch ist der Freude, die Schiller einen Götterfunken, eine Tochter aus dem Elysium betitelt, nach Gottes Wille lange zugänglich, weit offen. So lebt auch der Greis noch, und — wird nie todt.

Ich plaudere aber, Jünglinge! hier schon über Dinge, die ich selbst noch nicht erfahren, also auch nicht kenne. Ich sehe ihnen jedoch gar nahe, und kann demnach schon ahnen. Einiges jedoch weiß ich jetzt schon: daß des Greisen Haus endlich doch bestellt sein soll, daß er die verehelichten Töchter ihren Gatten empfehlen, seine Söhne zu Stützen für die Mutter machen, sein Haus immer noch ein Patriarchen-, ein Taubenhauß, das Allen immer offen steht, und in das sie nach Belieben, Alle gassfrei, ein- und ausfliegen, sein lassen, und durch freundliche Liebe und Feste zu einem Heiligthum in ihren spätesten Erinnerungen weihen, auch die Bande, die sie an einander knüpfen, so lange er noch ziehen kann, immer noch anziehen soll, auf daß sie, auch nach seinem Scheiden, nie, in Sturm und Freuden, Neid und Stolz, Glück und Unglück nie, von einander loslassen. Denn, seinem Haus gehört er noch!

Man rühmt, man dichtet, man singt am sterbenden Greisen zwei Dinge: die gewonnene Erfahrungskennntiß und seinen Blick auf seine Ernte; man kann auch noch,

wenn man will, die süße Hoffnung und den himmlischen Genuß, den man dem in sein Vaterland heimkehrenden Jüngling leiht, dem Greisen leihen, der in sein höheres Vaterland hinüber reist. Wichtig! Wenn er aber Erfahrung und Erfahrungserkenntniß mit einander verwechselt, wenn er nur viel geschwitzt und gefroren, viel gelacht und geweint, viel gegessen und getrunken, gegangen und geseßen, und was da kam, gethan und gelitten, und nur Schicksale gewonnen hat, so hat er doch nur verloren! Auch sehen und hören und die Welt mitmachen helfen, ist an sich nicht besser als eine Niete. Er sah und hörte, froz und schwitzte nur früher, als die nach ihm Kommenden. Es haben auch schon Viele „lang vor uns gelacht und geweint.“ Erfahrungen der Sinne sind noch keine Erkenntnisse. Erkenntnisse aus Erfahrungen sind allgemeine, den einzelnen Erfahrungen abstrahirte Sätze. Wenn diese Sätze aber erst noch rein nichts anders mehr als Verachtung der Welt und Haß gegen die Menschheit und Menschen, Gleichgültigkeit gegen das Vaterland und die höchsten Interessen, grobe Eigensucht und hochmüthige, antisalomonische Klugheit im: Alles ist eitel! aussprechen, und dieser Ertrag vom Greisen als die wahre Weisheit angepriesen, als der beste Treffer aus der Lotterie mit seinen Fingern gleich einer Hostie des Priesters emporgehoben und vergöttert, für die Wahrheit selbst ausgegeben, und sein selbstgemachter Schein von ihm gewonnene Erfahrungserkenntniß genannt wird — o, dann

war er nie werth Erfahrungen zu machen, irgend Etwas zu gewinnen, nie des Lebens werth. Er wird alsdann auch des Sterbens unwerth sein. Sein Lohn ist hin, oder es sei, daß er, ein ewiger Jude! nie sterbe, nimmer innere Ruhe finde, und — zu seinen Behauptungen immer nur neue traurige, zermalmende Belege gewinne!

Hinsichtlich seiner großen „Ernten“ beim Blick in seine Scheunen mag er lieber sehr bescheiden sein, sich lieber eingestehen, daß, was er wollte, noch dato an den Sternen hange, daß nur seines Willens Viel, seines Könnens nur sehr Wenig gewesen, und von dem Wenigen noch eingestehen, daß er mehr durch die Leitung des, der ob den Sternen, als durch seine eigne Kraft geleistet habe. Die Erde und die Ernte ist des Herrn! Sollte er sogar Dieses noch nicht klar und gewiß vor seinem Auge schauen? Er wird viel eher eingestehen, daß sein Saame oft sehr sparsam und geislos, sein Feld oft nicht recht von ihm bestellt war, er Unkraut wachsen ließ, und oft nicht einmal recht die Sichel zu handhaben wußte; eingestehen, daß er neben manchem kaum verdienten Glück und unverdientem Unglück auch viel unverdientes großes Glück genossen, und wenig unverdientes Unglück erfahren habe, daß ihm nur aus wenig Freuden Thränen, aber aus viel Thränen Freuden sproßten, daß, wenn er sich seinen Fuß sehr oft verstrikte, ihn nur ein Unsichtbarer herausgerettet, und wenn er sich selbst ein finstres Gewölke zusammengeblasen, die Sonne

es zerriß und durch seine Wolken wieder segnend schien; kurz, daß ihm Jemand immerdar und bis hieher geholfen, und daß er diesen Jemand, wie Moses, immer eher im stillen sanften Säuseln, als im Sturm, Blitz und Erdbeben wahrgenommen habe.

Dennoch muß, Jünglinge! der Greis, beim Blicke auf sein Tagewerk sagen können, er habe seine Morgenaufgabe ein wenig gelöst; der Landmann: Ich habe die Erde, die mir Gott gegeben, bebaut und nach seinem Willen veredelt; der Handwerker: Ich habe viel Nützliches gemacht; der Künstler: Ich hinterlasse der Welt Schönes zur Bildung; der Kaufmann: Ich habe den nützlichen Verkehr unter den Menschen auch fürs allgemeine Beste eifrig gefördert, und der Rechtsgelehrte: Mein Ruhm ist nur der, daß ich einzig das Recht wollte. Der wird mich überleben! Dem Lehrer muß es gewiß sein, daß er, bei aller Unvollkommenheit, dennoch recht gelehrt; dem Arzte, daß er, Gott für seine Kunst dankbar, mit Liebe zur Wissenschaft, viel Leben gerettet, aber dem Gemeindefeelselhirten, er habe den Menschen vom Staube zum Himmel gehoben. O, wer die Nachkommen nur durch einen Grabstein an sich erinnerte! Ja, wem Geist und Liebe, Geschicklichkeit und Kenntniß gänzlich gemangelt hätten, dessen Leben wäre nicht einmal ein Stern, ein Sternchen, sondern nur eine kalte, todte, schimmernde Schlafe, und Er, Er selbst auch nur eine Solche. Er hätte sich selbst dazu wohl gar durch der Sünde tödtenden

Glanz oder auch des Leichtsinns Flittergold besprochen, blind, und wie Diese kalt, gemacht.

Schaut, Jünglinge! das sage ich Euch und mir. Das habe ich aber auch noch nicht erfahren, und mit mir habe ich ebenfalls noch nicht genau gerechnet. Ja, es wäre möglich, daß etwa einer unter Euch in meinem Alter es auch noch nicht gethan hätte.

Schaut! während wir mit einander sprachen, hat sich die Sonne beinahe bis zum Horizonte hernieder geneigt. So nahe als möglich steht sie ihm. Ein kurzer Blick noch, und — wir sehen sie nicht mehr. Ein ernster Gedanke! Wir machen unsre Hand zu einem kleinen Schirm für unser Auge, schauen und staunen. Wir halten unsern Athem an uns, um unser Staunen nicht zu irren. — Wir wollen den letzten Blick, das verglimmende Fünklein, noch im Verglimmen Sonne sehen, genau beobachten. Das Schauspiel ist groß. Es gilt den Untergang einer Sonne, das Auslöschchen eines Menschen, eines Wesens, wie wir eines sind, und das nur früher, als wir, untergeht.

Schaut ihm nach, Jünglinge!



F. Der Untergang der Sonne.

Jünglinge! Man kann ein hohes und sehr hohes Alter erreichen, ohne daß man sich je die geringste Hoffnung oder Rechnung darauf gemacht hätte. Die meisten Jünglinge und jungen Männer glauben nicht einmal den Abend oder nur Mittag erleben zu können. Aber, es kommt so ein Tag nach dem andern, und geht vorüber wie alle frühern. Die Wochen vereilen, die Jahre verinnen, die Jahrzehende verfliegen, und — man weiß nicht wie und wohin. Auch errettet uns Gott aus zehen Gefahren, und nach der eilften könnet Ihr ihn noch hienieden preisen. Man scheint unsterblich zu sein oder noch auf der Erde zu werden, vernimmt den Tod Anderer und sagt verwundert: Und doch habe ich ihn erst noch gestern oder noch heute oder noch so eben gesehen. Eben so haben wir oft von der Sonne sagen können: „Ich habe sie so eben noch gesehen.“ So wird endlich das Leben eine „süße und freundliche Gewohnheit des Daseins und Wirkens.“

Erreicht man das höchste Alter, so stirbt man körperlich eh' man stirbt. Der Rücken krümmt sich, die Füße werden unsicher, und der Stok selbst zittert in der Hand,

während die allerdings leichter gewordene Last des Körpers sich auf ihn stützt. Die Ohren verstehen nicht mehr, die Augen werden ganz dunkel, und die Silberhaare sind schon lange alle ausgefallen. Doch! Kein Haar fällt von unserm Haupte ohne Gottes Willen. Ja, die lange Nacht ist immer finster, und die Lampe nützt nichts mehr. Auch der Tag ist dunkel, weil es das Auge ist. Die ganze große herrliche Natur hat für ihn keine einzige Blume, nicht einmal mehr ein Vergifmeinnicht für ihn, und der Himmel, zu dem er doch so oft empor schaute, auch nicht ein Sternchen mehr. Da war der alte Barsilai noch gut daran. Er konnte, als David, der dankbare König, ihn einlad, künftig an seiner Tafel zu speisen, und an seinem Hofe sein Alter zu beschließen, noch selbst erwidern: Ach! was ist noch das ich zu leben habe? Wie sollt ich unterscheiden, was angenehm und unangenehm sei, oder schmecken, was ich esse und trinke, oder hören, was die Sänger und Sängerinnen singen? O König, beschwere mich nicht! Aber dem Tod des höchsten Alters nahe, ist alles Körperliche schon beinahe vorüber. Die irdische Lebenskraft ist schon fort, und macht nur noch wenige matte sterbende Pulschläge. Sie dürfen aufhören, denn ein Herz, das hundert Jahre lebte, hat etwa fünfzig Millionenmal geschlagen. Der Sterbende scheint nicht einmal mehr Ruhe wünschen zu können, scheint nur noch Zustand zu sein, und sein Genius ohne Bewußtsein eines Aeußern

nur noch auf ein Ende und auf einen Anfang zu warten. Er selbst aber hat sich tief zurückgezogen, gesichert, und Er, Er selbst ist sich nur noch Licht. Wird ihm in diesem Zustande Niemand leuchten? Nimmt Niemand seiner kleinen Sonne Zustand in ihm wahr? Wir rufen der scheidenden Sonne nach: O Sonne! geleite dich Gott! Rufen wir es ihm minder? Die Naturphilosophen und Religiösen können keinen Untergang denken! Doch auch der Geist scheint untergehen zu können. Allein, es scheint viel, ist jedoch nicht, wie Vieles ist, was gar nicht scheint. Also die Sonne nach jedem Abend, nach jedem Untergange!

Mancher Greis wird noch während seines Lebens wahrhaft eine Mumie. Er lernt nichts mehr, er lacht und weint nicht mehr, er wandert und reist nicht mehr, als nur vom Armsessel zum nahen Tisch und Bette, und hält sich wankend an den Wänden. Ein Pelzrok macht die kalte Mumie nicht mehr warm, und ihre Hand ist nur noch durrer Knochen. Ei, wohin ist die Kraft geflohen? Wo ist nun das lächelnde und weinende Wiegenkind? Wo der lustige Knabe und der Jüngling, dem die Welt zu eng war? Und der Mann, der das Universum in seinen Wirkungskreis ziehen wollte? Wo ist die Blüthe, der Muth und — die hohe Tauglichkeit? Alles ist mumifizirt!

Vielleicht tritt er aber bald wieder aus sich selbst heraus, geht er schon, in andere Sphären schauend, anbetend

hinüber. Es ist möglich, daß er Neues sieht, daß Stimmen von dorthier es ihm zutragen. Flüstert die Aeolsharfe der neuen Welt wirklich nie in diese hinein, ja, schienen uns keine Genien schon in frühern Perioden, in entscheidenden Stunden etwa einen leisen Finger zu bieten? Es wäre der Genius des Sokrates! So ruft die Nachtseite der Erde jedesmal der Sonne. Es ruft auch uns gewiß Etwas!

Was ist denn im Greisen? Säng' er lassen ihn sehnen und singen:

O, ihr Gräber der Todten, ihr Gräber meiner Entschlafnen!

Warum liegt ihr zerstreut?

Warum lieget ihr nicht in blühenden Thalen beisammen,
Oder in Hainen vereint?

Leitet mich sterbenden Greis! Ich will mit wankendem
Fuße

Gehn, auf jegliches Grab.

Tiefer im Herzen singt er seufzend:

Die Bahn des Lebens wird mir immer dunkler,
Verwickelter; und meine Kräfte reichen

Nur kaum noch hin, die schwere Last zu tragen.

Wo soll ich hin? Was kann ich Müder noch?

Was darf ich hoffen? O soll denn nie,

Soll nie ein Ende meinen Reisen sein?

Es hebt sich seine Sehnsucht:

Sinunter in der Erde Schooß,
Weg aus des Lichtes Reichem!
Des Lebens Druk und wilder Stoß
Ist froher Abfahrt Zeichen.
Ich lange, bald im engen Kahn,
Nuch bald am Himmelsufer an.

Gelobt sei nun die stille Nacht,
Gelobt der süße Schlummer!
Wohl hat der Tag mir warm gemacht,
Mich wek der lange Kummer.
Die Lust der Fremde ging mir aus.
Zum Vater walle ich nach Haus.

Was hält noch meine Heimkehr auf?
Die Liebsten ruhn schon lange.
Mein Grab schließt meinen Lebenslauf,
Mein Herz warum so bange?
Zu suchen habe ich nichts mehr.
Das Herz ist satt, die Welt ist leer.

Unendlich und geheimnißvoll
Durchströmt mich süßer Schauer.
Mir dünkt, aus tiefer Ferne scholl
Ein Echo meiner Trauer.

Die Lieben sehnen sich wohl auch,
Und sandten mir der Sehnsucht Hauch.

Belehrt ruft er noch froh:

Der Erde Druk, die heiligen Uebel des Lebens
Erhöhn den Geist, erheben die Seele zu Gott!

Jünglinge, verzeihet! Allein der heiligen Säng'er Lieder sind mir immer Reflexe der Lieder der Heiligern droben, sind mir ein Lichtecho, des Mondes Silberlicht vom goldenen der Sonne.

Ich warte, Herr! nun auf dein Heil, auf deine Sonne, Herr! Die Meinige geht unter. Er betet noch. Die Müze entfällt seinen gefalteten Händen. Es ist vollbracht — mein Sonnenlauf. O Jesus, nimm meinen Geist auf! Und — verlöscht. Herunter ist die Sonne, der letzte Strahl!

Komm' ihm, und wer es auch sei, ein guter Geist entgegen

Bis an das Thor der bessern Welt,
Und führ' ihn schnell auf schon bekannten Wegen
Hin, wo die Huld Gerichte hält!

Und — was ist aus ihm, aus der Sonne geworden?
Die Ewigkeit wird es ihm sagen. Ich weiß es nicht. Wir können es nicht herausbringen. Es ist nicht nöthig. Wir wissen von uns selbst nicht. Ja wohl sagt ein Spruch-

wörtchen: Jeder wisse was er gewesen; was er aber werde, könne er nirgends lesen. Er ist bei Gott! Aber, daselbst angelangt, ist er vielleicht doch nur, sogar wenn er sich vorbereitet haben wird, unter den höhern Geistern ein niedriger, und unter Engeln ein kleines, als Sternchen aufgehendes, Kind nur! Sein Gastgewand kann nur das sein, das er selbst sich gewoben. Doch kann ihm auch ein Ehrenkleid, wie dem verlorren Sohn, freundlich angethan werden. Kann es jedoch für Alle passen?

Ja! er ist untergegangen — im Westen, und kommt im Osten gewiß nicht wieder hervor. Warum war Er hier, gerade Er, für ihn kein Anderer? Warum mußte er hier sein, auf- und untergeben? Ich freue mich, daß wir noch auf diese Frage stoßen, denn, sie ist allgemein.

Haben wir früher unsere Ansicht vom kindlichen, poetischen, Idealistren der Dinge der Erde und unsers Aufenthaltes auf ihr in Freud und Leid, damit wir heiter durch das Leben bis an dessen Ende wandeln, aufgeführt, so sprechen wir hier nun endlich eben Allgemeiner, weil wir nun allen Lauf des Menschen, seiner Sonne, vom Osten bis zum Westen beobachtet, sie kommen, dasein und untergehen gesehen haben. Es ist also hier von unsrer allgemeinen, nicht zeitlichen, Bestimmung nur, die Rede. Jünglinge! Eure Aufmerksamkeit sei noch nicht müde. Kaum kann ich mich von Euch trennen!

Der Lateiner sagte: Sage mir, warum da du seist, und

ein schlichter Bauer äußerte gegen einen noch Schlichtern, aber Einfältigen: Ich wette mit dir eine halbe Maass Most (Apfelwein), daß du mir nicht einmal sagen könntest, warum Du, Du, auf der Welt bist? Auswendiggelernte Formelantworten gälten jedoch hier gar nichts!

Ist der Mensch aufgegangen, um aufgegangen, da gewesen, um da gewesen, untergegangen, um untergegangen zu sein? Das sei ferne! Die Sonne wird um eines Zweckes willen kommen, laufen und wieder gehen! Und ihr Gehen muß wie ihr Kommen und Dasein irgend Etwas wollen. Soll sie etwa nur den Schmelz der Blumen von oben beschauen, und sind sogar die Sterne nur um ihrer willen? Und eben so wenig ist der Mensch emporgestiegen, daß ihm Andere nur fröhnen. Um seiner Eigensucht willen darf er nicht sein. Soll er aber sich selbst ausziehen? Allein für Andere sein? Das scheint der Fall bei der Sonne zu sein. Sähe sie, so sähe sie auch mit Wohlgefallen ihr Können, Thun und Gelingen; so fühlte sie sich auch. Der Mensch sieht in sein System hinein. Darum scheint er auch für sich gekommen und hier gewesen, für sich weggegangen zu sein? Man will ihn auch ausschließlich zur Verherrlichung Gottes, als ob ihm Gott für Gott gerufen, setzen. Der Gedanke ist groß, erhaben. Wohl wäre Dieses sein Schönstes, weil Schwerstes, wenn nur die Unmacht die Allmacht, die Thorheit die unendliche Weisheit, die Sünde die Heiligkeit, und die Hand voll Staub die ewige geistige Wesen-

heit, die aller Himmel Himmel umfaßt, wahrhaft verherrlichen könnte. Gott aber wird keine Verherrlichung suchen, sich selbst nicht verherrlichen wollen!

Die Sonne kommt auf seinen Ruf, sie lauft auf seinen Ruf, und geht auf seinen Ruf auch unter. Und so der Mensch als Sonne. Sie steht selbstständig in ihrem Systeme. Also auch der Mensch! Sein Haus, all sein Verhältnis, seine Hausgenossen, alle oben Bezeichneten, sind seine ihn umgebenden Planeten. Er ist darum für sich selbst, und darum in gleicher Art auch für Andere. Zugleich ist er nicht minder für Den da, der ihn irgendwo hinein, gerade wie den Erdball, gesetzt. Allein die Kreise durchkreuzen einander. Soll er die Sonne, das Licht seines Systems, sein, so sind alle Andere eben so wohl für ihr System geschaffen. Die drei Worte der Schrift: Der Mensch soll das, wozu er berufen, für sich ergreifen — er soll sein Licht leuchten lassen vor den Menschen, damit sie u. s. w., und — Keiner lebe und sterbe sich, sondern dem Herrn, sagen auch hierin Alles. So wäre denn seine, ihm bewusste oder unbewusste Bestimmung, der ihm gesetzte Zweck: im ewigen Dienste Gottes, immer irgendwo, selbstständig und lebend, sein ganzes System zu durchleuchten!

Jünglinge! Ist dieser Dienst nicht würdig? Ist seine Absicht nicht human? Sichert er den Menschen nicht auch selbst? Paßt dieser Zweck nicht am besten zur Bestimmung einer und jeder größten oder kleinsten Sonne? Für Gott

und sich und Andere ist der Mensch, das Lichtkind, aufgetreten! Der Ueberfromme nur will, während ihn Gott noch auf der Erde hält, nicht mehr auf Erden sein, statt, was ihm hier aufgegeben, auszurichten, nicht nur am, sondern im hohen Firmamente wandeln, und, statt aufzuschauen, schon jetzt im Himmel sein; der Eifersüchtige sein System zu seinem Ich machen, in sich das Licht verschlingen, und einziges Licht im Dunkel um sich her sein; aber irreligiös ruft der Dritte: wer ist der Herr, in dessen Dienst ich stehen soll? O, der Einseitigkeiten und Verderblichkeiten!

In diesem hohen Zwecke wird Gott, das Ich und die Menschheit wahr angeschaut. In ihm ist Religion, Theilnahme und Selbstwehr, in ihm ein rechter Zeit- und Raumbgebrauch nebst einer, zwar schwankenden, doch sichern Drahtbrücke in die Zeit- und Raumslosigkeit möglich, in ihm sogar für uns die Pflicht, das Recht und der Genuß, der Glaube, die Liebe und Hoffnung, ja Alles, bis das Mehrere nachkommt. Hierzu mußte von allen Verhältnissen, hierzu so viel von uns und von Andern gesprochen, hierzu in die Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, und so weit möglich, in sie hineingeschaut werden. Durch sie sind alle Zeitalter an sich gleichen Werthes, und gleichen Werths das Kommen, Dasein und Weggehen der Sonne, so wie durch sie nur das Leben kindlich aufgefaßt, aufgefaßt und angewendet, das Dasein idealisirt, das Unsichtbare sichtbar,

alles Niedrige hoch, das Herz demüthig und starken Gefühls, niemals verzagt noch trotzig, das Künftige gegenwärtig und das Gegenwärtige künftigt, die Zeit Ewigkeit und die Ewigkeit Zeit wird. Eins wird so Alles! Alle Abwege des sich äußernden, ins Leben sich setzenden Menschlichen Geistes und Gemüthes sind außer ihr. O, Jünglinge! prüfets und bewährts an Euch selbst! Man muß doch hier wissen, warum man hier sei! Wird der, der sich hier nicht klar wird, jenseits wissen, warum er jenseits sei? Man kann vielleicht auch dort gedankenlos, sich selbst ganz dunkel sein. Wenn eine Finsterniß unterginge, würde sie durch den Untergang Klarheit?

Als ein alter Hausvater, der Alles in Hof und Feld gerne selbst und allein, damit es recht gemacht sei, ordnete und machte, sterben sollte, jammerte ihn der Zustand der Dinge um sich her. Er meinte und phantasirte, es könne ohne ihn nicht gehn. Witzig sagte ihm sein Sohn kurz vor dem Scheiden: Sei ruhig, mein Vater! Der Kuckuk wird alle Frühling dennoch guksen! Der Vater starb und es geschah also! Ihm gleichen viele wohlwollende, thatkräftige, entschiedene, aber allzuregtsame Männer (auch viele Hausfrauen). Sie wäbnen, nicht untergeben zu dürfen. Ihr Sonnenuntergang sei der Weltuntergang. Aber, kein Josua ruft: Steh' still, o Sonne! Lasset sie untergehen! Mache der Mensch sich nicht so wichtig. Wäbne sich auch nicht Einer unentbehrlich. Die Erde besteht, wenn auch

die Sonne untergegangen, tief unter dem Horizonte, im Nadir oder der Mitternacht unten ist, besteht noch in der tiefsten Finsterniß. Ja! wenn keine mehr wieder käme, im Osten wieder aufträte? Sei unbesorgt: Staatsmann, Arzt, Rektor, Prediger, Landmann und Künstler! Die Welt ist alt und ewig jung! Verlöscht einmal die Sonne — Gott zündet eine Andere an. O, du wirst ersetzt, wo und wer du sein magst. Gott sorgte, sorgt, wird sorgen. Bist du ein Licht, so setze dein Erleuchten jenseits fort. Dort sind auch Sonnen nöthig. Sei wenigstens ein Funken. Doch mag es eher heißen: Mache dich auf, denn dein Licht kömmt. Ja, es kömmt dir erst, du bist's nicht selbst! Und die Herrlichkeit des Herrn geht auf über dir! (nicht du über ihr, Stolzer!) Stolze, aufstrebende, wie Raketen zum Himmel fast senkrecht aufsteigende Jünglinge! erwäget auch Dieses. Allerdings waret Ihr noch nie, seid jetzt hier, glänzet, wollet, leistet — in Hoffnung, aber erwäget's doch. Ihr solltet kommen, also waret Ihr erwartet, aber man erwartet noch Andere, ja Alle die kommen.

Im Sinne des Gesagten, des Allgemeinen fasset nun alles mit den Augen zur Prüfung, mit den Händen jedoch zur Thätigkeit an. In diesem Sinn schaut alle Wissenschaft und Kunst, alles Recht, alle Moral und Religion, die Natur oder alles Leben, die Erde und das All an; in diesem Sinne die Unendlichkeit Euerer und jedes Menschen Aufgabe, in diesem Sinne alle religiösen, sittlichen und

Klugheitsverbote und Geböte, in diesem Sinne besonders alle Zeiterscheinungen in Staat, Kirche, Schule, Menschenwelt und Haus, um in denselben nie Euch und Eure Selbstheit zu verlieren, nie Tagen, Stunden, d. h. dem Alterneusten, weil es neu ist, zu huldigen, nie einem Meister nur zu leben, oder ohne Grundsatz, Maassstab und Richtschnur urtheilend, unselbstständig im Kampfe der Parthei zu sein, und von dem Neuen und dem Alten gleich geschaufelt auch fort und fort zu bleiben; in diesem Sinne endlich das Leben und den Tod, und welches da sei die GröÙe des Unterschiedes zwischen dem, der sterbend zu einem Freunde sagen konnte: nun ist der Betteltanz bald aus, und dem, der da seufzte: Herr! Auf dein Heil warte ich! Sprach doch Göthe, sterbend noch wenigstens erfreuend, hebend, phantastrend, zu den Umstehenden: Macht nur, daß mehr Licht hineinkomme!

Sa, mache dich auf, Jüngling! du bist schon ein Licht, eine Sonne, aufgegangen am Himmel! Werde ein Licht! Laß dein Licht leuchten! An dir mögen Andere noch mehr Licht holen. Am Himmel empfängt oder holt stets ein Stern vom Andern Licht. Aber, dein Licht kömmt dir doch erst recht im Laufe der Zeiten. Endlich gehst auch du wieder unter! Die Herrlichkeit Gottes aber mag einst auch über dir aufgehen!

Jünglinge! Ich ende. Ich muß ja enden. Ich ließ Euch alle aufgehen, und — prophetisch untergehen! Allein,

wann und wo und wie Eure Sonne untergehen werde, ist ungewiß, doch, so wahr sie aufgegangen ist und heute noch leuchtet, wird sie untergehen. Das Faktum ist gewiß; die Anwendung ungewiß.

Werdet Ihr alle bezeichneten Abschnitte des Menschenlebens durchleben? Der Jüngling hofft des Greisen Ziel, sagt Gellert. Allein von tausend Menschen stirbt nur Einer vor Alter. Durch ihre Wünsche sind, allerdings Alle, Wenige ausgenommen, zum hohen Alter berufen, aber nur Einzelne ausgewählt. Xerxes weinte, daß von seinem Heere, einer Million, nach hundert Jahren auch nicht Einer mehr übrig sei.

Doch, was wartet Euer? (ruft für Euch ein Sänger) Ach,
ein unbelohnter Schweiß

Im Hoch des Amts bei reifen Jahren,
Für Anderer Wohl erschöpft, als unbrauchbarer Greis
Hinunter in die Gruft zu fahren?

Vielleicht sieht Einer von Euch bald in die verklärten
Zonen

Noch ehe Ihr Euch werdet hie gewöhnen!

Wen wird, verborgner Rath! die nahe Reise treffen
Aus Eurer jetzt noch frohen Schaar?

O Jüngling! laß dich nicht von süßer Hoffnung äffen!
Zum Wachsamsein verbarg Gott die Gefahr.

Doch, Jünglinge! nicht das interessirt oder bekümmert mich; mich bekümmert um Euch Größeres. Was? muß Euch Allen klar geworden sein. Mit dem Sterben gibt es sich einmal von selbst, aber mit der Sittlichkeit und dem Blick zum Himmel nicht.

Ich habe zu Euch gesprochen; das Meiste für Euch; Einiges jedoch auch für Männer und Greise. Ich sah ja Einige derselben ebenfalls als Zuhörer hinter Euch in entfernteren Halbkreisen sitzen. Was für Euch erst Prophetie war, war für sie schon seit längerer Zeit Erfüllung, und sie müßtet Ihr fragen.

Es gibt einen Aufgang, eine irdische Sonne — ein Wandeln derselben am Himmel, oder ein Dasein, einen Untergang, ein Nichtmehrdasein, und — eine neue Sonne, eine neue Welt, also einen Wiederaufgang. Weiter als bis zu diesem Gedanken konnte ich Euch nicht führen, weiter weiß ich den Weg selbst nicht. Ich denke nur, die Straße sei breit, und es haben sie, mit Hülfe einer Hand von Jenseits, noch Alle gefunden. Columbus nahm oft ein Wehen von Westen her wahr. Er schloß auf eine noch nie gesehene Welt im fernen Jenseits. Es lag jenseits des größten Ozeans. Es war ein schönes Land daselbst. Er ahnte es, er kannte es prophetisch. Ja!

Kennst du das Land, woher im Jugendtraum
Schon jezo Engel steigen auf der Erde Raum?

Sie wachten schon bei deinem ersten Schritt,
 Und gingen schützend durch dein Leben mit.
 Kennst du es wohl? Dahin, dahin!
 Will schon das Kind mit seinen Träumen ziehn.

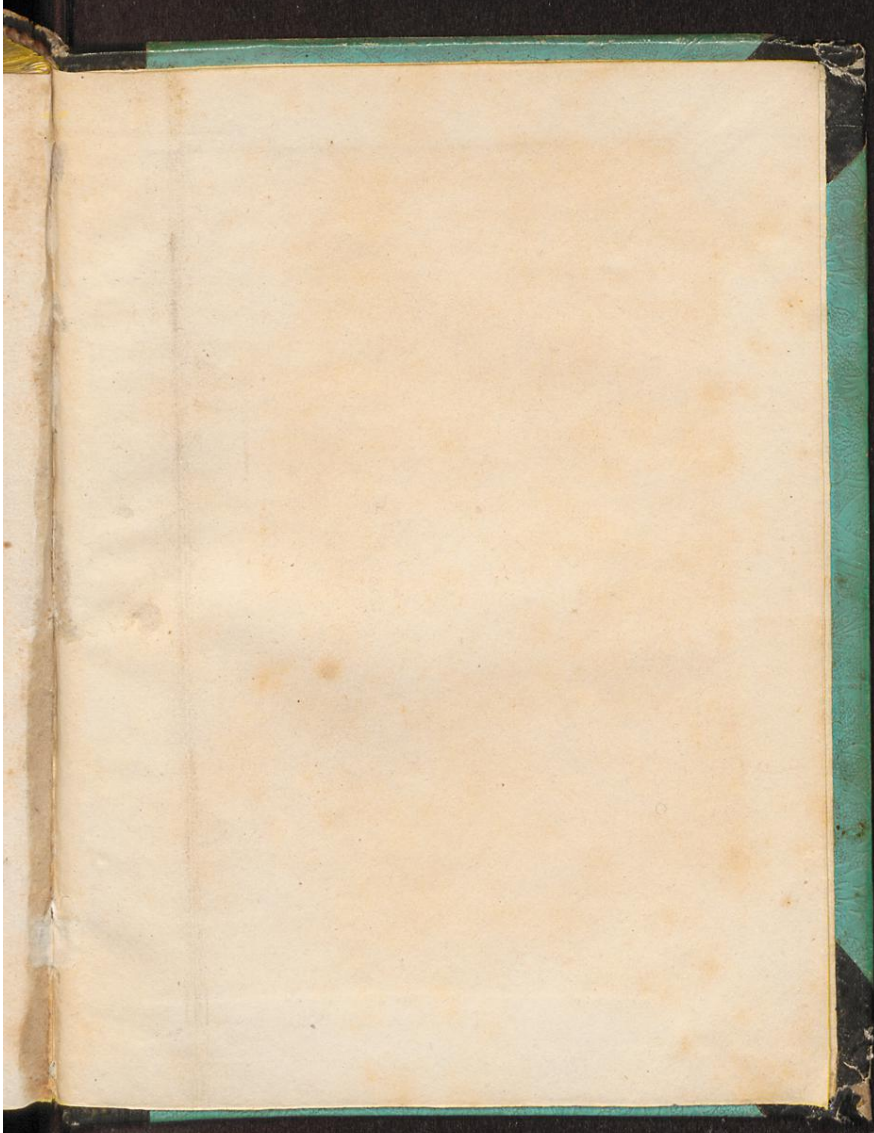
Kennst du das Land, zu dem das Aug' sich hebt,
 Wenn bang das Herz im Kampf und Sturm erbebt,
 Woher dem Muthigen die Hoffnung strahlt?
 Woher der Zukunft Siegesstimme schallt?
 Kennst du es wohl? Dahin, dahin!
 Mag fröhlich deine hohe Seele ziehn.

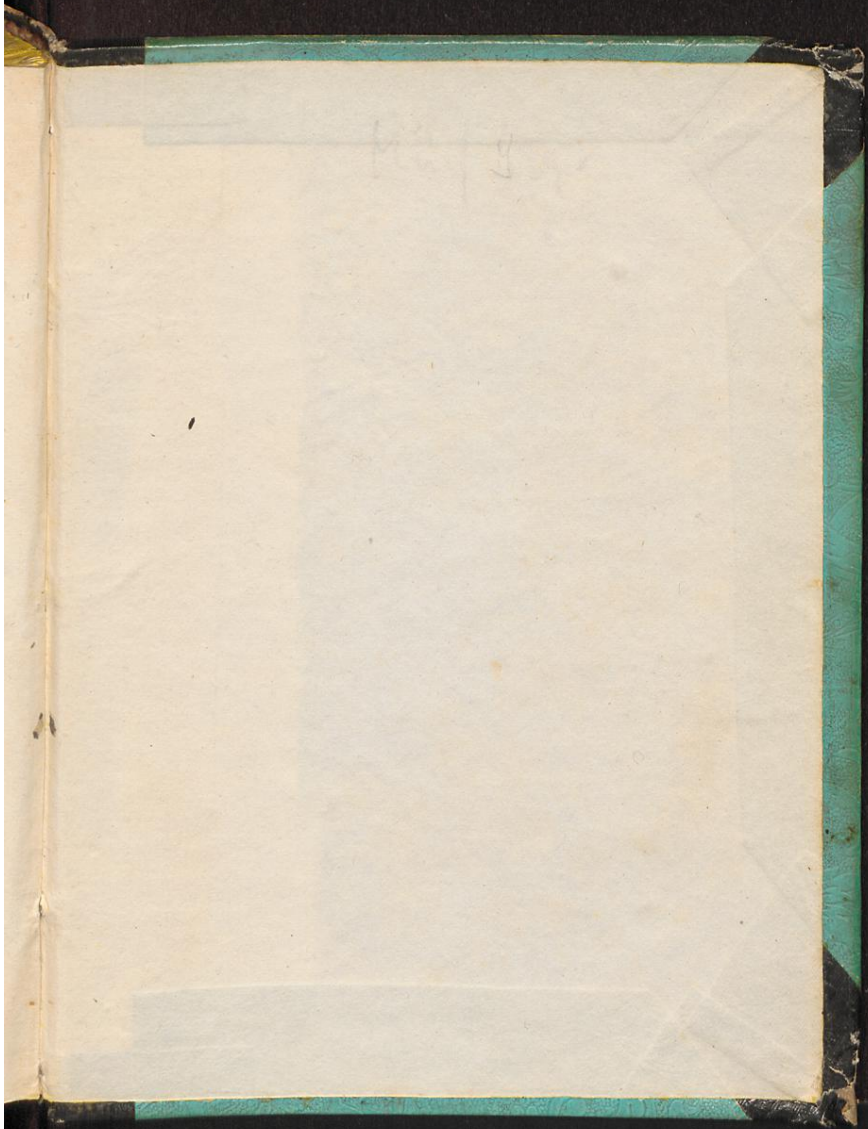
Kennst du das Land, das große Vaterhaus?
 Der Mann und Greis schmückt es gar wonnig aus.
 Er hört schon jetzt bei jedem Grabgesang
 Entschlafener den ew'gen Jubelklang.
 Kennst du es wohl? Dahin, dahin!
 Will dich das Herz mit stillem Sehnen ziehn.

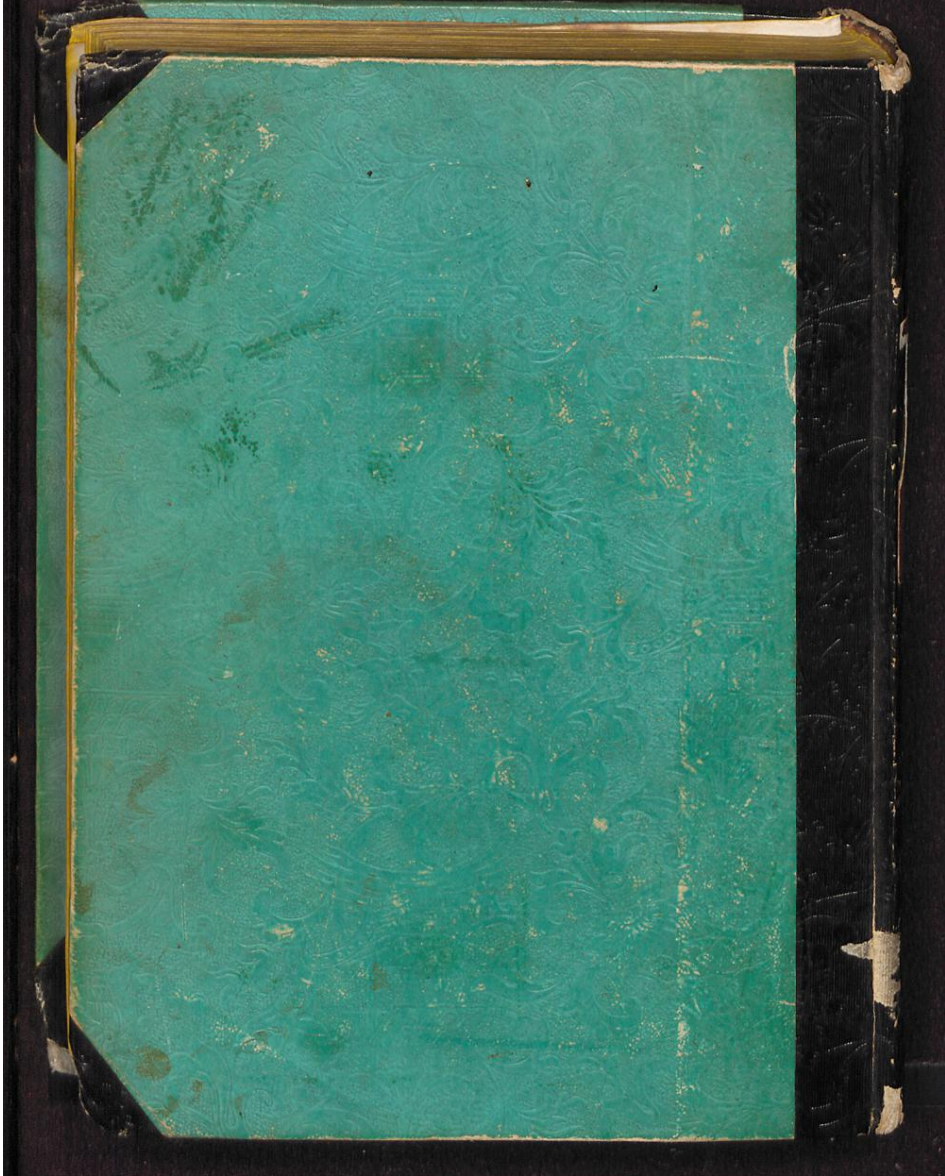
Kennst du das Land, wohin des Führers Hand
 Den Jüngling leitet mit des Wortes Band,
 Wo weder Sonn' noch Mond, wo Gott, das Licht,
 Schon in des Todesnacht durch Wolken bricht?
 Kennt Ihr es wohl? Dahin, dahin!
 Möcht' ich, o Jünglinge! mit Allen zieh'n!

Und der Sprechende stund auf von seinem Nasensitze. Gott befohlen! rief er, Alle, Alle! Eine Thräne glänzte in seinem Auge. Die Jünglinge wußten nicht, ob sie der Wehmuth oder Hoffnung glänze. Er verhüllte sein Angesicht mit dem Mantel. Und er wandte sich noch einmal. Sein Scheidewort, sein letztes war wieder: Gott befohlen! Da verließ er sie und wandte sich nicht mehr. Die Jünglinge aber waren, wie Er, der Wehmuth und der Hoffnung einige Minuten hingegeben.









Schritlin

Leathon

kun c
0882

